

Erstes Buch.

Lehr- und Wanderjahre.



Lehr- und Handbuch
des
Lehr- und Handbuch



Erstes Capitel.

Familie und Schule.

Johannes Schulzes Lebensarbeit bildet ein Stück der Leistungen des preussischen Beamtenthums aus der Zeit Friedrich Wilhelms III., das nach Schmollers treffendem Wort alle Elemente der neuen literarischen und politischen Bildung mit dem Eifer und der Pflichttreue der Beamten aus der Schule Friedrich Wilhelms I. vereinigte. Es ist bekannt, was für die Erhebung des preussischen Staats und der deutschen Nation die damals vollbrachte Verbindung preussischer Traditionen mit modernem deutschem Geistesleben bedeutet, wie hierfür im preussischen Staat ausserhalb Preussens geborene Deutsche im Verein mit altpreussischen Genossen gewirkt haben. Auch Johannes Schulze gehört zu den vielen hervorragenden preussischen Beamten und Berliner Geheimen Räthen, deren Wiege nicht auf preussischem Boden gestanden hat; er war 30 Jahre alt, als seine Kraft dem preussischen Staate gewonnen wurde. Kurz zuvor hatte Niebuhr geschrieben: „Preussen ist kein abgeschlossenes Land: es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preussen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, dass die verschiedenen Völkerschaften, deren Gesamtname Preussen ist, von so grosser Eigenthümlichkeit sind, und dass der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüten Deutschlands zu schmücken“. Den Staat seiner Wahl mit den Blüten Deutschlands zu schmücken, nach dem Rath, welchen der auch von ihm hochverehrte Freund Niebuhrs, welchen Gneisenau ertheilt hatte, „an die preussischen Universitäten die eminentesten deutschen

Gelehrten zu ziehen“, hat sich Schulze eifrig bemüht: seine Lebensbeschreibung wird davon zu erzählen haben; gleich am Eingange derselben verdient wohl die Thatsache betont zu werden, dass er selbst, bei dessen Wirken man mehrfach nicht ohne Grund ein specifisch preussisches Gepräge hervorgehoben hat, nicht innerhalb der preussischen Grenzpfähle geboren ist. Haben in seinen Tagen bei der Neugestaltung des preussischen Staats und Heers, bei der Gründung des deutschen Zollvereins Deutsche verschiedener Gaue und Stämme zusammengewirkt, so auch bei der Leitung des preussischen Unterrichtswesens: wie neben dem Brandenburger Wilhelm von Humboldt der Westfale Süvern, steht neben dem Franken Altenstein der Mecklenburger Johannes Schulze.

Aus der Schilderung des populärsten Schriftstellers unter seinen Landsleuten, aus Fritz Reuters Festungstid, wissen dessen Leser, wie es 1838 in der mecklenburgischen Festung, dem Städtchen Dömitz an der Elbe aussah; Ernst Moritz Arndt hat besungen, wie 1809 Schill und die Seinen Dömitz stürmten und die Franzosen herausjagten. Bei den damaligen Kämpfen brannte das Haus nieder, in welchem der Elbzollverwalter Johann Georg Schultze in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gewohnt hatte; hier an einem der grossen Flüsse, die nach Goethes Wort „wie das Meeresufer immer etwas Belebendes haben“, verbrachte sein ältester Sohn seine Kinderjahre. Aber nicht hier, vielmehr im Haus seines mütterlichen Grossvaters des Kaufmanns und Bürgermeisters Karl Lantzius in dem nordöstlich von Schwerin gelegenen Städtchen Briel ist er am 15. Januar 1786 geboren; zwei Tage darauf empfing er bei der Taufe die Namen Johannes Karl Hartwig. In Versen zur Feier seines Geburtstages ist später daran erinnert, dass derselbe Tag schon 32 Jahre zuvor für das preussische Unterrichtswesen Bedeutung erlangt, einem der thätigsten und einflussreichsten Schulmänner, Friedrich Gedike, das Leben geschenkt hatte. In mancher Beziehung tritt eine Verwandtschaft zwischen Beiden hervor, hat Schulze weiter gebaut auf dem Fundament, das Gedike zu legen geholfen hat, — aber von allen individuellen

Verschiedenheiten abgesehen, welch' andere Voraussetzungen hatte für den Jüngeren das Menschenalter zwischen beider Geburt geschaffen! Als der eifrige Vertreter der pädagogischen Bestrebungen Friedrichs des Grossen zur Welt kam, hatte der König noch keinen der Siege des siebenjährigen Krieges erfochten und auch Lessing sein „Rossbach wider die Franzosen“ noch nicht geschlagen, hatte Kant sich noch nicht habilitirt und Winckelmann noch nicht die Alpen überschritten, war Herder ein neunjähriger, Goethe ein vierjähriger Knabe: wie anders musste, nachdem durch sie alle dem deutschen Leben ein neuer Inhalt gewonnen war, Bildung und Thätigkeit eines deutschen Philologen und Schulmanns sich gestalten, der im Todesjahr Friedrichs des Grossen, im Jahr von Goethes italienischer Reise geboren wurde, ein Vierteljahrhundert nach Schiller und Friedrich August Wolf, ein halbes Menschenalter nach Schleiermacher und Hegel, ein Jahrzehnt nach Niebuhr, wenige Monate nach Welcker, Bekker und Böckh, Jacob Grimm und Dahlmann!

Die Elemente der neuen Bildung sich anzueignen wurde Schulze durch die Verhältnisse seiner Eltern erleichtert. Beide entstammten sie wohlhabenden Bürgerfamilien des protestantischen Norddeutschlands. Nach Schulzes Erinnerung war wie sein Vater, so auch schon dessen Vater und Grossvater Verwalter des Elbzolls gewesen; so wurde das Amt als erblich in der Familie betrachtet. Mit ihm war keine feste Besoldung, aber der Ertrag bedeutender Sporteln verbunden; dieselben beliefen sich in dem Gnadenjahr, das mecklenburgischem Gebrauch gemäss nach dem frühen Tod Johann Georg Schultzes der Familie bewilligt wurde, auf nicht weniger als 5000 Thaler. Ausser seinem geräumigen Wohnhaus hatte Johann Georg Schultze drei Gärten und erhebliche Ländereien und Capitalien besessen: so setzte sein väterliches Erbtheil Johannes in den Stand sich sorgenfrei auszubilden und seiner wissenschaftlichen Neigung nachzugehen. Und besseres als äussere Güter haben seine Eltern ihm mit in das Leben gegeben.

Seinen Vater charakterisirt er selbst als „ernst, aber sehr menschenfreundlich; er half wo und wie er nur konnte.

In allen geselligen Kreisen war er gern gesehen; er zeigte sich liberal und gastfrei. Er hatte Liebe für Thiere und Pflanzen und äusserte dieselbe in heiterer Pflege seiner Baumschule, seiner Kanarienvögel, Drosseln und Nachtigallen, seiner Hunde und Pferde“. In Hamburg im Institut von Büsch gebildet, zeigte er auch später Interesse für die Vorgänge ausserhalb seines Weichbilds; mit reger Aufmerksamkeit verfolgte er die Stürme der französischen Revolution; noch als Greis erinnerte sich Johannes der tiefen Bewegung, mit welcher der Vater unter vielen Thränen die erste Zeitungsnachricht über die Hinrichtung Ludwigs XVI. vorlas. Für seine und seiner Frau religiöse Anschauungen ist es bezeichnend, dass wie ihr Sohn erzählt, „Sturms Morgen- und Abendandachten und Bogatzkys Schatzkästlein ihnen zur Hand waren, um sich und ihre Kinder häuslich zu erbauen; der Morgen-Gottesdienst in der Kirche wurde von allen Familiengliedern regelmässig besucht; am Charfreitag wurde bis zum Abend kein Feuer auf dem Heerd geduldet.“

Länger und tiefer als der Vater hat auf die Entwicklung ihrer Kinder die Mutter eingewirkt. Hedwig Maria Sophie Lantzius, die „einzige Tochter braver und gottesfürchtiger Eltern“, war am 3. Oktober 1764 in Bruel geboren; sie befand sich in einer Mädchenerziehungsanstalt in Schwerin, als ihr späterer Mann sie kennen lernte. „Sie galt“, sagt ihr Sohn, „in ihrer jugendlichen Frische für eine schöne Frau“; mehr rühmt er ihre inneren Vorzüge, ihre echte Gottesfurcht, ihre thätige Menschenliebe, ihren heitern lebensfrohen Sinn. „Im geselligen Umgang“, berichtet er, „bewegte sie sich in würdiger, fast vornehmer Haltung, ohne ihre natürliche norddeutsche Gutmüthigkeit jemals zu verleugnen. Im Gespräch mit ihren Kindern und vertrauten Freunden bediente sie sich gern des Niedersächsischen. Ihr Urtheil über andere war scharf und in der Regel richtig. Für König Friedrich Wilhelm III. hegte sie eine innige Verehrung und sein Bildniss allein schmückte ihr Wohnzimmer. Bis zum späten Alter blieb sie ungemein thätig im Spinnen und Stricken für ihre beiden Söhne; im 75. Lebensjahre konnte sie noch von sich melden, dass sie keiner Brille bedürfe und noch kein graues Haar

habe. Hegewisch, ihr Arzt in Kiel, wo sie ihre letzte Lebenszeit verbrachte, pflegte sie täglich zu besuchen, weil er eine besondere Freude an der ungeschwächten Lebhaftigkeit ihres Wesens hatte.“ Nicht nur Johannes, auch seine Frau, die von der ersten Begrüssung an mit ihr in ein inniges Verhältniss getreten war, empfanden schwer den Verlust, als ein Schlaganfall am 27. August 1838 ihr Leben endete — wenige Wochen, nachdem beide sie noch einmal hatten besuchen können. Deutlich zeigen ihre Briefe, welche ihr Sohn sorgsam aufbewahrt hat, mit welchem Interesse sie sein und der Seinigen Leben verfolgte, wie sie Gott dankte, dass er ihr Gebet erhört und ihren Johannes eine so würdige Gattin habe finden lassen, wie sie den lebhaftesten Antheil an den Enkeln nahm.

Unter der treuen Hut dieser Eltern wurde die ererbte körperliche und geistige Gesundheit ihres ältesten Sohnes gekräftigt, in diesen glücklichen Verhältnissen seiner Jugend gleichzeitig Unabhängigkeitsgefühl und Achtung vor sittlichen Autoritäten in ihm entwickelt.

„Eine auffallend breite Brust, breite Schultern, eine hohe Stirn, starke Gliedmassen bei einer kurzen unteretzten Gestalt, starkes blondes Haar, helle blaue Augen, schnelle Bewegungen“: alles an ihm verrieth nach Rudolf Köpkes Schilderung Lebensfülle und Frische; sie prägte sich aus auch in wildem, ausgelassenem Spiel. Noch später hat Schulze manchmal von dem Uebermuth seiner Kinderjahre erzählt — auch von den Schlägen, mit denen ihn der Elementarlehrer in Dömitz zu bändigen versuchte.

Der Vater wünschte ihn anderer pädagogischer Leitung anzuvertrauen — er beabsichtigte einen gebildeten Candidaten als Hauslehrer anzunehmen, als sein Tod die Ausführung des lang gehegten Planes hinderte. Unerwartet früh raffte ein Lungenübel den noch nicht ganz 36jährigen Mann dahin; noch am Morgen hatte er mit Johannes gesprochen, als dieser zur Schule ging — wenige Stunden später wurde dem völlig unvorbereiteten Knaben die Trauerkunde: „Hanne Schultze, din Vadder is dod“. Bis in sein höchstes Alter blieb ihm der Abend im Gedächtniss, an welchem die Leiche feierlich unter

Begleitung vieler Stocklaternen in der Familiengruft in der Stadtkirche beigesetzt wurde.

Es war der erste tiefe Schmerz, der erste harte Verlust, welcher den zehnjährigen Knaben traf; um so werthvoller waren für ihn und seine jüngeren Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester, die sorgsame Liebe und Thatkraft, welche die Mutter bei ihrer Erziehung bewies. Am besten konnte ein Freund des Verstorbenen, den er selbst zum Vormund seiner Kinder bestimmt hatte, Amtmann Sevecke auf Heidhoff bei Dömitz, das Wesen und Walten der Wittwe beobachten — er wurde dadurch so sehr angezogen, dass er selbst ihr seine Hand anbot; aber so manche Gründe für den befreundeten Bewerber sprachen, sie konnte sich nicht zur Annahme seines Antrages entschliessen; feinführend und energisch zugleich wich sie jeder weiteren Begegnung aus, indem sie zu ihren Eltern nach Bruel zog und erst nach Seveckes Tode nach Dömitz zurückkehrte.

Bei der schnellen Ausführung ihres Entschlusses blieb ihr Aeltester, der in Dömitz die Stadtschule besuchte, hier zurück; er kam in Pension zu seinem Onkel, Pastor Wenzel, welcher die einzige lebende Schwester seines Vaters geheirathet hatte. Leider wurde auch er, in dem Schulze noch später „das Muster eines echt evangelischen Geistlichen“ verehrte, früh dahingerafft; wie sein Neffe erzählt, sah er „seinem Tod, den er sich durch den Besuch eines gefährlich darnieder liegenden ansteckenden Kranken zugezogen hatte, in christlicher Demuth entgegen und versammelte seine Gattin, seinen Sohn, mich und die übrigen Hausgenossen noch einmal um sein Sterbelager, alle um Verzeihung bittend und alle segnend“.

Hatte so der Tod auch diesen Verwandten unserem Johannes früh geraubt, so hat dagegen sehr lange auf seine geistige und sittlich-religiöse Ausbildung einen wohlthätigen Einfluss sein Grossvater und Pathe, der Amtsverwalter Johannes Stute, üben können, mit dem die Mutter seines Vaters sich in zweiter Ehe verbunden hatte. Aus Osnabrück gebürtig hatte er in einem grossen Handlungshaus in Altona gearbeitet; von hier hatte ihn Herzog Friedrich in den mecklen-

burgischen Dienst berufen, weil er ihn als Fabeldichter hatte schätzen lernen. Sein Amt liess ihm in Dömitz reichliche Musse, seinen literarischen Interessen sich zu widmen; besonders beschäftigten ihn Mathematik, Astronomie und Architektur. Er besass eine für Dömitz sehr ansehnliche Bibliothek, darunter auch werthvolle Kupferwerke; gern gestattete er dem Enkel einen Einblick in einzelne der geliebten, sämmtlich in Halbfranz gebundenen Bücher, unter denen er kein beschädigtes oder beschmutztes Exemplar duldete. Durch sein Vorbild wurde in Johannes die Neigung, selbst eine Bibliothek zu sammeln, früh geweckt und fort und fort gepflegt. „Treu den Regeln seines Adelung“ bestimmte Stute seinen Enkel, auch das überflüssige t in seinem Namen zu streichen und seit seiner Studentenzeit sich stets Schulze zuschreiben.

Der geistigen Entwicklung des Knaben widmete neben ihm auch der Rector der Dömitzer Stadtschule, Geisenhayner, nachhaltige Aufmerksamkeit. Ein geborener Altenburger, hatte er in Jena studirt, mit der Gemahlin des Herzogs Friedrich Franz, einer thüringischen Prinzessin, war er nach Mecklenburg gekommen und gehörte somit nach der Erzählung seines Schülers zu den „Sackträgern, wie die beschränkten und neidischen Mecklenburger die aus Sachsen gekommenen Candidaten zu benennen liebten“. Ausgestattet mit natürlicher Beredsamkeit, wurde er ein beliebter Kanzelredner in Dömitz; als Kirchenrath in Bützow ist er gestorben. Als er Rector der Stadtschule war, hatte er Johannes als fleissigen Schüler kennen und schätzen gelernt; auf dessen Bitte gab er ihm, auch nachdem er zum zweiten Stadtprediger in Dömitz ernannt war, an jedem Abend von 8–10 Uhr Privatunterricht im Lateinischen. Im April 1800 stellte er dem Vierzehnjährigen ein sehr günstiges Zeugniß aus über „seinen stets gleichen Fleiss und Application und seine ganz untadelhafte Aufführung“. So erlernte Schulze in Dömitz die Elemente des Lateinischen, Griechischen und Französischen; daneben übte er sich in einer Privatstunde bei dem Festungsingenieur Plener eifrig im Zeichnen — leider nur nach Vorlegeblättern. Sein fast einziger Spielgenosse war in dieser

Zeit der taubstumme Sohn eines jüdischen, ihm gegenüber wohnenden Kaufmannes; er verständigte sich mit ihm sehr gut durch Zeichensprache. Diesem Umgänge schrieb er später selbst die Lebendigkeit seiner mündlichen Darstellung zu.

Vierzehn Jahre alt verliess er Ostern 1800 Dömitz, um die Domschule in Schwerin zu beziehen. Er verweilte dort $2\frac{1}{2}$ Jahre; schon Michaelis ward er aus Obersecunda nach Prima, bald darauf nach Selecta versetzt. Unterricht und Disciplin waren leider an dieser Schule in kläglicher Verfassung, und besonders schlimm stand es damit gerade in Prima und Selecta. Unter seinen damaligen Lehrern wusste Schulze später nur den Collaborator Wucke zu rühmen, der in der Obersecunda unterrichtete. Dagegen erinnerte er sich dankbar der Beziehung zu mehreren Schweriner Familien, welche ihm wie andern auswärtigen Domschülern an bestimmten Tagen der Woche freien Mittagstisch gewährt, ihn in ihren engern Kreis gezogen und auf seine gesellige Ausbildung wohlthätig eingewirkt hatten.

Der Empfehlung seines Vormundes verdankte er eine solche Begünstigung namentlich bei dessen Bruder, Hofrath Sevecke; bei dem einzigen Sohn desselben „machte er auch nicht ohne gegenseitige Befriedigung den ersten Versuch, selbst im Griechischen und Lateinischen zu unterrichten“. Und ein Gespräch im Sevecke'schen Hause sollte bedeutsam auch für seine Zukunft werden. „Ich war“, so erzählt er selbst, „im Begriff als gut anerkannter Selectaner nach Göttingen abzugehen, um mich dort zu einem mecklenburgischen Advokaten, dem höchsten Standpunkt, nach welchem damals in Mecklenburg ein Bürgerlicher strebte, durch das Rechtsstudium zu befähigen, als ich eines Mittags bei Sevecke mit seinem in Aussicht genommenen Schwiegersohn Dr. Reimkasten zusammentraf, welcher das Berliner graue Kloster besucht hatte und das preussische höhere Schulwesen ungemein hervorhob. Im dunklen Gefühl einer noch ungenügenden Schulbildung ward ich von seinem Gespräch mächtig ergriffen und eilte vom Tische weg zu meinem Lehrer Wucke und zu Dr. Dreves, welche beide in der Schule zu Kloster Berge gebildet

waren, um sie zu fragen, ob es wohl für mich rätlich sei, anstatt der Universität noch auf einige Zeit die Schule in Kloster Berge zu besuchen. Beide bejahten meine Frage und ohne Zaudern meldete ich meinem Vormund den Entschluss und ersuchte ihn, mir die erforderlichen Gelder zu senden. Ich selbst richtete mein Gesuch um Aufnahme in Kloster Berge an den Abt Scheve, erhielt eine beistimmende Antwort und traf in den ersten Tagen des October 1802 in Kloster Berge ein.“ Man fand ihn in allen Lehrgegenständen mit Ausnahme der Mathematik so vorbereitet, dass ihm ein Platz in Prima angewiesen wurde; durch Privatunterricht, den er während des Wintersemesters nahm, erlangte er zu Ostern 1803 auch in der Mathematik die Reife für diese Klasse.

Um dem zu frühen Eilen auf die Universität zu wehren, war erst wenige Jahre zuvor in Preussen das Abiturientenexamen eingeführt; in Mecklenburg bestand ein solches nicht, und hätte es bestanden, der als gut anerkannte Selectaner hätte es in Schwerin nicht zu fürchten gehabt; dass er trotzdem aus eigener Initiative sich entschloss, vor der Universität noch eine preussische Schule aufzusuchen, bezeugt gewiss einen nicht gewöhnlichen Ernst des Strebens bei dem noch nicht Siebzehnjährigen. Welche Früchte für seine Bildung waren von der Anstalt zu erwarten, die er erwählt hatte?

Im Zusammenhang mit der Errichtung des Erzstifts Magdeburg war die Gründung von Kloster Berge*) durch

*) Vgl. über die Geschichte von Kloster Berge die von Wiese, höheres preussisches Schulwesen I, 224. III, 208 und von Holstein in der Einleitung zu dem Urkundenbuch des Klosters (Bd. IX der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen) S. XIV verzeichneten Schriften, namentlich die 1812 in Magdeburg anonym erschienene, nach C. Müllers und Holsteins Angaben von Rathmann verfasste kurze Geschichte der Schule zu Kloster Berge bis zu ihrer Aufhebung, ausserdem über die Zeit Friedrichs des Grossen Rethwisch, Zedlitz und Preussens höheres Schulwesen S. 49. 165 f., über Steinmetz Hirschings Historisch-literarisches Handbuch XIII, 266 und Justi, Winkelmann I, 180 f., über Hähn Kaemmel, Allg. deutsche Biographie X, 373 f. Bartels in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte V, 432 und die von beiden citirte Literatur, über Resewitz Kawerau in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg XX, über Gurlitt die während seiner Thätigkeit in

Otto den Grossen vollzogen; als dem neuen Domstift das Moritzkloster überwiesen wurde, das 937 Otto der Grosse errichtet hatte, mussten die bisher hier ansässigen Benedictiner in das für sie vor den Thoren im Süden Magdeburgs neu erbaute Johanniskloster übersiedeln. An der von ihnen angelegten Schule hat einer der bekanntesten mittelalterlichen Historiker, der spätere Bischof Thietmar von Merseburg seine Bildung empfangen; werthvolle Arbeiten über Magdeburger Geschichte sind hier verfasst; dann aber geriethen die Studien in Verfall; grösseren Nutzen hat das Kloster der Bildung erst wieder gebracht, seit Abt Ulner mit seinem Convent 1565 öffentlich von der römischen Kirche sich losgesagt hatte und zugleich mit der Reformation des Klosters in ihm eine evangelische Schule errichtet war. Freilich wurde im dreissigjährigen Kriege auch diese Anstalt schwer geschädigt, aber als nach demselben Abt Wolfhard sie wieder hergestellt hatte, erlangte sie im 18. Jahrhundert unter den Magdeburger Schulanstalten eine ähnliche Bedeutung, wie die Fürstenschulen im albertinischen Sachsen. Finden wir unter den Zöglingen von Pforta und Meissen Klopstock und Lessing, so hat in Kloster Berge Wieland nach Goethes Worten „in allen concentrirten jugendlichen Zart-

Kloster Berge verfassten Schulschriften, deren erste er selbst, in Magdeburg 1801, deren letzte Cornelius Müller 1829 veröffentlichte, und Kaemmel, Allg. deutsche Biographie X, 182 ff., über Strass den neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1845 n. 56 S. 217 ff., über Sarpe ebenda Jahrg. 1830 n. 323 S. 783 ff., über Ribbeck die von seinem Sohn B. R. herausgegebenen Erinnerungen an E. F. G. Ribbeck aus seinen Schriften, Berlin 1863. Die von Strass bei Schulzes Entlassung 1805 gehaltene Rede wurde in der Einladungsschrift zu der im September 1806 stattfindenden Prüfung u. d. T.: Zwei Schulreden, Magdeburg 1806, veröffentlicht. Endlich benutzte ich über die Jahre von S.'s Aufenthalt im Pädagogium die im Berliner Geh. Staats-Archiv befindlichen Acten (Rep. 76. A. I n. 710—712). Leider erst nachdem ich diesen Abschnitt abgeschlossen hatte, erschien in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik und daraus 1886 auch besonders abgedruckt die auf eindringendem Studium der Acten beruhende Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge von Prof. Dr. H. Holstein, die besonders werthvolle Anfschlüsse über die Entwicklung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bietet und auf welche daher jetzt nun jeder zu verweisen ist, der über diese sich näher zu unterrichten wünscht.

gefühlen gewandelt, zu höherer literarischer Bildung den Grund gelegt“. Es war Abt Steinmetz, der ihn, der im Ganzen in seiner dreissigjährigen Wirksamkeit (1732—1762) nicht weniger als 930 Schüler, darunter Adelung, Schröckh und Steinbart in die Anstalt aufgenommen, dessen Ruf auch Winckelmann bestimmt hat, bei ihm, freilich vergeblich, um eine Lehrerstelle sich zu bemühen. Er habe gehört, schrieb Winckelmann bei diesem Anlass dem Abt, dass durch ihn das aus Deutschland fast verschwundene Studium der griechischen Sprache wieder zu der alten Ehre erweckt sei. Bestimmter lassen uns andere Zeugnisse des Abtes Interesse für Mathematik und Physik und, was die Hauptsache, den Grundcharakter seines Denkens und Handelns, dessen wesentliche Verschiedenheit von dem Geist der Concordienformel erkennen, deren Redaction einst in Kloster Berge vollzogen war. Ein warmer Anhänger und Vertreter des Pietismus hatte Steinmetz mit Francke wie die religiöse Richtung auch den Trieb und die Fähigkeit zu praktisch pädagogischem Wirken gemein. Zur Hebung des Volksschulwesens richtete er ein Lehrer-Seminar ein; besonders aber war er „redlich und kräftig“ bemüht, in dem seiner Leitung anvertrauten Kloster nach dem Muster des Haller Pädagogiums eine höhere Bildungsanstalt herzustellen, die als „eine Licht- und Wärmequelle“ Goethe gerühmt hat. Die durch seine sparsame und geschickte Verwaltung vermehrten Einkünfte des Klosters und einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner eignen Mittel verwandte er zur Errichtung neuer Gebäude und neuer Freistellen, zur Unterstützung unbemittelter Schüler, zur Vermehrung der Sammlungen, namentlich der Bibliothek. Durch sorgfältige Erkundigungen, durch zu diesem Zweck unternommene Reisen suchte und wusste er brauchbare Lehrkräfte zu gewinnen; wie er durch eigenen Unterricht und persönlichen Verkehr auf seine Zöglinge zu wirken, ihnen Anregungen für das Leben zu geben verstand, ersehen wir aus der Schilderung, die Steinbart von „dem grossen und erfahrenen Schulmann“ geliefert hat, dem er „die ersten Erweckungen zu dem Vorsatz verdankte, sich dem Erziehungsgeschäft zu widmen“.

Es ist charakteristisch für Steinmetz' Zeit und Persönlichkeit, dass zu so „dankbarer Hochachtung“ ein eifriger und wirkungsvoller Vertreter des Rationalismus, der Verfasser der „Glückslehre des Christenthums“, der Lehrer und väterliche Freund Gedikes sich ihm verpflichtet fühlte und — dass er zugleich als Lehrer für seine Anstalt den Erfinder der sogenannten Literalmethode, Johann Friedrich Hähn, gewann, den Friedrich der Grosse später für „einen übertriebenen pietistischen Narren“ erklärt hat. Als dieser nach Steinmetz' Tode zu seinem Nachfolger ernannt war, kam es begreiflicher Weise zu Differenzen zwischen ihm und den damals im preussischen Schulwesen massgebenden Männern der Aufklärung. Sie traten nicht nur in principiellen religiösen und pädagogischen Fragen hervor, auch Hähns Verwaltung der äussern Verhältnisse des Klosters gab zu Beschwerden Anlass. Er wurde nach Ostfriesland versetzt; indessen auch gegen seine Nachfolger fehlte es nicht an Klagen. 1775 wurde an die Spitze der Anstalt Resewitz aus Kopenhagen berufen. Ein Mitarbeiter der Berliner und der Schleswiger Literaturbriefe, hatte er sich besonders durch sein Buch über „die Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit“ bekannt gemacht; ihm verdankte der Minister von Zedlitz mannigfache Anregung und Belehrung; aber schon 1776 musste dieser bei einem Besuch des Klosters sich überzeugen, dass die praktische Thätigkeit des von ihm verehrten Schriftstellers grossen Anstoss erregte. So wurde noch bei dessen Lebzeiten ihm Abt Schewe adjungirt, der aber nicht auf dem Kloster wohnen konnte, da Resewitz im Besitz der Wohnung und aller Emolumente des Abtes verblieb. Unter allen diesen Verhältnissen hat naturgemäss die von Steinmetz zu so hoher Blüthe entwickelte Anstalt gelitten; bei der Concurrenz, welche jetzt andere Magdeburger Schulen ihr machten, mussten besonders übel mannigfache Reibungen zwischen ihren Vorstehern, Reibungen namentlich auch zwischen den beiden letzten Aebten und dem eifrigen und verdienten Lehrer wirken, der 1778 bald nach Resewitz nach Kloster Berge gekommen war, Johannes Gurlitt.

Wie Resewitz war auch er ein Anhänger des Rationalis-

mus. Der polemische Eifer, den er im Alter bei dessen Vertretung entfaltete, ist noch neuerdings tadelnd hervorgehoben, aber auch von dieser Seite seinem Talent und seinen Leistungen als Pädagog hohe Anerkennung gezollt. Bei der Uebernahme seines Lehramts, „im Frühling seines Lebens, belebten ihn nach seinen eignen Worten die feurigsten Vorsätze durch anhaltende Wirksamkeit für die Ausbildung der Jugend, seine eigne Ausbildung als Gelehrter und als Mensch zu befördern“. Diesen Vorsätzen treu hat er 24 Jahre lang im Bergischen Pädagogium als philologischer, archäologischer und pädagogischer Schriftsteller und noch mehr als Lehrer erfolgreich gewirkt. „Durch sorgfältige Vorbereitung auf seine Lehrstunden, durch Gerechtigkeit in Behandlung der Jugend, verbunden mit Milde und Gelindigkeit, durch Nachsicht und Geduld bei geringeren Fehlern fand er den Weg zu den Herzen seiner Schüler; bei aller Nachsicht führte er strenge Ordnung und Disciplin ein.“ Schon 1779 wurde ihm und seinem nächsten Freunde, dem Mathematiker Lorenz, das Rectorat der Schule übertragen; zu deren Bestem wirkten sie einträchtig zusammen, auch nachdem Schewes Eintritt in die Leitung der Anstalt eine Veränderung herbeigeführt hatte; Gurlitt allein erhielt jetzt den Namen des zweiten, bei Schewes andern Geschäften in Wahrheit die Stellung des ersten Directors. Allerdings hatte er nun unmittelbar vor Schulzes Eintreffen im Kloster dasselbe verlassen, um einem Ruf an das Hamburger Johanneum zu folgen, das ihm ein neues Leben verdanken sollte; sein Nachfolger, der bisherige Professor am Berliner Kadettenhaus, Friedrich Strass, ersetzte ihn nach Schulzes Urtheil „zwar nicht in Bezug auf gründliche und umfassende classische Gelehrsamkeit im Griechischen und Lateinischen, übte aber durch seine würdige Haltung, durch sein strenges Pflichtgefühl und seine frischen Vorträge namentlich auch über preussische Geschichte einen wohlthätigen Einfluss aus“. Er wusste, wie Schewe schon 1803 in seinem amtlichen Berichte rühmte, „Ernst und Liebe glücklich mit einander zu verbinden und das richtige Ehrgefühl der erwachsenen Zöglinge zum Wohl der Anstalt zu benutzen.“ Auch unter seinem Rectorat blieb dieser die Kraft von Lorenz

erhalten; er weckte in Schulze die Neigung zur Mathematik und ertheilte ihm unentgeltlich Privatunterricht in der höheren Analysis; auch sein Jugendfreund Gottfried Benedict Funck, der an der Spitze der Magdeburger Domschule stand und auch schriftstellerisch als Mathematiker und „tüchtiger Sprachkenner“ sich bekannt gemacht hat, würdigte Schulze seines herzlichen Wohlwollens und bezeugte ihm dasselbe, auch nachdem er Magdeburg verlassen hatte.

Von seinen übrigen damaligen Lehrern erwähnt Schulze noch die Collaboratoren Ribbeck, Sarpe und Seidel. Er rühmt des letzteren ausgezeichneten französischen Unterricht; Sarpe, ein Schüler von Friedrich August Wolf, „befestigte“, wie er berichtet, „durch seinen zwar pedantischen, aber immer grammatisch gründlichen Unterricht meine Liebe zu dem griechischen und römischen Alterthum und förderte mich durch seine lateinischen Stilübungen in der Fertigkeit mich richtig und geläufig im Lateinischen schriftlich und mündlich ausdrücken zu können“.

Bei seinem Abschied vom Kloster hatte Gurlitt als neuen Lehrer der Anstalt den erst im zwanzigsten Lebensjahr stehenden Sohn des damaligen Magdeburger Predigers, späteren Berliner Probstes Ribbeck eingeführt und schon damals seine „guten Kenntnisse, seine bedachtsame und gründliche Art zu arbeiten, sein Bestreben in wissenschaftlicher und moralischer Ausbildung rastlos vorwärts zu schreiten, seine moralischen Gesinnungen und Grundsätze“ gerühmt. Ribbeck rechtfertigte das ihm geschenkte Vertrauen; „das Bild seiner genuinen Entschiedenheit schnitt er“, wie es in dem Nekrolog heisst, den der auch Schulze so nahestehende Graffunder verfasst hat, „bis auf den Ton seiner Stimme zu bleibendem Gedächtniss in die Seelen seiner Schüler ein“. Nach Schulzes Worten „wirkte er durch seine Predigten, seine Abendandachten, seinen Unterricht im Deutschen in Prima, besonders durch seine scharfe und tief eingehende Beurtheilung der deutschen Ausarbeitungen ungemein anregend auf die logische und ästhetische Ausbildung aller Schüler, welchen es gelang, sein Anfangs etwas sprödes und zurückstossendes Wesen zu überwinden. Um einen kleinen Kreis von Schülern, die seine Zuneigung

und Vertrauen gewonnen hatten, machte er sich durch die von ihm gegründete Lesegesellschaft verdient, welche sich wöchentlich an einem Abend um ihn versammelte und in vorher von ihm ausgetheilten Rollen, in welchen auch er thätig war, die Dramen von Shakespeare, Goethe, Schiller und Lessing las. Eine weitere Gelegenheit sich in mündlichem Vortrag zu üben gaben die am ersten Donnerstag jeden Monats in Gegenwart des Abtes, des Directors, aller Lehrer und aller Schüler stattfindenden Privatredes, wobei einzelne Schüler aus allen Classen abwechselnd in lateinischer, deutscher und französischer Sprache die ihnen aufgegebenen Gedichte und Reden frei stehend vortrugen.“ Rühmend hebt Schulze hervor, wie gut auch sonst für die Ausbildung der Zöglinge des Pädagogiums gesorgt wurde durch einen in Frankreich gebornen französischen Sprachlehrer, gute Lehrer im Zeichnen und Singen und die durch Steinmetz geschaffenen Lehrmittel, eine treffliche Bibliothek, einen genügenden physikalischen Apparat und eine Reitbahn. Dabei waltete nach Schulzes Erzählung „ein freier, fast republikanischer Sinn unter den Schülern. Der Kloster-Primus und Secundus vertraten ähnlich den Volkstribunen ihre Rechte und waren verpflichtet, sich von Zeit zu Zeit einen schulfreien Nachmittag von dem Abt in Magdeburg unter vorheriger Zustimmung des Directors zu erbitten. An der Fahrt nach Pechau, dem jährlichen Schulfest, nahmen Lehrer, Schüler und fast alle Bewohner des Klosters persönlichen Antheil; Musik eröffnete den Zug zu dem festlich geschmückten Schiffe; im Wald in Pechau fand die Bewirthung statt und in jedem Jahr ward eine der grössten und schönsten Eichen zur Ehre und Freude der jubelnden Jugend gefällt; die Rückkehr am Abend verherrlichte ein Feuerwerk“.

So gedachte Schulze noch als Greis dankbar der glücklichen Tage, die er in dem anmuthig gelegenen „lindenumgebenen“ Kloster verlebte, der Anregungen und Freuden, die er hier genossen hatte. In seinen Aufzeichnungen finden wir nichts von den Klagen über die kleinen Leiden, namentlich über die schlechte Beköstigung, die nach Schewes Berichten in diesen Jahren von vielen Zöglingen geäußert

wurden; ausdrücklich hebt er vielmehr auch hinsichtlich der äussern Verhältnisse hervor, die jährliche Pension, welche er als Ausländer an die Klosterkasse für Wohnung, Beköstigung und Unterricht zu zahlen hatte, sei äusserst gering gewesen. Seine „Biederkeit, sein froher Sinn, seine Begierde für alles Wissenswürdige, sein angestrenzter Fleiss“, wie eins der zahlreichen noch erhaltenen Stammbuchblätter ausspricht, welche Lehrer und Mitschüler bei seinem Abgang schrieben, erweckten bei beiden ihm Liebe und Achtung. In dem im November 1803, ein Jahr nach seiner Aufnahme in das Pädagogium, erstatteten amtlichen Bericht wurden seine „sehr glücklichen Fähigkeiten, sein vorzüglicher Fleiss, seine gebildeten Sitten“ gerühmt; er wurde bereits als Secundus aufgeführt, in dem Bericht des folgenden Jahres wird er als Primus lobend erwähnt: eine Würde, die er ein volles Jahr bekleidete, bis er nach 2 $\frac{1}{2}$ jährigem Besuch der Anstalt im Frühling 1805 die Maturitätsprüfung bestand. Das daraufhin ausgestellte Zeugniß erklärt, er habe sich „im Griechischen und Lateinischen ganz vorzügliche, im Deutschen vorzügliche, im Französischen sehr gute, im Hebräischen hinlängliche, in Philosophie, Religionslehre, Mathematik, Physik, Geschichte, Geographie und Statistik vorzügliche Schulkenntnisse“ erworben und während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes auf der Anstalt, ohne Ausnahme ein sittlich gutes und beifallswerthes Verhalten beobachtet; jeder seiner bisherigen Lehrer, sagte Strass in der Schulfeierlichkeit bei seiner Entlassung, werde ihn „ungern an der Stelle vermissen, wo er unter den wissbegierigen mit ganzer Geisteskraft thätigen Zuhörern ihn als den Ersten zu sehen lange gewohnt war“. Er selbst hatte für diese Feier eine lateinische Rede ohne jede Beihilfe ausgearbeitet über das Thema: *Historiam miseris praeclaram adhibere consolationem*; sie bezeugt die stilistische Gewandtheit des neunzehnjährigen Verfassers, das Interesse, das der Aufenthalt auf einer preussischen Schule und namentlich wohl Strass' Vorträge in ihm für die Geschichte Friedrichs des Grossen genährt hatten, und vor allem die Dankbarkeit, zu welcher er sich der Bergischen „alma mater“ verpflichtet fühlte.

Ihr selbst sie durch Thaten zu beweisen, war ihm, als er später zu grösstem Einfluss auf die Leitung der preussischen Schulen gelangte, leider nicht vergönnt. Die westfälische Regierung hatte inzwischen 1809 zugleich mit den Universitäten Helmstädt und Rinteln auch Kloster Berge aufgehoben; 1810 wurde dasselbe geschlossen; 1814 zerstörten die Franzosen aus strategischen Rücksichten die Gebäude. So wurde auch nach Herstellung der preussischen Herrschaft die Anstalt nicht wieder eröffnet, ihre bedeutenden Besitzungen aber waren für einen besonderen Studienfonds, den Kloster Bergischen Fonds, gerettet und dieser wurde zur Unterhaltung der Universität Halle verwandt. Schulze war bemüht seine Einkünfte „für ihre ursprünglichste Bestimmung zu vindiciren;“ 1823 genehmigte der König, dass die Ueberschüsse des Fonds als allgemeiner Schulfonds des Regierungsbezirks Magdeburg verwendet werden dürften.

Von Schulzes Lehrern im Kloster ist schon bald nach seinem Abgang Lorenz 1807 gestorben; Seidel, der 1805 nach Halle gezogen war, „um der Literatur auf einer Universität näher zu sein“, hat nach vierjähriger anerkannter Wirksamkeit auf dem dortigen Pädagogium ein unglückliches Ende gefunden. Dagegen entfaltete Strass nach der Aufhebung des Pädagogiums noch lange Jahre hindurch eine erfolgreiche Thätigkeit als Gymnasialdirector in Nordhausen und Erfurt; bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum ernannten 1841 beide Städte ihn zu ihrem Ehrenbürger; über die deutschen Grenzen hinaus sah er seinen „Strom der Zeiten“, die historische Uebersichtstabelle verbreitet, die er zuerst in den Jahren veröffentlicht hatte, als Schulze zu seinen Füßen sass. Dessen Lehrer im Griechischen, Sarpe, wurde 1815 in Schulzes mecklenburgischer Heimath in Rostock Professor der griechischen Literatur und Rector des Gymnasiums. Als er hier die in Kloster Berge begonnenen Quintilian-Studien fortsetzte, erwirkte sein ehemaliger Schüler für ihn die Uebersendung einer Bamberger Handschrift nach Rostock; aus Dankbarkeit vermachte ihm Sarpe seinen kritisch-exegetischen Apparat zum Quintilian. Noch in hohem Alter hat Schulze freundlichen collegialen Verkehr mit Ribbeck

pflegen können. Dieser hatte nach dem Krieg von 1806 Kloster Berge verlassen, war 1809 an der Charité, 1811 am Cadettenhaus in Berlin als Geistlicher angestellt; 1815 als Brigadeprediger im Ziethenschen Corps nach Frankreich gekommen war er dort bei den Occupationstruppen geblieben, bis er 1817 als erster Domprediger und Superintendent nach Stendal berufen wurde. Wie sehr Altenstein ihn schätzte, zeigte 1832 die Ernennung Ribbecks, der seit 1823 als Regierungs- und Schulrath in Erfurt wirkte, zum Generalsuperintendenten von Schlesien. Unter dem Wandel der Verhältnisse, der nach Altensteins Tod eintrat, hat auch er wie sein ehemaliger Schüler gelitten; seit 1843 war er mit diesem im Cultus-Ministerium vereint, in dem fast ein Menschenalter zuvor sein Vater ebenfalls als Schulzes College fungirt hatte; mit warmem Interesse haben Ribbeck und Schulze beide jeder des Anderen gedacht.

Neben dem guten Verhältniss zu Lehrern und Mitschülern hatte Schulze während seines Aufenthalts im Bergischen Pädagogium sich auch nahen Verkehrs mit seinem Bruder Bernhard erfreuen dürfen, dem einzigen, der nach dem frühen Tod seiner beiden andern Geschwister ihm geblieben war, da gleichzeitig Bernhard die damals berühmte Magdeburger Handelsschule besuchte. Nach Vollendung seiner Schulstudien trieb es Johannes zu seinen anderen Verwandten in die Heimath. In Gesellschaft einiger Landsleute fuhr er auf der Elbe nach Havelberg und von dort aus mit der Post nach seinem Geburtsort Bruel. Hier sah er nach siebenjähriger Trennung seine Mutter wieder; sie wohnte noch im Hause ihrer Eltern, die nach den Worten ihres Enkels „ehrwürdig und liebenswürdig, wie Philemon und Baucis dahinlebten“; sie haben noch die goldene Hochzeit gefeiert, wozu ihre einzige Tochter von Kiel herbeieilte. Nur kurz konnte ihr Enkel in ihrem Haus verweilen; dann ging er nach Schwerin und Dömitz; von dort reiste er mit der Post über Kloster Berge, wo „Lorenz am Tisch der Conventualen ihn festlich bewirthete“, nach Halle. Am 17. Mai 1805 wurde er als Studirender der Theologie und Philologie von dem damaligen Prorector Eberhard immatriculirt. Hatte er

früher an juristisches Studium gedacht, so war durch den Aufenthalt am Bergischen Pädagogium dieser Gedanke zurückgedrängt, hier in ihm die Liebe zum classischen Alterthum und zur Mathematik erweckt; es ist für ihn wie für die Zeit charakteristisch, dass beide zusammen als seine Lieblingsstudien in dem Bericht von 1804 aufgeführt werden und hinzugefügt wird, er beabsichtige sich dem Studium der Theologie zu widmen. Bei diesen Interessen lag um so mehr Grund für ihn vor, die benachbarte Universität aufzusuchen, auf der die meisten Lehrer des Klosters gebildet waren und wohin die meisten Abiturienten der Anstalt strebten; keine deutsche Hochschule vermochte damals für Philologie und Theologie mehr Anregungen zu bieten als das Halle Friedrich August Wolfs und Schleiermachers.

Zweites Capitel.

Auf den Universitäten Halle und Leipzig.

Als Schulze die Universität Halle*) bezog, waren seit ihrer Gründung 110 Jahre verflossen. Nachdrücklich hatte bei ihrer Eröffnung Paul von Fuchs den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Leben betont; so verschieden die ersten einflussreichen Lehrer der Friedrichs-Universität unter einander waren, sämtlich haben sie diesen Zusammenhang zur Geltung zu bringen, ihren wissenschaftlichen Unterricht unmittelbar für das Leben nutzbringend zu machen gesucht und gewusst. Darin lag ihre Stärke und ihre Schwäche. Hierdurch nicht zum wenigsten hatte das „höllische Institut“, wie der Hass der Leipziger Lutherischen Orthodoxen die Zufluchts- und Wirkungsstätte der von ihnen verfolgten Thomasius und Francke benannte, den grössten Einfluss auf die politische und kirchliche Entwicklung des preussischen Staats, das grösste Ansehen unter den deutschen Hochschulen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts erlangt. Daher diente die jüngste und hervorragendste unter den Universitätsgründungen der Zollern als Vorbild auch bei der Errichtung der Georgia Augusta; treffend bezeichnet diese ihr Historiker Emil Rössler als „ein Kind jenes Geistes der Neuerung, welcher von Halle über Deutschland ausging“. Er ging von Halle aus; aber unmöglich konnte er stehen bleiben bei den

*) Vgl. über Halle die Literatur, welche Justi, Winckelmann I, 46 und Nasemann in den deutsch-evangelischen Blättern III (1878) 585 verzeichnet haben. Es ist interessant die hier von Nasemann skizzirten Verhältnisse der „Universität Halle um das Jahr 1800“ mit den Zuständen derselben Universität in Winckelmanns und in Schleiermachers Studentenjahren zu vergleichen, wie sie Justi und Dilthey schildern.

hier so wirksam vertretenen Anschauungen und Formeln. Immer bestimmter wurden diese hier ausgeprägt; in naturgemässer Entwicklung drängte auch in der theologischen Facultät den Pietismus der Rationalismus zurück. Aber mit seinem utilitarischen Charakter hing zusammen, dass nicht an dieser seiner Pflanzstätte die Weiterbildung der deutschen Aufklärung sich vollzog. Sie war keineswegs vorzugsweise das Werk der deutschen Universitäten; um sie haben auch unter diesen andere, hat namentlich die Georgia Augusta grössere Verdienste als ihre ältere Schwester sich erworben. Das Verhältniss zwischen beiden im vorigen Jahrhundert tritt deutlich jedem Leser des noch heute beachtenswerthen Raisonnements von Johann David Michaelis über die deutschen protestantischen Universitäten entgegen: der warme Anhänger Göttingens hebt bestimmt die Bedeutung der Gründung Halles hervor; er selbst hat redlich dazu mitgeholfen, dass dasselbe in seinen Tagen durch Göttingen überflügelt wurde.

Von besonderer Wichtigkeit hierfür war die Pflege, die hier von Anfang an den philologischen Studien zu Theil wurde, die Wirksamkeit der Lehrer und Schüler des hier zuerst an einer deutschen Hochschule blühenden philologischen Seminars. Will man voll würdigen, was die Förderung der Alterthumsstudien im Deutschland des 18. Jahrhunderts bedeutete, ist es nöthig, einen vergleichenden Blick auf Frankreich und Deutschland zu werfen. In seiner Ansicht der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts hebt Ranke im Eingange seiner Betrachtung hervor, wie den classischen Studien in Frankreich der Boden entzogen wurde durch das Emporkommen der Jesuiten; verhängnissvoll ist dasselbe auch deshalb für die weitere französische Entwicklung geworden. In entschiedenem Gegensatze zu ihr gewahren wir dagegen auf deutschem Boden vom dritten und vierten Decennium des 18. Jahrhunderts an eine humanistische Bewegung; sie war nach Albert Langes treffender Bemerkung „den Ansprüchen des Lebens nicht feindlich entgegengesetzt, aber sie fügte dem realistischen Strome der Zeit einen idealen Zug bei, der sich ganz besonders in der lebhafteren Verwerthung der classischen Dichter und in der stärkeren Her-

vorhebung des Griechischen gegenüber dem Lateinischen aussprach“*); durch sie wurde auf den Schulen „vor dem Beginn der classischen Literaturperiode die Richtung auf das Schöne und Erhabene angebahnt und vorbereitet“. Als der einflussreichste Beförderer einer neuen classischen Gymnasialbildung wird mit Recht der Schöpfer und erste Leiter des Göttinger philologischen Seminars Johann Mathias Gesner gepriesen; was er begonnen, führte sein Nachfolger an der Georgia Augusta, Christian Gottlob Heyne, fort. Wie der Ruf, den ihr sein und gleichgestimmter Collegen Wirken erwarb, in empfänglichen jugendlichen Geistern zündete, bezeugt Goethe; als er bei seinem Abgang auf die Universität sich „den Sprachen, den Alterthümern, der Geschichte und Allem was daraus hervorquillt, widmen wollte, hatte er immer Göttingen im Auge. Auf Männern wie Heyne, Michaelis und so manchem Andern ruhte sein ganzes Vertrauen; sein sehnlichster Wunsch war zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken.“ Nachdem alle Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches ihm abgeschnitten war, wandte er seinen Blick nach Leipzig, wo ihm als helles Licht Ernesti erschien; freilich fand er dann in dessen Vorlesung nicht die Aufklärung über das, woran ihm eigentlich gelegen war. Wahre Förderung in mehr als einem Sinn sollte ihm unter Deutschlands philologischen Professoren erst der alle seine Vorgänger überragende Gelehrte bringen, dessen Wirken in Halle eine neue Epoche für diese Universität wie für das bisher vernachlässigte von ihm so glänzend vertretene Studium des Alterthums bezeichnet, Friedrich August Wolf.**)

*) S. Langes nachgelassene Studie über die griechischen Formen und Masse in der deutschen Rundschau XX (1879) 433, deren Einleitung werthvolle weitere Ausführungen zu den nach gleicher Richtung hin bedeutsamen Bemerkungen in der Geschichte des Materialismus I², 403 ff. liefert.

***) Von besonderem Werth war auch für meine Studien Arnoldts Buch über F. A. Wolf in seinem Verhältniss zum Schulwesen und zur Pädagogik; aus der späteren Literatur vgl. besonders Michael Bernays in seiner zuerst in den preussischen Jahrbüchern Bd. XX (1867) gedruckten Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Wolf, Bernhardys Eröffnungsrede zu den Verhandlungen der 28. Versammlung

Erst in dem hier angedeuteten Zusammenhang ermisst man recht die Grösse des Verdienstes, welches durch seine Berufung sich der Minister von Zedlitz erworben hat. 1778 hatte er Kant gegenüber darauf hingewiesen, er habe „nicht ohne Erfolg daran gearbeitet Halle so emporzubringen als es jemals gewesen ist“. Allerdings vermochte er hierdurch nicht Kant zu bestimmen sich nach Halle versetzen zu lassen; auch andere hervorragende Gelehrte, die er hierher zu ziehen wünschte, folgten seinem Rufe nicht, und im Feuer seiner Begeisterung für Aufklärung und Lehrfreiheit schreckte er vor Massregeln nicht zurück, durch die er verletzte, statt zu nützen. Seine Begünstigung Bahrds hat die theologische Facultät gekränkt und geschädigt; in Folge dieser ärgerlichen Händel wurde ihrem bedeutendsten Mitglied, Semler, die Aufsicht über das pädagogische Seminar genommen. Ein Blick in die Geschichte dieses Seminars lässt besonders deutlich erkennen, wie sehr der Minister, dessen Beziehungen zu Resewitz schon oben erwähnt wurden, durch die Anschauungen des Philanthropinismus berührt war; aus Dessau berief er Trapp, machte ihn zum Professor der Pädagogik und Leiter des Seminars. Aber bald überzeugte er sich, dass als akademischer Lehrer seinen Anforderungen ein Mann wie Trapp nicht genügen konnte, der dem Unterricht „so viel wie möglich die Gestalt der gesellschaftlichen Unterhaltung“ zu geben wünschte und die Schädlichkeit von allzuviel gelehrtem Wissen für den Erzieher stark betonte. Dass das Bildungsstreben von Zedlitz tiefer und gediegener als das der Philanthropinisten war, beweist wie seine Verehrung für Kant so auch seine Schätzung des Griechischen und seine wohl durch sie bestimmte Wahl des Nachfolgers Trapps. Der mit Amtsgeschäften beladene Minister hat die

deutscher Philologen (Lpz. 1868 S. 4 ff.), Dahlmanns und Klödens Aufzeichnungen über ihre Jugend (Springer, Dahlmann I, 452 und Klödens Jugenderinnerungen h. v. Jähns S. 356 ff.) und Herbst in seinem Werk über J. H. Voss an den im Register II, 2, 357 citirten Stellen. Wolfs Seminarberichte durfte ich in dem schon von Arnoldt benutzten, weitere Ausbeutung m. E. in hohem Grade verdienenden Aktenfascikel des Berliner Geh. Staatsarchivs (Rep. 76 II n. 102) einsehen.

Mühe nicht gescheut noch in vorgerücktem Alter Griechisch „nicht nur zu lernen, sondern zu studieren“: sein Lehrer und Privatsecretär Biester sagt in seinem Nekrolog: „Es war eine Lust mit ihm die Classiker zu lesen.“ Soweit seine Macht reichte, hat er den Unterricht im Griechischen für alle höheren Schulen obligatorisch gemacht, die Stundenzahl für ihn verdoppelt und verdreifacht und die Meisterwerke der classischen Literatur auf den Lehrplan gesetzt. Nichts aber war bedeutungsvoller für die Förderung des Griechischen in den preussischen Schulen, als dass Zedlitz bei dem König zugleich mit der Genehmigung von Trapps Entlassungsgesuch die Berufung des erst 23jährigen „sehr geschickten Mannes aus dem Hannöverschen“ durchsetzte, auf den er durch die Ostern 1782 erschienene Ausgabe des Platonischen Symposion aufmerksam geworden war. „Helfen Sie, schrieb er ihm bald nach dem Beginn seiner Lehrthätigkeit, den einen Vorwurf, der noch immer Halle traf, abwälzen, dass man dort keine Philologen bildet.“ Wolf hat diese Aufforderung über Hoffen und Verstehen des Ministers hinaus erfüllt.

Höher als die meisten der zeitgenössischen Pädagogen hatte Zedlitz den Begriff des Nützlichen gefasst; in dessen Betonung und Voranstellung lag aber nach Trendelenburgs treffendem Wort auch die Grenze seines Geistes. Im Gegensatz zu den utilitarischen Rücksichten, die ihn wie die Haller Professoren bisher gefesselt hatten, erstrebte Wolf „harmonische Bildung unseres Geistes und Gemüthes“ durch das hierfür unvergleichlich wirksame Studium des classischen Alterthums, das er aus dem „gemeinen Dienst von Brod erwerbenden Disciplinen“ befreite. Als er die Universität Göttingen bezog, hatte der Prorector gemeint, wer sich auf dergleichen *doctrinas philosophicae facultatis* legen wolle, sei als Theologus einzuschreiben; trotz seiner und Heynes Abmahnungen setzte der achtzehnjährige Jüngling durch als *studiosus philologiae* immatriculirt zu werden; der Wissenschaft, deren selbstständige Bedeutung er so früh vertreten hatte, gab er jetzt feste Begründung und ein neues Ziel. Ihn erfüllten und hoben die Bildungsideale der Blüthezeit unserer classischen

Literatur; auf das wirksamste hat er für sie gearbeitet, auch durch die Heranbildung philologischer Schulmänner. Statt des pädagogischen rief er ein philologisches Seminar in das Leben; die Arbeiten seiner Mitglieder sollten, wie er von vornherein erklärte, „hauptsächlich auf Sprachen und Humaniora gehen, da diese der Grund aller weiteren gelehrten Cultur sind und durch die Beschäftigung damit die meisten Kräfte der Seele gebildet und in Thätigkeit gesetzt werden“. Wohl fehlte es namentlich in den ersten Jahren des Seminars nicht an Klagen; Wolf selbst veranlasste Reibungen und Schwierigkeiten; aber immer deutlicher zeigte sich im Laufe der 23 Jahre seines Wirkens in Halle die Bedeutung seiner Methode und seiner Persönlichkeit auch in den Leistungen seiner Schüler. Haben weit über ihren Kreis hinaus seine hier veröffentlichten Untersuchungen über die Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gesänge nach A. W. Schlegels Urtheil „die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen, die Fortschritte in den Wissenschaften zu schätzen wissen“, hat dies Meisterwerk eines mehr als Lessingschen Scharfsinns, wie Friedrich Schlegel die Prolegomena nannte, den Geist eigener kritischer Untersuchung in allen verwandten Studien angeregt: Wolf wollte nach seinem eigenen Ausspruch niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein; alle Vorzüge des Drucks galten ihm wenig „gegen den zarten Reiz, welcher in der augenblicklichen Entwicklung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt und in deren von dem Lehrer leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung, wodurch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt wird“. „Habe Geist und wecke Geist“ war sein Wahlspruch; wie er ihn bewahrheitete, haben dankbar auch solche Schüler bekannt, die später andern Fächern sich zuwandten; so haben Dahlmann und Escher als beste Förderung für ihre Entwicklung die unter Wolfs Leitung betriebenen philologischen Studien gepriesen; was musste sein Unterricht denen bedeuten, die durch ihn zu Vertretern seiner Wissenschaft bestimmt und geschult wurden! Seine Lehrthätigkeit und die Wirksamkeit seines Seminars standen auf dem Höhepunkt, als Schulze zu

ihm nach Halle kam; er war bei seinem Abgang von Kloster Berge auf den grossen Philologen besonders hingewiesen; seine Directoren hatten ihm damals die Wolfsche Ausgabe der Ilias geschenkt.

„Da nicht aus jedem Holz ein Mercur wird“, hatte Wolf Vorsicht bei der Aufnahme für dringend erforderlich erklärt. Um so rühmlicher und werthvoller war für Schulze, dass er diesem nur nach Einsicht des Maturitätszeugnisses den Eintritt gestattete. Unter den Seminaristen befanden sich damals die zwei bedeutendsten Schüler, die Wolfs „Sache weitergetragen“ haben, beide nur wenige Monate älter als Schulze, 1785 geboren, aber schon seit 1803 in Halle: Bekker und Böckh. In dem ersten Seminarbericht, den Wolf nach Schulzes Aufnahme, dem letzten, den er überhaupt erstattete, im Frühjahr 1806 hob er beide, die eben ihre Studien vollendet hatten, besonders hervor; er erwähnte, dass Böckh bei seinem Abgehen eine Schrift über Plato drucken lasse (die bekanntlich Wolf gewidmete Arbeit über den Minos), die ihn hoffentlich jedem Kenner als einen vorzüglich hoffnungsvollen jungen Mann empfehlen werde. In noch weit höherem Grade glaubte er Bekker rühmen zu müssen, über den er schon in dem vorjährigen Seminarberichte geurtheilt hatte, dass man in ihm einst „einen Erweiterer der Wissenschaft und zugleich nützlichen praktischen Gelehrten erwarten“ dürfe; während er in der tabellarischen Uebersicht, in welche er seit 1803 in 4 Rubriken sein Urtheil über die Seminaristen zusammenfasste, die Kenntnisse, den Fleiss und den moralischen Charakter beider durch die höchste Note ehrte, glaubte er Bekkers natürliche Gaben mit dem ersten, die Böckhs mit dem zweiten Grad bezeichnen zu sollen. Ein glänzenderes Zeugniß konnte Schulzes Begabung nicht ausgestellt werden, als dass in dieser Hinsicht unter den 12 Seminaristen er allein neben Bekker der ersten Note von Wolf für würdig erachtet wurde; ebenso wurde seinem moralischen Charakter der erste, dagegen begreiflicherweise den Kenntnissen des Anfängers nur der niedrigste, der dritte, seinem Fleiss der zweite Grad zuerkannt.

Für Schulzes ganzes weiteres Leben ist die Verbindung

bedeutungsvoll geworden, die er hier mit Böckh geschlossen hat; ausserdem trat ihm von den Seminaristen Karl Köpke besonders nahe, der, wie Bekker auf dem Berliner Gymnasium zum grauen Kloster gebildet, 1804 nach Halle gekommen war*). Im Sommer 1805 liess Wolf von ihnen im Seminar Pindar interpretiren. Schulze erfuhr dabei sofort, wie der Meister Unberufenen entgegentrat. Ein Student, der sich zur Aufnahme gemeldet hatte, sollte eine Probeübung über die erste Olympische Ode halten; er begann und las *ἄριστον μὲν ὕδωρ*; mit verdriesslicher Miene corrigierte ihn Wolf; er blieb nichtsdestoweniger bei seinem *ἄριστον*; da schlug Wolf in heftiger Bewegung seinen Pindar zu und verliess schweigend das Zimmer. Auch beim Beginn einer Vorlesung äusserte er einmal durch wiederholtes Husten und Räuspern ein unbehagliches Gefühl; Köpke, der damals sein Fiscal war, wusste ihn für die Zukunft davon zu befreien, indem er die Plätze an einem kleinen Tisch unmittelbar vor dem Katheder an Hörer vertheilte, die Wolf persönlich bekannt und ihm nicht unangenehm waren; an diesem Tisch hat neben Köpke, Varnhagen von Ense und dessen Freund Neumann auch Schulze gesessen.

Er besuchte ausser dem Seminar fast alle Collegien Wolfs; dieser hatte für den Sommer 1805 ein Privatissimum über Numismatik und zwei Privatvorlesungen über römische Alterthümer und philologische Encyclopädie angekündigt. Auf letztere legten bekanntlich er und seine Zuhörer besondern Werth; er hat sie nicht weniger als neunmal, eben 1805 zuletzt in Halle gehalten; aus ihr ist seine „Darstellung der Alterthumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Werth und Zweck“ hervorgegangen; auch Schulze ist durch sie am meisten angeregt und befriedigt. Es war wohl dieses Colleg, dem Goethe, als er im Juli 1805 nach Halle kam, hinter einer Tapetenthür mehrmals beiwohnte, wo er „denn alles, was er von Wolf erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniss hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack

*) Vergleiche über ihn den Nekrolog seines Sohnes Rudolf in dessen 1872 herausgegebenen Kleinen Schriften S. 70 ff.

sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung“*). Die gemeinschaftliche Reise, die Goethe und Wolf darauf antraten, unterbrach des letzteren Vorlesungen; aber auch für seine akademische Thätigkeit sollte der anregende Verkehr mit Goethe sich unmittelbar fruchtbar erweisen. Aus dessen Erzählungen wissen wir, wie skeptisch Wolf den Weimarer Kunstfreunden gegenüber sich verhalten hatte; allein hatte er im Gespräch mit ihnen nur das „als geschichtlich, als wahrhaft glaubwürdig anerkannt, was durch geprüfte Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen, keineswegs zugeben wollen, dass man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne“, so geschah es doch wohl unter dem Einfluss dieses Verkehrs, dass er jetzt, wie Thiersch schreibt**), „ernsthafte Anstalt machte den Strom der griechischen Kunst nach Halle zu leiten“; er liess auf die dortige Bibliothek darauf bezügliche Bücher kommen und kündigte für den Sommer 1806 zum ersten Mal ein archäologisches Colleg an***). Dass er hier auf einem ihm fremden Gebiet sich bewegte, wurde

*) Schon Bernays hat auf die Frage, welche der Wolfschen Vorlesungen durch Goethes Theilnahme geehrt worden, mit der Vermuthung geantwortet, es möchte die philologische Encyclopädie gewesen sein, aber nur schüchtern, da er die Lectionscataloge nicht einsehen konnte und Körte nur das Jahr, aber nicht das Semester angiebt, in welchem Wolf jenes Colleg gehalten hat. Aus dem mir gütigst mitgetheilten Band der Haller Bibliothek (B. 405), welcher die gedruckten Vorlesungsverzeichnisse der Jahre 1768--1822 enthält, entnehme ich, dass Wolf gerade für den Sommer 1805 philologische Encyclopädie angekündigt und sie auch wirklich gelesen hat; denn für den Winter zeigte er neben 2 Privatvorlesungen (über Griechische Alterthümer und Ciceros Tusculanen) als zweistündiges Publicum an encyclopaediam antiquam literarum et artium eorum in gratiam qui praeterita aestate eidem praelectioni interfuerant. Ich halte es danach für einen leicht begreiflichen Gedächtnissfehler Schulzes, dass er in seinen über 60 Jahre später entstandenen Aufzeichnungen, als die Vorlesungen, die er in seinem ersten Semester bei Wolf gehört, die Römischen Alterthümer und Erklärung der Tusculanen bezeichnet.

**) In seinem Brief vom 25. Januar 1806 (F. Thierschs Leben I, 33 f.).

***) Diese Bernays unbekannt gebliebene Thatsache legt die Frage nahe, ob nicht doch an dies Colleg und nicht, wie B. annimmt, an die

allerdings in dem kleinen Zuhörerkreis, vor dem er privatissime dieses Colleg las, deutlich empfunden; es befriedigte Schulze wenig, da Wolf „das Handbuch der Archäologie von Siebenkees mit unzusammenhängenden philologischen Anmerkungen ausstattete und in seinem Hörsaal durch Aufstellung der theils veralteten und unvollständigen Kupferwerke aus der Universitätsbibliothek zu erläutern suchte“. Dennoch haben gerade auch Schulzes archäologische Studien durch Wolf bedeutende Förderung erfahren. „Grossen Erfolg“ rühmt der keineswegs für den Haller Meister parteiische Thiersch, der nur besuchsweise von Leipzig zu ihm kam, dem schon ein Jahr zuvor von ihm gehaltenen Privatissimum über Numismatik nach; damit hing zusammen, dass er die Sammlung antiker Münzen, welche der Universität gehörte und

Encyclopädie Goethe gedacht hat, als er am 28. November 1806 an Wolf schrieb: „Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben?“ Doch ist bei dem damaligen Sprachgebrauch B.s Interpretation sehr wohl möglich und gerade Schulzes Bemerkungen lassen es besonders begreiflich und erfreulich erscheinen, dass Wolf in der That die Encyclopädie und nicht sein archäologisches Colleg für den Druck bearbeitete. Hatte er diese *notitiam historicam artium antiquitatis earum quae graphide nituntur* schon nach der Ankündigung nur *selecto coetui* bestimmt, so zeigte er daneben ein *Publicum* über alte Geographie und ein *Privatum* über alte Geschichte an. Bei letzterem legte er das aus dieser Vorlesung erwachsene 1799 in Altona veröffentlichte Handbuch seines früheren Schülers Bredow zu Grunde; deshalb hielt Schulze ein Nachschreiben in diesem Colleg nicht für nöthig. Als ungemein reichhaltig und anregend rühmt dasselbe Varnhagen, der Ostern 1806 nach Halle gekommen war; Wolf „trug hier, wie er schreibt (Denkwürdigkeiten, 2. Aufl. I, S. 67), weniger eine Erzählung, als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor und versetzte die Zuhörer unmerklich in solche Selbstthätigkeit und Mitarbeit, dass man am Schlusse der Stunde sich stets in der heitersten und wärmsten Stimmung, in der angenehmsten Aufregung aller Geisteskräfte fand“. Vergleicht man mit diesen Worten Schulzes kühle Bemerkung und seine Aeusserung über Wolfs Archäologie, so zeigt sich klar, wie er keineswegs in seinen Aufzeichnungen als unbedingter Lobredner Wolfs erscheint; um so bedeutsamer ist natürlich seine Anerkennung der mächtigen Wirkung, die dieser geübt hat. — Die Seminarübungen waren im Sommer 1806 der Interpretation von Abschnitten aus Plinius nach Heynes Ausgabe von 1790 gewidmet.

unter seiner Aufsicht stand, mit Hülfe von Eckhels *doctrina nummorum* durch Schulze ordnen liess. Vor allem aber dankte ihm dieser die erste Bekanntschaft mit Winckelmann. Die Arbeit für die Belegung seines Andenkens hatte Goethe und Wolf näher zusammengeführt; auf Goethes Werk, zu dem er selbst beigesteuert hatte, wies Letzterer seine Zuhörer hin; für keinen von ihnen war solcher Hinweis bedeutungsvoller als für den späteren Herausgeber der Winckelmannschen Schriften. Und wie wichtig musste ihm auch mit Rücksicht auf diese Arbeit die methodisch-philologische Schulung sein, die ihm durch Wolf zu Theil wurde! Neben dem Seminar boten hierfür dessen exegetische Vorlesungen besonders gute Gelegenheit. Allerdings hat Schulze von solchen nur eine bei Wolf hören können, seine Interpretation der *Tusculanen*, bei der er namentlich das erste Buch behandelte. Schon in der Ankündigung war hervorgehoben, dass hierbei auf die Latinität hervorragende Rücksicht genommen werden solle; auch Schulze bewunderte namentlich die feinen grammatischen Bemerkungen des Lehrers. Zu seiner Förderung im lateinischen Stil diente ihm ferner, dass er sich ein Heft zu verschaffen wusste, welches in einem 1795 von Wolf speciell hierüber gehaltenen *Privatissimum* nachgeschrieben war. Dasselbe wurde von ihm mit Nachträgen versehen; es ist bis heute zusammen mit seiner eigenen Nachschrift der Wolfschen Vorträge über römische Alterthümer sorgsam aufbewahrt. Dass freilich Hefte am wenigsten bei Wolfschen Vorlesungen seine Rede ersetzen konnten, geht auch aus Schulzes Aeusserungen hervor, der seinem Lehrer nachrühmt, wie er „die Gegenstände und Gedanken, auf die er besonders Gewicht legte, auch durch seinen gehobenen Vortrag bemerklich machte. Den Wohlklang seiner mündlichen Rede, schreibt er, weiss ich nur mit der überaus sonoren und an keinen Dialekt erinnernden Sprache Goethes zu vergleichen. Wolfs Vortrag aus einem Gesang des *Odyssee*, welchen er mit Akkorden auf dem Clavier begleitete, vergegenwärtigte mir einmal den griechischen *ᾠδός*“. Wie seine mächtige Persönlichkeit auch ausserhalb des Hörsaals wirkte, hatte Schulze das Glück oft zu erfahren; als er in seinem dritten Semester,

im Sommer 1806 eine Gartenwohnung bezog, kam Wolf des Abends, um hier seinen Karlsbader Brunnen zu trinken und ging dabei mit Schulze im Garten spazieren. Schon früher hatte dieser ihn häufig besuchen dürfen; dabei wies Wolf nachdrücklich auf alle Lücken hin, die er in Schulzes Kenntnissen wahrnahm. „Das wissen Sie noch nicht, pflegte er zu sagen; die italienische, die spanische Sprache lernt man in 14 Tagen und vergisst sie wieder in gleicher Zeit.“ Wolfs Mahnung trug gute Früchte; zusammen mit seinem Freund Köpke trieb Schulze Italienisch und Spanisch und brachte es bald dazu, „Boccaccio und die Novellen des Cervantes mit Leichtigkeit zu verstehen; die Lectüre des Don Quixote blieb dem folgenden Semester vorbehalten.“

Deutlich zeigen diese Notizen, wie tief und vielseitig auch Schulze gleich so vielen seiner Studiengenossen von Wolf angeregt wurde: sie bestätigen uns, was dieser selbst über seine Lehrart geäußert hat, dass es ihm vor allem „darauf ankam, Grundsätze mitzuthemen, die zur Erwerbung eigener Einsicht reizen und leiten, und so den wissenschaftlichen Geist zu wecken“. Nie ist ihm dies besser gelungen als in dieser Zeit, der Blüthezeit seines Verhältnisses zu Goethe, der Zeit, da ihm in Halle einer der führenden Geister einer neuen Generation zur Seite trat und in Wolf fremde Ideenkreise die begabtesten ihrer gemeinsamen Schüler vorführte.

Der grosse Philologe, der seine Wissenschaft aus der Fesselung durch die Rücksichten auf die Theologie befreit hatte, hielt „eine nach und nach vorgenommene Trennung des Schulstands vom Predigerstand für etwas in mehrerem Betracht durchaus Nothwendiges und Gemeinnütziges“; eben in dieser Zeit bereitete ihm ein von den Theologen gemachter Studienentwurf besonderen Aerger*); so sah er nicht ohne Bedenken, wenn seine Zuhörer theologischen und philosophischen Vorlesungen sich zuwandten, mit geringschätzigem Ton nannte er einen seiner Zuhörer theologum. Solchen Anschauungen des Meisters wirkten die Collegien nicht ent-

*) Vgl. den S. 34 citirten Brief von Thiersch vom 25. Jan. 1806.

gegen, die Schulze bei älteren Mitgliedern der theologischen Facultät annahm. Knapps Vorlesungen über die katholischen Briefe des Neuen Testaments schienen ihm zu sehr nur für Anfänger berechnet; er benutzte sie, indem er den deutschen Vortrag des Professors lateinisch nachschrieb; die weiteren Collegien Knapps über das Neue Testament besuchte er nicht mehr, sondern setzte dessen Studium „privatim unter Benutzung der Anmerkungen von Hugo Grotius und des Commentars von Heinrich Paulus fort“; allerdings hat er dies später bedauert, da er aus Knapps Schriften dessen gründliche philologische Bildung erkannte. Von diesem formal wenig gewandten letzten Vertreter des alten Hallischen Supernaturalismus war nach Richtung und Auftreten Niemeyer gründlich verschieden; aber auch seine Pädagogik hörte Schulze nur, weil er ein halbes Jahr unter seinem Dache wohnte; wie er selbst bekennt, trieb er in Niemeyers Stunden griechische Grammatik. Ein anderes philosophisches Colleg, Logik, hatte er in seinem ersten Semester bei Maass angenommen, doch fand er dessen Vortrag so langsam und langweilig, dass er es nur zwei Wochen bei ihm aushielt; seitdem zog er es vor, sich für ein Honorar von zwei Groschen für die Stunde ein sauberes Heft nachschreiben zu lassen, allein bei dessen Durchnahme entdeckte er wenig, was er nicht schon in Kloster Berge gelernt hatte, wo er nach Wytttenbachs Praecepta philosophiae logicae unterrichtet war. Vermochten aber den Wolfschen Schüler diese Vorlesungen nicht zu fesseln, so theilte er doch keineswegs des Meisters Stimmung gegen die in ihnen behandelten Wissenschaften; vielmehr bewahrheitete auch an ihm sich Steffens' Wort, dass die Jugend selten in einer Richtung geistig aufgeregt wird, ohne auch für andere Richtungen empfänglich zu werden; gleich den bedeutendsten seiner Alters- und Studien-genossen wurde auch er auf das tiefste durch Schleiermachers Vorträge ergriffen. Die von dem grossen Philologen angeregten und geschulten Jünglinge empfanden es als die wichtigste Förderung ihres Strebens nach humaner Bildung, dass der vielseitig interessierte Kenner Platos in philosophische und religiöse Fragen sie einführte, für solche

sie erwärmte; zehn Jahre jünger als Wolf stand er schon darum der jetzt studirenden Generation näher und war doch zugleich durch den Reichthum seiner Lebenserfahrungen besser als jener zu ihrem Berather berufen; zu breiterer und reinerer Einwirkung auf ihr Gemüth befähigten ihn sein feines Verständniss für ethische Anschauungen und Individualitäten und die harmonische Durchbildung seiner eigenen Persönlichkeit. Wir ersehen aus seinen Briefen, mit welchem Eifer und welcher Freude er seiner akademischen Thätigkeit sich widmete; wohl empfand er, wie viel Zeit sie ihm kostete, aber auch welchen Gewinn sie seiner eignen und der Entwicklung seiner Zuhörer brachte. „Ich kenne, schrieb er 1806, nun schon so manches herrliche Gemüth und ehrenwerthe Talent, welche die gute Sache mit Lust und Liebe umfassen, ja ich weiss schon ein paar, die durch meine Vorlesungen von dem Widerwillen, den besonders Philologen oft gegen das Christenthum haben, sind geheilt worden — was für grössere Freude konnte mir wohl widerfahren?“ Bereits im Winter zuvor hatte er berichtet, wie es ihn aufmuntere, dass er ein gut Theil recht fleissiger Zuhörer habe; er wisse von mehreren in der Ethik, die zur rechten Wiederholung und gemeinschaftlichen Besprechung einer einzelnen Vorlesung drei bis vier Stunden anzuwenden nicht scheuen und die sich freuen immer mehr ins Klare zu kommen. Unter ihnen befand sich auch Schulze. In seinem zweiten Semester war sein Privatstudium neben der Lectüre Herodots besonders der Ethik gewidmet; nach seiner Erzählung sprach Schleiermacher „ganz frei in Niemeyers Auditorium Abends von 7—8 Uhr bei einem nur schwachen Lampenlicht, welches selbst dem sonst gewöhnlichen Nachschreiben hinderlich war. Nachdenkend wiederholte ich von 8—10 Uhr den Inhalt einer jeden Vorlesung und nach wenig Stunden des Schlags ward ich vom Nachwächter geweckt, um die ersten Stunden des werdenden Tags auf die Ausarbeitung der Schleiermacherschen Vorlesung verwenden zu können. Bei meiner damaligen Unbekanntschaft mit der modernen Philosophie und ihrer Sprache fiel mir die Ausarbeitung Anfangs sehr schwer; aber jugendlich muthig setzte ich das begonnene Unternehmen fort.

Boeckh, damals vorzugsweise mit Platonischen Studien beschäftigt, pflegte sich an jedem Sonnabend mein ausgearbeitetes Heft abzuholen und sich dadurch in näherem Zusammenhang mit Schleiermachers Vortrag zu erhalten. Die Vorlesung umfasste die Lehre vom höchsten Gut und zwar mittels der organisirenden und der erkennenden Thätigkeit, die Tugend- und die Pflichtenlehre und lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Ethik Spinozas.“ Auch im folgenden Sommer folgte Schulze mit lebhaftem Interesse Schleiermachers Vorträgen; in der Fortsetzung seines im Winter gehaltenen Collegs behandelte dieser jetzt speciell die christliche Ethik; ausserdem begann er die Erklärung des neuen Testaments und gab in einem Publicum eine Einführung in die Kirchengeschichte. Und eben in diesem Semester gelang ihm auch durchzusetzen, wofür er, seit er 1804 nach Halle berufen war, sich unablässig bemüht hatte, die Einrichtung eines Universitäts-Gottesdienstes. Als er ihn an Königs Geburtstag, am 3. August 1806 eröffnete, war die Kirche „ungeheuer angefüllt“; nahm dann auch das Gedränge ab, so durfte er doch freudig berichten, dass er dauernd ein auserlesenes und nicht unbedeutendes Publicum von akademischen Jünglingen vor sich sah und die besten unter ihnen sich am liebsten einfanden. Er selbst hatte ein wohlthätiges Gefühl von dem Segen, der auf diesen Vorträgen ruhte; auch Schulze hebt ausdrücklich hervor, dass „durch sie ein neues fruchtbringendes Element in das akademische Leben kam“.

„Nichts von einer kanzelentweihenden Bigotterie, nichts von der Kanzelcoquetterie, nichts von gesuchter Aufklärungssucht, die ruhigste reinste Begeisterung“ fand ein Altersgenosse Schulzes, der Bremer Adolf Müller, in Schleiermachers Predigt*). Aber noch enthusiastischer und anschaulicher schildert er in seinen eingehenden Briefen in die Heimath dessen privaten Verkehr mit seinen Zuhörern; hier erschien er seinem bewundernden Schüler als „das genievollste Gemisch von Begriffsbestimmtheit, Ideenfülle und unbewusstem Hingeben ins

*) S. Müllers aus Varnhagens Nachlass 1874 herausgegebene „Briefe von der Universität in die Heimath“ S. 182. Die im Folgenden angeführten Sätze s. ebenda S. 199 und 288.

empirische Leben“. Seit Schleiermachers Schwester bei ihm wohnte, machte er, wie Müller schreibt, „einen förmlichen Haushalt; man setzt sich um einen eleganten Theetisch; wer von der Gesellschaft will, pflanzt sich neben ihn aufs Sopha (das möchte wohl einer der herrlichsten Plätze sein von allen, die man in Europa und auf der Erde rühmt). Er schliesst sich mit der grössten Lebendigkeit auf und geht so recht in der unterredenden Mittheilung in jeden ein oder liest vor. Es ist keine eigentliche Gesellschaft und doch die allergeselligste Verbindung, die unter Lehrern und Schülern nur sein mag.“ In gleicher Weise verkehrte auch Steffens mit der Jugend; von Schleiermacher so gründlich verschieden und doch so eng mit ihm verbunden, lehrte auch er in ungezwungenem Gespräch nicht minder als in seinen Vorlesungen, von denen eine auch Schulze gehört hat, Leben und Wissenschaft in einem höhern Sinn aufzufassen. Es bildete sich nach seinen eigenen Worten „keine Schule im engeren Sinn, aber eine Einsicht von der höheren Bedeutung speculativer Betrachtungen durchdrang eine jede wissenschaftliche Beschäftigung“. Bei der ausserordentlichen Verschiedenheit von Wolf, Schleiermacher, Steffens war es, wie Karl von Raumer bemerkt, ihren bewundernden Anhängern „unmöglich, allen Dreien zugleich nachzuäffen. Dies bewahrte uns“, fügt er hinzu, „noch mehr aber die edle liebevolle Gesinnung der Drei, denen es nicht um einen Schweif nachbetender und nachtretender Schüler zu thun war.“ Sie waren nicht und wollten nicht die „einseitig anregenden“ sein. Förderung für ihre eigene Bildung suchten und fanden namentlich Schleiermacher und Steffens in dem Umgang mit ihren Zuhörern, deren persönliche Eigenart sie achteten und liebend entwickelten. Es bezeichnet den Umschwung, der sich in dem geistigen Leben Deutschlands vollzogen hatte, und ist bedeutsam für dessen Weitergang geworden, dass und wie in der alten Hochburg des Rationalismus jetzt Professoren und Studenten eng verbunden an ihrer ästhetischen Erziehung arbeiteten; es erhöhte den Reiz und Werth ihrer geselligen Beziehungen, dass die älteren und jüngeren Genossen dieses Kreises so grosse individuelle Differenzen zeigten, dass von ihnen eifrig sehr ver-

schiedenartige Studien und daneben Poesie und Musik getrieben wurden: gemeinsam war ihnen allen der Gegensatz gegen das Banaüenthum, gegen die utilitarischen Anschauungen, die einst Haller Professoren so besonders wirksam vertreten hatten, wie gegen die Rohheiten, an denen manche Haller Studententen Vergnügen fanden; „für Musensöhne“, schreibt Müller einmal*), „kann man doch die nicht halten, die so gegen ihre vermeinten Mütter sündigen“.

Bei ihren Schilderungen dieser Zeit heben unter ihren Bekannten Steffens und Varnhagen ausdrücklich Schulze hervor; dass er von gleicher Gesinnung erfüllt war, lassen auch die leider meist nur auf äusserliche Daten sich beschränkenden Notizen erkennen, die er über sein studentisches Leben aufgezeichnet hat. Als er Knapps Vorlesungen hörte, „empörten ihn die gemeinen Spässe, mit welchen Theologen und hospitirende Juristen den Vortrag über die Teufels- und Engellehre lächerlich zu machen suchten“. Einen ästhetischen Sinn musste vieles auch in dem Treiben der Verbindungsstudenten zurückstossen; von ihm hatte er von vornherein sich fern gehalten. Er hatte kaum die Postkutsche verlassen, da suchte ein alter Mitschüler vom Kloster, der damalige Senior der Westfalen, den Fuchs seiner Landsmannschaft zuzuführen; er aber wies dessen Ansinnen mit der Erklärung zurück, dass er einem seiner Lehrer gelobt habe, nie an einer verbotenen Studentenverbindung Theil zu nehmen und, wie er erzählt, hat er gewissenhaft sein Wort gehalten, unbeirrt durch kleine Neckereien. Die Versuchung zu solchen lag um so näher, da er zuerst in ein Haus gezogen war, in dem viele Westfalen verkehrten; später brachten gerade auch seine Wohnungen ihn in Berührung mit andern Kreisen. In seinem zweiten Semester miethete er bei Niemeyer sich ein. In hohem Grade gastfrei und gesellig gewandt vereinten dieser und seine gebildete liebenswürdige Frau in ihren Räumen die beste Haller Gesellschaft, auch die Collegen, die wissenschaftlich sich Niemeyer überlegen fühlten. Hier befreundete sich Schulze mit dem Schlesier Ohlen von Adlerskron, mit ihm bezog er im Sommer 1806 den vor dem Thor gelegenen Fleischerschen

*) A. a. O. S. 179.

Garten, wo ausser ihnen Frau Pollau, die Wittve des Professors Juncker mit ihren Töchtern Lotte Juncker und Fanny Pollau wohnte; von diesen heirathete Erstere später Schleiermachers Freund, den Prediger und Professor Blanc, Letztere Ferdinand Ranke; schon in Halle ist Schulze auch Blanc nahe getreten. Diese Gartenwohnung verschaffte ihm, wie oben erwähnt, den Vortheil häufiger Besuche von Seiten Wolfs; das gemeinsame Interesse an Wolfs und Schleiermachers Vorträgen führte ihn enger mit Beider begabtesten Schülern zusammen. Als er mehr denn 60 Jahre später seine Erinnerungen aufzeichnete, nannte er unter denen, die mit ihm zu Beider Füßen gesessen hatten, von Mitgliedern des philologischen Seminars neben Bekker, Boeckh und Köpke Cosack, Konrad Schneider und Wilhelm Thiel, weiter Varnhagen und Neumann, unter den Anhängern Schleiermachers Alexander von der Marwitz, Adolf Müller und Neander, unter Wolfs Schülern Wilhelm Wachsmuth, den späteren Leipziger Historiker. Umgekehrt gedenkt Letzterer in seiner Selbstbiographie*) dankbar seines damaligen Umgangs mit Schulze, der ihn, wie er berichtet, „durch den Antrag einer Lehrerstelle im Kloster Unserer lieben Frauen in Magdeburg in eine neue Lebensbahn brachte“. Bei seinem Abschied von Halle schrieb der ihn herzlich liebende Freund seinem „theuren Schulze“ einen Satz aus Wilhelm Meister auf ein Stammbuchblatt; gemeinsame Begeisterung für Goethe war ein Bindemittel auch für Schulzes Verkehr mit mehreren seiner mecklenburgischen Landsleute. In nicht geringer Zahl studirten solche damals in Halle, unter ihnen Karl Wilhelm Kortüm aus Strelitz, der später Schulzes College im Ministerium werden sollte**); drei Schweriner, Bennewitz, Hennemann und Bülow bildeten mit Schulze, Köpke und drei anderen Commitonen ein Kränzchen, in dem sie wie einst in Kloster Berge Shakespeares, Goethes und Schillers Dramen in vertheilten

*) S. dieselbe vor Wachsmuths niedersächsischen Geschichten im 10. Bd. der im Briglischen Verlag in Berlin erschienenen deutschen National-Bibliothek S. XIII.

***) Vgl. (Deycks), Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. Berlin 1860. S. 6 ff.

Rollen lasen. Unvergesslich ist Schulze geblieben, wie diese Zusammenkünfte die Empfänglichkeit für ästhetischen Genuss in ihm gesteigert haben; nach einer derselben unternahm er, Köpke und Bennewitz eine nächtliche Wanderung nach der Klosterruine auf dem Petersberg, um von hier den Sonnenaufgang zu begrüßen. Natürlich zog es auch ihn zu den Vorstellungen der Weimarer Schauspieler nach dem benachbarten Lauchstädt, im Sommer 1805 sah er hier zuerst Goethe und wohnte der Todtenfeier für Schiller, der Aufführung der Glocke bei; selbst die weitere Reise nach Leipzig scheute er nicht, um dort Iffland als Franz Moor zu bewundern. Dieser kam 1806 auch nach Halle und las vor einer zahlreichen Versammlung Zacharias Werners Luther; persönlich hielten andere junge Dichter sich in dieser Zeit in Halle auf. Ob Schulze damals Achim von Arnim und Eichendorff kennen gelernt hat, ist aus seinen Aufzeichnungen nicht zu ersehen; ausdrücklich wird dagegen von ihm unter seinen Haller Bekanntschaften Oehlenschläger genannt, der mit ihm bei Wolf und Schleiermacher gehört hat. Wie die Werke alter und neuer Poesie erregten „die neuen herrlichen Sachen Mozarts und Beethovens“ die Begeisterung Schleiermachers und seiner nächsten Anhänger; Schulze sagt uns leider nichts über seine Stellung zur Musik; welche Fülle von Anregungen diese Semester für seine ästhetische Bildung boten, haben aber wohl schon die angeführten Notizen gezeigt.

So nahm auch er Theil an dem reichen geistigen Leben, das eben in diesen Jahren in Halle sich entfaltete; auch er bestätigt die damalige Blüthe der Universität. Die Zahl der Studirenden, die in den letzten Jahren Friedrichs des Grossen über 1100 betragen hatte, war unter der Herrschaft seines Nachfolgers so herabgegangen, dass sie beim Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms III. sich auf nicht 800 belief; in seiner ersten Zeit trat eine weitere Abnahme ein, dagegen war seit 1804 eine bedeutende Steigerung zu verzeichnen*);

*) Vgl. Hoffbauer, Geschichte der Universität zu Halle bis z. J. 1805 S. 369. 417. 484. 515, Hagen, Franzosen in Halle 16 und Conrads Rede über die Entwicklung der Universität Halle in den von ihm herausgegebenen Jahrbüchern für Nationalökonomie. N. F. Bd. XI, 109.

1806 zählte man wieder 1120 und darunter, was das Wichtigste, ungewöhnlich viele strebsame und begabte Studenten. Für die deutsche Entwicklung hat der Eifer, mit welchem sie und ihre Lehrer ihren fachwissenschaftlichen Studien und ihrer allgemeinen Bildung sich widmeten, reiche Frucht getragen; nationaler Stolz auf deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst wurde dabei in vielen dieser Jünglinge angefacht; aber erst nach dem Zusammenbruch des alten preussischen Staats und der angesehensten preussischen Universität sollte aus diesem Gefühl bei ihnen sich thatkräftige Wärme für die politische Macht des Vaterlands entwickeln; noch lebten sie, wie auch Schulze bestätigt, „ihren Studien und Freuden unbekümmert um die Politik des Tags“. Allerdings hatte schon damals Schleiermacher klar die ethische Bedeutung des Staats erkannt und ausgesprochen, war „sein moralischer Individualismus zu der Forderung der Hingabe an den Staat vorge-drungen“*). Im Juni 1806 schrieb er einer Freundin, dass an dem früher oder später bevorstehenden allgemeinen Kampf sich jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordere, anschliessen müsse; bei seiner vorletzten Predigt, die er im akademischen Gottesdienst des Sommersemesters hielt, führte er aus, „wie sehr es die Würde des Menschen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, der er angehört“, wandte er sich „gegen die gemeine Rede, dass die wissenschaftlich Gebildeten am wenigsten ein Vaterland hätten“. „Lasst uns“, ermahnte er seine Hörer, „alles das Unsrige thun, um diesen Irrthum zu vertilgen, lasst uns zeigen, dass mit

*) So Dilthey in den Preussischen Jahrbüchern X, 249, der in seinem hier abgedruckten Aufsatz über Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit dieses Verhältniss in helles Licht gesetzt hat. Ueber die hier von ihm besprochenen Predigten Schs. sind jetzt auch Adolf Müllers Briefe vom 31. August und 17. September 1806 (S. 331 ff.) zu vergleichen; danach hielt Schleiermacher seine letzte Predigt im Sommersemester, von welcher er nichts mehr in seinen Papieren finden konnte, „über die letzten Verse des Apostels Paulus an die Epheser; das ganze Gleichniss dieses herrlichen Capitels verwebte er in seine Predigt und wandte es auf seine Gemeinde an, aus der gerade ausscheiden wollte, was reif zum bürgerlichen Leben, sich zum letztenmal da erbaute“.

der klaren Einsicht in alle Verhältnisse der Menschen die Liebe zum Vaterland nicht abnimmt, sondern zu. Es ist nicht die Noth, die den Menschen festhält, sondern eine innere Lust und Liebe, ein angebornes gemeinsames Dasein, eine unzerstörbare Zusammenstimmung. Betrachten wir die Vermehrung unserer Kräfte, welche aus der treuen Verbindung mit dem Vaterlande entsteht, übertäuben wir hier nicht durch verdrehte Klügeleien die Stimme der Natur: so müssen wir gestehen, nur der kann ununterbrochen in einer seinen Kräften angemessenen gottgefälligen Thätigkeit sein, nur der kann alle Pflichten erfüllen, alle Rechte ausüben, alle Vortheile benutzen und also einheimisch sein wie ein Bürger in dem Reiche Gottes, der es treu mit dem Volke hält und meint, dem ihn der Herr zugesellt hat.“ Gewiss nicht wirkungslos sind solche Worte an den Hörern vorüber gegangen, unter denen wohl auch Schulze sich befunden hat, der ausdrücklich, wie oben erwähnt, den mächtigen Eindruck der damaligen Predigten Schleiermachers bezeugt. Adolf Müller wollte keine von ihnen versäumen, da hier so herrliche Dinge gesagt würden; doch lassen gerade seine Briefe aus diesen Monaten erkennen, wie wenig der begeisterte Schüler des Lehrers politische Gedanken in ihrer Tiefe und in ihrer praktischen Bedeutung erfasst hatte und wie sehr deren Erfüllung die bestehenden preussischen Ordnungen im Wege standen.

Seit Lessing seine wuchtigen Schläge gegen das Ansehen der französischen Classiker geführt hatte, seit Goethes „Strassburger Societät an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens baar und ledig“ geworden war, hatten die Leistungen deutscher Denker und Dichter das nationale Hochgefühl der an ihnen sich bildenden deutschen Jugend mächtig gesteigert; bezeichnend dafür sind die Worte, in denen Müller sechs Wochen vor der Schlacht von Jena seinem Vater auseinandersetzte, warum er einer Reise in das Ausland nicht bedürfe*). „In dem gebildetsten Land bin ich aufgewachsen, die grössten Männer der Zeit haben mich be-

*) Am 27. August S. 323 ff. Ueber das von Schiller bearbeitete Picardsche Stück (den Neffen als Onkel) schrieb er seiner Schwester am 2. September 1805 (S. 237 ff.).

rührt, was soll ich noch ferne umherschweifen und nach grösseren Anschauungen haschen? Gegen Deutsche sind ja Italiäner, Franzosen, Engländer nur wie Halbmenschen in neuerer Zeit; die schönste und reichhaltigste Reise wäre die in die Tiefe deutscher Männer.“ Schon im September 1805 hatte er auf Anlass der Aufführung eines Picardschen Lustspiels geschrieben: „Die Franzosen sind doch in Wissenschaft wie in der Kunst jämmerliche Hunde“. So stark sprach antifranzösische Gesinnung im Kreis dieser Jünglinge sich aus; aber sie trug einen gänzlich unpolitischen Charakter; nach ihrem Gegenstand und ihren Gründen hatte diese Verachtung der französischen Bildung des 18. Jahrhunderts nichts gemein mit der Stimmung der „wahren Eisenfresser“, wie Müller die preussischen Officiere nennt, die gegen „Herrn Bonaparte“ wettelten; durch ihr Auftreten in Halle im Herbst 1806 ist Steffens, den im Frühjahre Schleiermachers Gespräche zu entschieden preussischer Gesinnung bekehrt hatten, in seinen Vorurtheilen gegen das damalige preussische Militär bestärkt. Um so entgegengesetzte Kräfte zu dem allgemeinen Kampfe zu einen, wie ihn Schleiermacher schon im Juni 1806 vorausgesehen hatte, den „die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden“, war eine Läuterung und Umbildung der Anschauungen in den verschiedensten deutschen Kreisen und eine Neuordnung des preussischen Staats und Heeres erforderlich; war, wie angedeutet, mehr, als meist angenommen wird, schon vor 1806 auf den verschiedensten Gebieten geschehen, um solche geistige und politische Umwandlung vorzubereiten, so bedurfte es doch erschütternder Schläge, um sie in das Leben zu führen; auf das Nächste ist durch die Unglückstage von 1806 Halle und seine Universität betroffen.

Am Tag der Schlacht von Jena, am 14. October, hörte man hier ununterbrochen Kanonendonner; da das Feuer sich allmählich entfernte, glaubte der Führer des Reservecorps, Herzog Eugen von Württemberg, der eben an diesem Tag in Halle eingezogen war, dass die von dem Feind beabsichtigte Umgehung gescheitert sei; bald sollte er schwer dafür büssen,

dass er auch weiter verkannte, welch bedeutenden Sieg in Wahrheit die Franzosen erfochten hatten. Drei Tage nach demselben wurde er in ungünstiger Aufstellung, die er vor den Thoren von Halle genommen hatte, von Bernadotte angegriffen; trotz tapferer Gegenwehr seiner Truppen erlitt er eine vollständige Niederlage. Während die Franzosen die Preussen durch die Stadt verfolgten, wurden nicht wenige Häuser geplündert, viele Einwohner erfuhren beträchtliche Verluste und brutale Misshandlungen. Die Einquartierung zuerst des Bernadotteschen Corps, dann der Kaisergarde und Requisitionen aller Art steigerten in den folgenden Tagen die Noth; sie erreichte ihren Höhepunkt, als Sonntag den 19. October Napoleon persönlich nach Halle gekommen war. Den Tag darauf hob er die Universität auf. Noch unmittelbar zuvor war bekannt gemacht, Bernadotte habe die Professoren verpflichtet weiter zu lesen und sie zugleich von jeder Einquartierungslast befreit. Es könnten deshalb die jetzt aus den Ferien zurückkehrenden Studenten ohne Besorgniss ihre Reise fortsetzen, nach der Erklärung des Marschalls beabsichtigte sein Herrscher die Universität zu schützen. Nachdem am 19. October diese Bekanntmachung gedruckt und an Studenten und Bürger vertheilt war, verfügte am 20. Napoleon die Schliessung der Universität; alle nicht aus Halle gebürtigen Studenten sollten binnen 24 Stunden die Stadt verlassen; wer von ihnen morgen sich noch daselbst befinde, sollte gefangen genommen werden; Napoleon wollte, wie er an Berthier schrieb, *prévenir le résultat du mauvais esprit, qu'on a inculqué à cette jeunesse**). Zur Begründung dieser Massregel

*) Correspondance de Napoléon I t. XIII p. 375 n. 1036. Ich finde dies sehr bezeichnende Schreiben Napoleons in der mir bekannten Literatur nicht beachtet, auch nicht in der Schrift von C. H. v. Hagen über die Franzosen in Halle 1806—1808 (Halle 1871), auf deren actenmässige Mittheilungen ich im Uebrigen verweise. Nicht ohne Interesse ist auch der Bericht von Harnisch über die Auflösung der Universität Halle in seinen Aufzeichnungen über seinen „Lebensmorgen“, die Schneider 1865 herausgegeben hat, S. 112 ff.; auch Harnisch, der zu den Studenten gehörte, welche Napoleon „mit den Mützen auf dem Kopf anglotzten“, sagt S. 116: „Wir Studenten hatten uns als Studenten benommen; denn der gründliche Franzosenhass entstand erst nach 1806“.

wurde später bemerkt, die Professoren hätten „Schriften herausgegeben, welche es sich zur Aufgabe stellten, in den Herzen ihrer Schüler den Geist des Aufruhrs gegen die Franzosen zu erregen“; ein solches Werk war aber von keinem Haller Professor veröffentlicht, und hatten Haller Studenten auf falsche Nachrichten über preussische Siege hin früher den Franzosen ein Pereat gebracht und einige bei einer Begegnung mit Napoleon sich ungeschickt benommen, so war doch auch von ihnen damals, wie auch Schulze und Steffens ausdrücklich bezeugen, irgend eine Gefahr für das französische Heer nicht zu besorgen. Es war Napoleons historischer Beruf, durch sein eigenes Thun in den deutschen Ideologen die Gesinnung erst gross zu ziehen, in welcher sie den Kampf gegen ihn als ihre Aufgabe erkannt und durchgeführt haben; mit wie gutem Recht schon im Sommer 1806 Schleiermacher geschrieben hatte, dass der Gegenstand dieses Kampfes unsere Religion und unsere Geistesbildung nicht weniger sein würden als unsere äussere Freiheit und äusseren Güter, davon mussten jetzt seine Schüler sich überzeugen, als der französische Gewalthaber sie von dem Sitz ihrer friedlichen Studien hinwegtrieb, durch einen Federstrich „die schönste wissenschaftliche Verbindung auflöste, die wohl in langer Zeit existirt haben mag“*).

In den Tagen der ersten Gefahr hatte Schulze in der Stadtwohnung der Familie Pollau, im öffentlichen Leihamt, als Wächter gegen feindlichen Einbruch nützliche Dienste geleistet; da er jetzt, zur schleunigsten Reise unter den schwierigsten Verhältnissen gezwungen, auch in Geldverlegenheit sich befand, bot sie ihm einen Vorschuss an; ebenso gewährte ihm Wolf aus dem Rest des zu seiner Disposition stehenden Fonds des philologischen Seminars eine ausserordentliche Remuneration von 20 Thalern. Er gab ihm zugleich eine Karte mit, durch die er ihn allen seinen Freunden empfahl, und tröstete ihn und sich, wie Schulze erzählt, „durch den Hinweis auf die Griechen und Römer, welche ihre besiegten und gefangenen Feinde als Sklaven behandeln und

*) Worte Adolf Müllers in seinem Brief vom 25. October 1806 S. 339.

verkaufen konnten“. Am schmerzlichsten fiel Schulze der Abschied von Schleiermacher, der „seiner tiefen Wehmuth über die unerwartete Auflösung seines schönen Wirkungskreises Ausdruck gab“. Einen bescheidenen leinenen Mantelsack nähte Schulze sich selbst zusammen, füllte ihn mit der nothwendigsten Wäsche, seinem Heft der Schleiermacherschen Ethik, seiner Wetsteinschen Homerausgabe in zwei Duodezbanden und einem Petrarka in gleichem Format und trat dann, einen Stockdegen in der Hand, seine einsame Wanderung an. Alle seine näheren Freunde waren bereits abgereist; so stand er verlassen und noch unentschlossen über die einzuschlagende Strasse an dem Thor, welches nach Dessau führte; da fragte ihn ein französischer Sanitätsbeamter Namens Violet nach dem Weg; Beide kamen in Gespräch und beschlossen die Reise zusammen zu machen. Durch Violets Verwendung erhielt Schulze Quartier in den Städten, durch die sie kamen, so in Dessau im Haus eines herzoglichen Mundkochs und in Wittenberg bei Schroeckh; bei ihm fanden sie besonders gastfreundliche Aufnahme, da Schulze sich als ehemaliger Zögling von Kloster Berge zu erkennen gab, auf dem einst auch Schroeckh gebildet war. Solches Quartier wussten die Reisenden doppelt zu schätzen, da sie erst spät am Abend sehr ermüdet nach Wittenberg gekommen waren; an Strapazen und Schwierigkeiten fehlte es natürlich nicht; um so werthvoller war, dass Violet sich als gebildeter und humaner Mann bewährte. Er war nicht ohne einige Bekanntschaft mit Horaz und andern Lateinern, über die er mit dem deutschen Philologen sich unterhalten konnte; auf dessen Veranlassung schützte er in einem Städtchen, das sie berührten, den Laden eines Victualienhändlers, den eben französische Soldaten zu plündern im Begriff standen. Gern gewährte der Kaufmann seinen hungrigen und durstigen Befreiern eine Labung; als sie ihn nach dem Betrag ihrer Rechnung fragten, wollte er Geld von seinen Rettern nicht nehmen; da verehrte ihm Violet eine ganz neue Büchse mit Doppellauf, die er in der Schlacht bei Jena gewonnen hatte.

Genau eine Woche war seit dem Erlasse des Edicts verflossen, das Schulze aus Halle vertrieben hatte, als er und

sein Begleiter am Ziel ihres ermüdenden Marsches in Berlin anlangten, gerade an dem Tag, an dem Napoleon als Triumphantor seinen Einzug durch das Brandenburger Thor hielt. „In seinem einfachen grauen Ueberrock, finster vor sich hinblickend, ritt er — so erzählt Schulze — ruhigen langsamen Schrittes an der versammelten Volksmenge vorüber, ohne ihre Beifallsbezeugungen auch nur eines Blicks zu würdigen. Ihm folgten im glänzendsten Anzuge seine Marschälle und alle übrigen Glieder seines Hauptquartiers nebst einer unabhsehbaren Reihe pomphafter Equipagen. Nicht ohne schmerzliche Bewegung über das Unglück des Staats meiner Liebe und meiner Wahl schritt ich neben Violet durch die zu beiden Seiten der Linden Spalier bildenden französischen Garden. Von dem jetzigen niederländischen Palais aus vernahm ich plötzlich meines Namens Ruf und ward begrüsst von der Gattin des dort wohnenden Kammergerichtsraths Schultze, deren Bekanntschaft ich meinem sommerlichen Aufenthalt im Fleischerschen Garten verdankte. In unverkennbar aufrichtiger Theilnahme an meinem Geschieke lud sie mich ein in ihrer Familie wenigstens vorläufig zu wohnen; ich folgte ihrer Einladung um so lieber, je weniger ich noch mit mir selbst über die Wahl meines nächsten Aufenthalts einig war.“

So wurde Schulze von der nächsten äusseren Sorge befreit; schwer aber drückte ihn nieder, was er in der preussischen Hauptstadt erleben musste. Mit tiefer Trauer sah er namentlich die Räumung des Zeughauses und die Verladung aller in demselben zurückgebliebenen Waffen in Kähnen auf dem nahen Spreearm, sah er im Lustgarten Napoleon am Morgen nach seinem Einzug an seine Soldaten den Orden der Ehrenlegion vertheilen.

Ob auch ihn wie seinen Lehrer Steffens die Erkenntniss der gemeinen Gesinnung des Siegers, die eben damals in seinen Schmähungen gegen die Königin Luise so bezeichnenden Ausdruck fand, zu der tröstlichen Ueberzeugung geführt hat, dass auf die Dauer seine Herrschaft sich nicht behaupten werde, darüber sagt Schulze nichts. Den verletzenden Eindruck, welchen die Angriffe auf die preussische Königsfamilie machten, musste die Art steigern, in der Napoleon

den Schatten Friedrichs des Grossen gegen sie ausspielte, der über sie entrüstet nach den Worten des 17. Bulletin „mit seinem Geist und seinen Wünschen bei der Nation war, die er so sehr geschätzt“. Welches Interesse Napoleon allen Erinnerungen an den „grossen Capitän“ widmete, dessen Degen und Rock er den Invaliden in Paris schenkte, das hat viele Jahre später Schulze durch seinen Büchercommissar Suin erfahren. In Rheinsberg geboren und Sohn eines Hofbeamten im Dienste Friedrichs des Grossen, besass dieser eine reiche Sammlung von Kupferstichen, Holzschnitten und Bildern, die sich auf die Geschichte des Königs bezogen; während Napoleons Aufenthalt in Berlin wurde er auf das Schloss befohlen, musste alles, was ihm noch aus Rheinsberg erinnerlich war, dem Kaiser erzählen, die vielen von ihm gestellten Fragen ausführlich beantworten und schliesslich seine Sammlung gegen den verlangten Preis in Napoleons Besitz zurücklassen.

Das Peinliche seiner persönlichen Lage kam Schulze zu deutlichem Bewusstsein, als sein erster Ausgang in Berlin ihn zu Boeckh führte. „Er wohnte — berichtet Schulze — hinter dem Giesshaus bei der Frau Levi, welche er im Griechischen zu unterrichten hatte; in sorgenfreier Musse konnte er seine Studien fortsetzen, er ist wohl der einzige Mann, den ich während meines langen Lebens um seine damalige Lage, die mit meinen Zuständen in grellstem Widerspruch stand, beneidet habe.“ Schulzes nächster Besuch galt seinem Freund Karl Köpke. Er war mit einem Zwangspass und nur einem Thaler Reisegeld in der Tasche von Halle mit mehreren Leidensgefährten ausgezogen, auf dem anstrengenden Marsch von Marodeuren geplündert*), hatte dann aber in Berlin ein Asyl bei seinem älteren Bruder Gustav gefunden, dem späteren Director des Gymnasiums zum Grauen Kloster. Zu diesem führte er nun auch seinen Freund; Beide fanden gegenseitig Gefallen an einander, Gustavs Frau rühmte Schulze als besonders formgewandt und artig**); er selbst gab ihm

*) Vgl. die Erzählung seines Sohnes Rudolf in dessen Kleinen Schriften S. 74.

***) So erzählt Karl Köpke in einem Brief vom 30. December 1806.

eine Empfehlung an den Philologen Johann Gottlob Schneider Saxo in Frankfurt an der Oder, als Schulze seine Absicht aussprach, auf der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen. Da der Postenlauf noch nicht wieder geordnet und die Wege noch unsicher waren, hatte er es mit Freuden begrüsst, dass der Aufseher eines französischen Magazins, Namens Schneider, den er durch Violet kennen gelernt hatte, ihm anbot ihn auf seiner Fahrt nach dort mitzunehmen, aber als Beide sich am Frankfurter Thor trafen, musste Schneider berichten, er habe Contreordre erhalten und fahre daher nicht nach Frankfurt. Schulze hatte bereits von seinen Berliner Wirthen sich verabschiedet; er wollte deren Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen; so entschloss er sich zunächst nach seiner Vaterstadt heimzukehren und trat sofort seine Wanderung nach dort an, die ihn zuerst nach Tegel führte. Schon von weitem sah er hier einen Anschlag: Sauvagarde pour le membre de l'institut Alexandre de Humboldt, der den Humboldtschen Besitz vor den Angriffen der Soult'schen Löffelgarde schützte; am Abend kehrte er in einer Dorfschenke ein. Er war hier mit dem Lesen seiner Odyssee beschäftigt, als eine Extrapost vorfuhr und ein österreichischer Officier ausstieg, der auf der Reise von Venedig nach Kopenhagen begriffen sich Curierpferde zur Weiterfahrt bestellte. Schulze bat ihn, da er Kiel berühre, ihm einen Brief an seine dort wohnende Mutter zu besorgen; der Officier erfüllte nicht nur diese Bitte, sondern forderte Schulze auch auf in seinem Wagen bis Lenzen zu fahren. So wurde der grösste Theil der Reise über Erwarten schnell und bequem von Schulze zurückgelegt; sein vorsorglich gespartes Reisegeld reichte nun aus, dass er selbst die Postfahrt von Lenzen nach Dömitz bezahlen konnte; wohlbehalten traf er bei seinen Grosseltern ein.

Allerdings friedliche Zustände fand er auch hier nicht. Wie er erzählt, „zogen die französischen Corps, welche am Kampf und Sturm von Lübeck Theil genommen, über Mecklenburg und namentlich über Dömitz zur grossen Armee und fast unmittelbar folgten ihnen die bei Lübeck besiegten und gefangenen Preussen. Die Stadt seufzte unter der fast er-

drückenden Last der täglichen Einquartierung und unter den städtischen und herzoglichen Behörden war Niemand der französischen Sprache in dem Grade mächtig, um sich mit den französischen Befehlshabern auch nur leidlich verständigen und für die hart bedrängte Stadt fürsprechend eintreten zu können. In dieser Noth nahm man meine Hülfe in Anspruch; ich musste, so lange der Durchzug des französischen Heers und seiner Gefangenen währte, die Stelle des Bürgermeisters Vogel und seiner Gehülfen vertreten, für die ordentliche Einquartierung der durchziehenden Truppen sorgen und theils willig theils gezwungen den mannigfaltigen, täglich sich erneuernden Anforderungen zu genügen suchen, welche das feindliche Heer an die Vorräthe und Kasse der wenig bemittelten Stadt fort und fort machte. Nicht klein war die Zahl der französischen Officiere, welche von ihrer Wäsche entblösst zur Ergänzung derselben sich um Gewährung eines Cadeau bemühten und deren bescheidene, durch die Noth des Augenblicks hervorgerufenen Wünsche ich, so weit die zu meiner Verfügung gestellten Mittel reichten, in schonender Form befriedigte. So gelang es mir manchen grösseren hereinbrechenden Sturm von der hilfsbedürftigen Stadt abzuwehren. Eines Abends liess mich Cavalleriegeneral Tilly, der in dem unteren Stock des von Alwördenschen Hauses einquartiert war, zu sich rufen und eröffnete mir, dass die Stadt am nächsten Tage entweder mehrere Tausend Pferde und Reiter oder in Folge einer von ihm zu treffenden Anordnung keinen einzigen Mann zur Einquartierung haben werde. Um den letzteren Fall zu ermöglichen, verlangte er die augenblickliche Zahlung einer grossen, die noch vorhandenen Mittel der Stadt weit übersteigenden Summe. Alle meine noch so dringlichen Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; endlich wurde ich mit ihm über die Summe von 800 Thalern unter der Bedingung einig, dass der Bürgermeister Vogel noch vorher von der ganzen Verhandlung in Kenntniss gesetzt und persönlich an ihn die vereinbarte Summe in meiner Gegenwart zu zahlen veranlasst werde. Tilly erklärte mit dieser Bedingung sich endlich einverstanden; der Bürgermeister musste sich den gebieterischen Umständen fügen und

kam in meiner Begleitung zum General; dieser rief, als die Auszahlung der 800 Thaler erfolgte: *Prenez garde de la sentinelle*, die an dem Fenster auf- und niederging. So ward der unvermeidliche Handel abgeschlossen; der General erfüllte wirklich sein Versprechen und liess am folgenden Tag die unter seinem Befehl stehende Cavallerie, ohne dass nur Ein Mann die Stadt berührte und ohne jede Gefährdung der Einwohner, ruhig vorüberziehen.“

Hier zuerst bekundete so Schulze seine Fähigkeit zur Erledigung praktischer Geschäfte; es that seinem Herzen wohl, dass er seiner bedrängten Vaterstadt helfen konnte; auch lernte er in diesen Tagen manche historisch merkwürdige Persönlichkeiten kennen, darunter Drouet, der sich durch die Verhinderung des Fluchtversuchs Ludwigs XVI. bekannt gemacht hatte. Nachdem aber die Truppendurchzüge ihr Ende genommen hatten, litt es ihn nicht lange mehr in Dömitz. Ihn erfüllten wohl ähnliche Empfindungen wie seinen Freund und Landsmann Hennemann, der voll wehmüthiger Erinnerung an die schönen Tage ihres Haller Lebens ihm verzweifelt über die Schweriner schrieb, die er sich „so prosaisch doch nicht gedacht hatte. Die Herren, die hier Belletristik treiben, denn getrieben wird sie hier wirklich, sind grosse Verehrer der achtziger Jahre, sie lachen sich bei dem tollen Novalis halb todt und verehren Kotzebue als den Vater des feineren Witzes und der dramatischen Poesie. Die Monologen haben hier einiges Aufsehen gemacht; nur können die Leuten den Namen Schleiermacher, denn sie hören ihn durch mich zum ersten Mal, immer nicht recht behalten, sie meinen, er sei auch gar zu besonders — ja wohl ist er besonders“. Zu ihm, nach Halle trieb es Schulze zurück, als der Krieg nach Osten sich gezogen hatte und nach der Capitulation von Magdeburg der Weg nach Halle wieder frei geworden war. Noch schien eine Wiederherstellung der Universität möglich, noch waren ihre bedeutendsten Lehrer dort vereint. In den ihnen auferlegten verlängerten Ferien, *per otia gallica*, wie Wolf sagte, folgten sie dem Rath, den Goethe diesem ertheilt hatte, und wandten sich eifrig literarischer Arbeit zu; Schleiermacher verfasste damals sein Sendschreiben über den

ersten Brief Pauli an Timotheus in einer Ecke des Familienzimmers der Steffensschen Wohnung. Aus Sparsamkeitsrück-sichten waren beide Freunde zusammengezogen, sie lebten äusserlich „so armselig als möglich, eigentlich mehr als mög-lich“; dennoch schlug Schleiermacher eine ihm in Bremen ge-botene Stellung aus; „so lange“, schrieb er, „noch ein Schatten von Hoffnung ist für das Bestehen der Universität auf dem bisherigen Fuss, lasse ich mich auf nichts anderes ein“. Er hoffte, „dass nichts in Norddeutschland sich festsetzen werde, was dem echten Geist der deutschen Nation widerspräche“ so sprach er seinen Entschluss aus, „so lange ich noch in Halle Kartoffeln und Salz auftreiben kann, hier zu bleiben und das Schicksal von Deutschland hier abzuwarten, ob sich etwa eine Auferstehung von Halle ergibt, mit der ich zu-frieden sein könnte“*). Ein paar seiner nächsten Schüler, darunter Adolf Müller, waren durch besondere Gunst dort weiter geduldet; zu ihnen kehrte wie Varnhagen und bald darauf dessen Freund Neumann nun auch Schulze zurück. Der Anblick der verödeten Stadt, in deren Strassen er noch vor Kurzem ein so heiter bewegtes Leben gesehen hatte, stimmte ihn wehmüthig; aber dem Beispiel seiner Lehrer folgend suchte und fand auch er Trost in wissenschaftlicher Arbeit. Wolf ermunterte ihn in seiner drastischen Weise zur Fortsetzung seiner grammatischen und archäologischen Stu-dien; als er 60 Jahre später die noch vorhandenen fünf Quart-bände Collectaneen zur Hand nahm, die er damals geschrieben hatte, erstaunte er selbst über die Fülle verschiedener beach-tenswerther Bemerkungen, die er darin eingezeichnet fand. Daneben ertheilte er der Gräfin Sophie von Stosch Unterricht im Griechischen. Sie hatte mit ihrem Vater, dem Minister von Hoym, nach dem Einbruch der Franzosen ihre schlesische Heimath verlassen, ihre Söhne besuchten das Haller Pädag-ogium, an dem Schulzes früherer Lehrer Seidel unterrichtete; dieser hatte sie zuerst auf seinen ehemaligen Schüler auf-

*) S. Schleiermachers Briefe aus den letzten Monaten des Jahres 1806, Aus Schleiermachers Leben II, 69 ff., IV, 128 ff., seinen Brief an Varnhagen unter den Schreiben von A. Müller S. 342.

merksam gemacht; sie lernte ihn so sehr schätzen, dass sie den Wunsch äusserte, er möge ihren jüngsten Sohn erziehen und sie auf einer Reise nach Italien begleiten, die sie im nächsten Herbst anzutreten beabsichtigte. Dadurch wurde Schulze veranlasst, sich mit einem Italiener, der im Gefecht am 17. October verwundet und deshalb in Halle zurückgeblieben war, täglich im Italienisch-Sprechen zu üben; nach wenig Monaten erlangte er hierin die gewünschte Fertigkeit. Für die Bildung seiner allgemeinen Anschauungen aber bot ihm die grösste Förderung, dass auch ihm der Zutritt zu den Zusammenkünften vergönnt war, an denen Schleiermacher an einem Abend in der Woche bei sich seine alten Zuhörer und andere Freunde sah; auch er hebt wie Varnhagen hervor, wie alle Theilnehmer durch das immer lebhaftes Gespräch über die verschiedensten wissenschaftlichen Fragen an diesen Abenden angeregt worden.

An einem derselben sprach Blanc seine Absicht aus, eine Fussreise nach Dresden zu machen und dort bei dem französischen Prediger Riquet die Osterwoche zuzubringen; Schulze folgte bereitwillig seiner Aufforderung ihn zu begleiten. So „ward mir, sagt er, zum ersten Mal die schon längst gewünschte Gelegenheit zur Anschauung der Dresdener Kunstschatze, an welchen ich im Lauf der Jahre mich immer von neuem zu bilden und zu erbauen beflissen war“.

Ausser den Classikern der Malerei lernte Schulze hier persönlich den Landschaftsmaler Caspar David Friedrich kennen und lieben, dessen Bilder romantischen Stimmungen entsprachen und dienten. Wer sich der anmuthenden Schilderung Kügelgens*) von diesem „sehr aparten“ Menschen erinnert, „dessen zarten kindlichen Sinn Kinder und kindliche Naturen leicht erkannten, mit denen er daher auch gern und zutraulich verkehrte, während er im Allgemeinen menschenscheu sich auf

*) In den Jugenderinnerungen eines alten Mannes 5. Aufl. S. 113 ff. 136 ff. S. ausserdem Pyl, Allg. deutsche Biographie VIII, 64 ff. und Heinrich Meyers interessante Ausführungen über Friedrich in dem Aufsatz über die neu-deutsche religiös-patriotische Kunst, der aus dem zweiten Heft von Kunst und Alterthum neuestens in Paul Weizsäckers Ausgabe von Meyers Kleinen Schriften wieder abgedruckt ist.

sich selbst zurückzog“, wird verstehen, welch gemüthlichen Reiz der Verkehr mit ihm auf Schulze ausübte; für dessen damalige ästhetische Anschauungen aber war es bezeichnend und bedeutungsvoll, dass ihn der Maler besonders anzog, der in seine landschaftlichen Gemälde und Zeichnungen, wie Heinrich Meyer hervorhob, „mystisch-religiöse Bedeutung zu legen versuchte“. Romantische Stimmungen, die in Friedrich wohl durch die Eindrücke seiner von ihm oft dargestellten heimischen Landschaft, der Umgebung Greifswalds geweckt waren, haben so den Pommern und den Mecklenburger zusammengeführt; ihr Verhältniss wurde, wie Schulze erzählt, auch später nicht gestört, als bei seinem Freunde „lebhaftere Abneigung gegen Preussen aus der Besitznahme von Neuvorpommern erwachsen war“.

Gern dachte Schulze später auch an Riquet und seine „für feinere Geselligkeit ebenso empfängliche als gebildete Gattin zurück; seine Predigten in französischer wie in deutscher Sprache waren von tiefergreifender Wahrheit und zeugten von seinem demüthigen innig gläubigen Sinn.“ Bezeichnend und von dauerndem Werth wie diese Bereicherung seiner Menschen- und Kunstkenntnisse war für Schulze endlich der Erwerb neuer Bücher, den der Dresdener Aufenthalt ihm eintrug: bei einem Antiquar kaufte er billig die ersten Bände von Schleiermachers Plato-Uebersetzung und die drei Bände des Schlegelschen Athenäums; er scheute die Mühe nicht sie selbst nach Halle zurück zu tragen.

Bald nachdem er dorthin zurückgekehrt war, traf er zufällig im Gasthause zum Löwen mit dem jungen schlesischen Grafen Friedrich Pückler aus Tannhausen zusammen; er war, wie Schulze berichtet, „während des Gefechts am 17. October in den Strassen vor den von allen Seiten drohenden feindlichen Kugeln in meine Wohnung geflüchtet und dadurch mit mir persönlich bekannt geworden. Nach dem Willen seines Vormunds sollte er jetzt die Universität Leipzig beziehen und zwar unter Begleitung eines älteren Führers. Er bat mich ein solches Verhältniss mit ihm einzugehen. Meine Bedenken gegen alles, was die Freiheit meines Strebens irgendwie beschränken könnte, suchte er zu zerstreuen. End-

lich erklärte ich mich bereit ihm nach Leipzig zu folgen unter der Bedingung, dass er mir nur die freie Wohnung in seiner Nähe gewähre und ich für diesen einzigen Vortheil, welchen ich von ihm erwartete, ihm bei seinem Studium förderlich sei.“

In derselben Zeit, in der Wolf Halle dauernd verliess und nach Berlin übersiedelte, wohin dann auch Schleiermacher ihm folgte, sah sich so Schulze gleich einer grossen Zahl seiner ehemaligen Hallischen Commilitonen*) veranlasst sich nach Leipzig zu wenden; für seine philologischen Studien war eine glücklichere Fügung nicht denkbar, als dass nach Wolf Gottfried Hermann sein Lehrer wurde und er bei diesem Metrik und exegetische Collegien über Theokrit und Sophokles hören konnte. Namentlich Hermanns Erklärung des Oedipus auf Kolonos fand er unnachahmlich**); er bewunderte den Geist und Scharfsinn seiner Kritik wie die „seltene Meisterschaft seiner ganz frei sich bewegenden lateinischen Rede“. Gewissenhaft besuchte er daneben Becks Vorlesung über Apollonius, aber „ohne Befriedigung“; dagegen bewahrte er stets eine dankbare Erinnerung dem „bescheidenen, fast schüchternen, durch Gelehrsamkeit und Würde des Charakters ausgezeichneten“ Schäfer, der damals sein erstes Colleg über Herodot las. Dasselbe beschränkte sich lediglich auf den Text und die Sprache Herodots, war aber, wie Schulze noch fast 60 Jahre später***) an Ritschl schrieb, „in dieser Beziehung und wegen der lateinischen Uebersetzung, die er von jedem einzelnen Capitel gab, musterhaft“. Sorgfältig hat er zwei Semester hindurch diese Vorlesung nachgeschrieben; freilich war er der Einzige, der bei Schäfer bis zu Ende ausgehalten hat.

Auch Hermann hatte in seinem Sophokles-Colleg damals nach Schulzes Bericht kaum mehr als zehn Zuhörer; eine Anregung, wie seine Haller Commilitonen sie ihm ge-

*) Nach einer Bemerkung Zarnckes in der Allgemeinen Zeitung 1882 n. 249 B. sind von April — Juni 1807 unter den 200 Immatriculirten nahezu 60 Hallenser aufgenommen.

***) In einem Brief an Passow vom 13. Nov. 1807.

***) Am 14. Februar 1866.

boten hatten, ist ihm in Leipzig nicht zu Theil geworden; in derselben Zeit, in der er nach dort übersiedelte, sind Passow und Thiersch von dort fortgegangen. Beide hatten besondere Förderung durch des „göttlichen Hermann“ griechische Gesellschaft empfangen; Schulze wird unter ihren Mitgliedern nicht genannt*). Auch bei seinem Doctor-examen war Hermann nicht betheiligt; er bestand dasselbe, nachdem seine lateinische Ausarbeitung über die ihm gestellte Aufgabe *de linguarum inter sese cognatione* von der Facultät angenommen war, vor den Professoren Beck, Hindenburg und Eck zur besonderen Zufriedenheit und wurde darauf am 8. Sonntag nach Trinitatis, am 19. Juli 1807 als *philosophiae doctor et bonarum artium magister* proclamirt.

Auf dem Diplom wird er als ordentliches Mitglied des Haller philologischen Seminars bezeichnet; dankbar gedachte er in seinem damals verfassten Lebenslauf Wolfs und Schleiermachers; den Umgang mit ihnen und den Haller Freunden mochte er unter diesen Verhältnissen oft schmerzlich vermissen. Aber der Sturm, der ihn von dort vertrieben hatte, führte nach Leipzig Gäste, die ihn hier wie in den beiden vorangegangenen Jahren in Lauchstädt erfreuten und bildeten: als „Gönner ihrer Muse“ begrüßten auch ihn die Weimarer Schauspieler, die „abgelenkt von vielgewohnter Bahn“ im Mai 1807 nach Leipzig kamen. Das Repertorium der hier im Sommer von ihnen gegebenen Vorstellungen war nach Goethes Worten „vielleicht das Bedeutendste, was die Weimarsche Bühne wie nicht leicht eine andere in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hatte“**); ausser dem Prolog, den Goethe für diesen Anlass gedichtet hatte, wurden von seinen

*) Weder erwähnt er selbst die griechische Gesellschaft, noch findet sich sein Name in dem allerdings überhaupt nicht vollständigen Mitgliederverzeichniss, das Köchly (G. Hermann S. 257) mitgetheilt hat.

***) Schon von Biedermann ist in seiner Ausgabe der Tag- und Jahreshefte (in der Hempel'schen Ausgabe der Werke XXVII, 445) bemerkt, dass nicht, wie in den Drucken zu lesen, in Halle, sondern in Leipzig 1807 die Weimarer spielten, und ein Verzeichniss ihrer damaligen Sommervorstellungen gegeben. Vgl. über diese auch Genast, Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers I, 164 ff. und Martersteig, P. A. Wolf S. 43 ff.

Dramen die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten, Götz, Egmont, Stella, die natürliche Tochter, Iphigenie und der unmittelbar zuvor in Weimar zuerst einstudirte Tasso, von Schiller Don Carlos, Wallensteins Lager, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, von classischen Stücken ferner die Einsiedelsche Bearbeitung der Brüder des Terenz aufgeführt. Schulze lernte dabei namentlich Pius Alexander Wolff, mit dem er schon in Lauchstädt Beziehungen angeknüpft hatte, näher kennen. Zugleich trat er damals auch mit Wolffs grossem Antipoden in der Schauspielkunst, mit Ludwig Devrient in Verkehr. „Der geniale Künstler gehörte, so erzählt Schulze, mit zu meinen täglichen Tischgenossen im französischen Keller am Markt; von der Geisteskrankheit seiner Gattin schwer bedrängt suchte er im Gespräch mit mir Trost und Erheiterung; seine sonderbare Diät liess schon damals für ihn kein langes Leben hoffen; unter seiner Anleitung versuchte ich auf einem Privattheater in Emilia Galotti den Maler Conti zu spielen.“ Zu einem andern ähnlichen Versuch veranlasste ihn Seume. Sie trafen sich öfters in Abendgesellschaften, welche Professor Erhard wöchentlich einmal aus den verschiedensten Ständen um sich versammelte. Bei einer derselben forderte, wie Schulze berichtet, ihn „der sonst schweigsame Seume ganz unerwartet auf in Gemeinschaft mit ihm aus Schillers Don Carlos, von welchem er bereits zwei Exemplare zur Hand hatte, des Gespräch des Königs mit Posa vorzutragen. Mir ward die Rolle des Marquis zugewiesen, Seume wählte für sich die des Königs. Die zahlreiche durch Seumes Auftreten überraschte Versammlung folgte lautlos seinem Vortrag und ward mächtig ergriffen, als er bei den Worten: „Es ist kein verlorn in dem meinigen“ mir die Hand reichte und weinend mich umarmte.“

Seume und Schulze fühlten sich innig durch die ihnen gemeinsame nationale Gesinnung verbunden. Sie bildeten zusammen mit dem jungen Grafen Pückler, mit einem verabschiedeten preussischen Husaren-Rittmeister von Stockmeyer, der bei Pückler Unterstützung gesucht und gefunden hatte, und mit Karl Müller einen engeren Freundeskreis, über

dessen Bestrebungen Varnhagen in der Biographie des Letzgenannten*) interessante Mittheilungen veröffentlicht hat. In ähnlicher Stellung wie Schulze und der ihnen Beiden befreundete August Wagner lebte damals Müller in Leipzig als Führer des Sohns des sächsischen Ministers des Auswärtigen, des Grafen Bose, der ihn persönlich schätzte, so verschieden ihre politischen Anschauungen waren. Denn während der von Napoleon selbst zum Leiter der sächsischen Politik bestimmte Vater seines Zöglings die freundschaftlichsten Beziehungen mit den Franzosen unterhielt, entflammte ihn, wie Varnhagen sagt, die Schmach und der Druck der Fremdherrschaft zu Hass und Rache; er suchte schon damals für die Gedanken zu wirken, die er 1813 in dem von ihm verfassten Aufruf von Kalisch verkündet hat. Er hatte früher Theologie studirt; jetzt widmete er wie Wagner sich besonders dem Studium der Kriegswissenschaften, welche „ihn für die Deutschen jetzt das Nöthigste dünkten, weil ihrer Sache kein anderes Heil als die Waffen verblieben sei“. Unter seinen Gesinnungsgenossen hebt nun Varnhagen ausdrücklich den Grafen Pückler und namentlich Schulze hervor; Letzterer war nach seinen Worten nebst Müller und Seume „die Seele der sich bald fester schliessenden Deutschen Verbindung“, in deren Sinn er mit hinreissendem Feuer begeisternde Vorträge in der Freimaurer-Loge Minerva zu den drei Palmen hielt. Ausdrücklich sagt Schulze selbst, er sei

*) Die im Juni 1847 bald nach Müllers Tod geschriebene Biographie desselben, die Varnhagen zuerst in dem Buche: Karl Müllers Leben und Kleine Schriften. Berlin 1847 S. 1–61 veröffentlichte, ist 1859 im 8. Band der Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften Varnhagens S. 291 ff. wieder abgedruckt. Nur in der letzteren — erweiterten oder unverkürzt publicirten — Fassung findet man die im Text erwähnten Aeusserungen über Schulze. Siehe über den „sächsischen Müller“ ausser den in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXII, 647 verzeichneten Schriften auch Bärsch, Beiträge z. G. des Tugendbunds S. 69, und Harnisch in seinen oben erwähnten Erinnerungen S. 234. Die Beiden gemeinsamen patriotischen Gefühle sind auch in einem von Schulze zum Geburtstag Müllers am 13. April 1808 verfassten Gedichte ausgesprochen, das jetzt unter den Papieren aus Varnhagens Nachlass auf der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrt wird.

in diese eingetreten, weil er für seine patriotischen Bestrebungen einen vor den Späheraugen der französischen Polizei gesicherten Boden gesucht habe. Als sein Freund Passow ihm Bedenken gegen die Maurer äusserte, schrieb er ihm am 1. December 1807: „Vieles, was Du in unsern Tagen weder in Schriften aussprechen noch anderswo im Leben äussern darfst, ist Dir unter Menschen zu sagen erlaubt, die schon durch ihren Eid verhindert sind Dir zu schaden. . . In manche Lebensverhältnisse kann der Einzelne als solcher nicht folgenreich eingreifen, so lange er sich nicht mit Mehreren von ähnlichen Bestrebungen verbindet.“ Was hier angedeutet wird, ersehen wir klar aus dem Manuscript zweier damals von Schulze gehaltener Reden. Bei der Einführung seines Freundes Pückler in die Loge betonte er, dass die Verbindung, in die er ihn aufnehme, „etwas mehr befördern wolle, als einzelne gute Gefühle, als Mildthätigkeit und Mitleid gegen Arme und Verwaiste; sie will etwas mehr befördern, als jenen berücktigten und von manchem Maurer falsch verstandenen Weltbürgersinn, hinter dem sich ruchlose Eigensucht, dummer Stolz und nervenlose Trägheit verschant . . . Wie das Allgemeine sich nur im Besondern, das Unendliche im Endlichen, das Ewige im Zeitlichen offenbart, ebenso muss auch das allgemeine Wollen des Guten sich aussprechen in einem bestimmten Willen, es muss seine Thätigkeit nach aussen anknüpfen an einen bestimmten Punkt, von dem aus es sich wohlthuend über ungemessene Räume verbreite. In solchem Sinn sollte sich die Arbeit des Maurers auf seine Nation beschränken, ihr sollte er sich weihen mit der ganzen Fülle der Seele, und wie die durch Erfahrung, Muth und Tapferkeit bewährten Veteranen in der Römer-Legion sollten die Maurer den auserwählten Kreis, den Kern einer jeden Nation bilden; es sollten Männer sein ausgezeichnet durch Vorzüge des Gemüths wie des Geistes, voll alter deutscher Kraft, Männer, die ihre Menschheit fühlen und sich rühren können, wenn man sie niedertritt, Männer, welche die Idee des Ganzen in sich tragen und sie herzustellen wissen, wo sie verloren ward . . . Vor solchen Maurern erlangt die Stimme der gekränkten Unschuld Gehör, das

nieder gebeugte Vaterland findet ein Rütli an dem von ihnen geweihten Orte.“ Gleicher Gesinnung gab er am Sylvesterabend 1807 Ausdruck in ähnlichen Worten, indem er am Schluss des „unglücklichen“ Jahres die Brüder noch einmal an die Schlachtfelder erinnerte, „wo Deutsche sich wechselseitig mordeten, wo sich endlich die kämpfenden Mächte die Hände reichten, um dem deutschen Volk mit Hohnlachen teuflischer Art ein Grablied zu singen. Der Genius des Friedens tritt zu uns mit gesenktem Blick, sagt uns, dass er nicht unter uns weilen möge, so lange wir als feige Sklaven an den Blicken eines Menschen hängen, der nicht fühlt, nicht denkt, nicht spricht, wie wir Teutoniens Söhne.“ Aber auch Trost schöpfte er aus der Betrachtung der Vergangenheit; denn „wir haben gelernt, dass oft Menschen, die mit ihrem Namen die Welt durchdonnerten, in der wahren Geschichte als unbedeutende nichtige Schatten verschwinden, weil sie eigensüchtig, nur sich selbst leben wollten und weil sie, vor denen Millionen sich beugten, als Marionettenpuppen gezogen wurden von dem grossen Künstler, der nie sein Spiel verliert“. Er mahnte deshalb, dass nur ein jeder „kräftig handle an seinem Ort, es nie vergessend, dass die Ursache des Elends, das uns niederbeugt, vornehmlich in uns und unsern Mitbürgern ruht“; er warnte, „dass nur keiner unter dem Mantel eines trägen lässigen Weltbürger-sinns, der die ganze Menschheit zu lieben vorgaukelt und doch nichts liebt, als sein erbärmliches Ich, das Zunächstliegende vernachlässige und die ehrwürdige Angelegenheit des Vaterlandes und der Familie sorglos behandle. Unsern Muth lähme nicht die Erbärmlichkeit eines Zeitalters, wo Eigensucht zur Tagesordnung geworden, wo sich das Grundgemeine erhebt, das Edlere scheinbar versinkt. Vielmehr entflamme uns alles dieses zu einer rastlosen Thätigkeit und lenke unsern Blick auf eine bessere Zukunft, die wir auch nach unseren Kräften herbeiführen müssen.“ An solche Mahnung knüpfte der Redner zum Schluss die Declamation der Schillerschen Worte des Glaubens an.

Die hier ausgehobenen Sätze genügen wohl ein Bild von dem Gehalt und der Form der Anschauungen zu geben, für

die Schulze „Teutoniens Kinder“ zu begeistern suchte; darf man seine Worte nicht mit den Reden an die deutsche Nation vergleichen, die in demselben Winter Fichte in Berlin gehalten hat, so verdient doch Beachtung, wie der damals noch nicht zweiundzwanzigjährige Schüler Schleiermachers solche Gedanken in der sächsischen Universitätsstadt vertreten hat. In seinem nationalen Gegensatz gegen das Franzosenthum mussten ihn die Eindrücke befestigen, die er empfing, nachdem er im Frühjahr 1808 Leipzig verlassen hatte. Mit Pückler hatte er in den ersten Monaten des Jahres ein Colleg über Institutionen gehört, privatim aber vor allem Sallust getrieben; um die in Dresden befindlichen Sallusthandschriften genau zu vergleichen und zugleich sein früher begonnenes Studium der dortigen Kunstschatze fortzusetzen, zog er gegen Ostern 1808 in die sächsische Hauptstadt. Seine hier mit grösster Sorgfalt veranstaltete Collation der Handschriften des Sallust stellte er später dessen Herausgeber Kritz zu freier Verfügung*); seine damals verfasste Uebersetzung der Reden Cäsars und Catos nahm Böttiger in den Neuen deutschen Merkur auf**). Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Dresden folgte er einer Einladung der Gräfin von Stosch auf ihr Gut Logau und reiste über Breslau nach Löwen, um dort vorläufig ihren jüngsten Sohn zu unterrichten. Schlesien war noch von den Franzosen besetzt; „ihrer Sitte und ihrem einschmeichlerischen Wesen, sagt

*) Kritz bemerkt in der Vorrede zu dem ersten 1828 erschienenen Band seiner Sallustausgabe, dass Schulze pro insigni humanitate sua ultro duorum codicum, Dresdensis alterius, alterius Misnensis, varias scripturas accuratissime ab ipso Cortiano exemplo ascriptas, simul cum aliis quae olim de Sallustio docte commentatus erat, obtulit et ut liberrime his omnibus pro meis rationibus permisit. Ausdrücklich hebt Kritz ebd. p. XXIV hervor, Schulze habe diese Handschriften eximia cum cura verglichen, ita ut ne minima quidem discrepantia desideretur. In ausdrücklicher dankbarer Anerkennung des „wahrhaft väterlichen“ Sinnes, mit dem Schulze ihn stets gefördert, widmete Kritz ihm 1856 seine damals veranstaltete kleine Sallustausgabe.

***) Schulzes Uebersetzungen sind im April- und Maiheft Nr. I, 230 ff. und II, 70 ff. des Jahrgangs 1808 des Neuen deutschen Merkur abgedruckt.

Schulze, ward Anerkennung und Lob besonders in den weiblichen Kreisen der höheren Stände gespendet; ich konnte und wollte meine entschiedene Abneigung gegen die Feinde Deutschlands und Preussens nicht verhehlen und noch weniger ihren politischen und ethischen Ansichten, welche mit den meinigen in grellestem Widerspruch standen, huldigen. So entwickelte sich zwischen ihnen und mir ein häufiger Streit, der, wenn sie mich nicht durch Gründe zu widerlegen vermochten, damit endigte, dass ich von ihnen als Original bezeichnet und belächelt wurde.“ Man begreift, wie es ihn drückte so mit ihnen in untergeordneter Stellung verkehren zu müssen; um so freudiger begrüßte er im Mai 1808 eine Berufung als Professor an das Gymnasium in Weimar.

Er dankte diesen Ruf den Bemühungen seines Landsmannes und Freundes Franz Passow. Bei seinem ersten Aufenthalt in Dresden in den Osterferien 1807 war er mit diesem auf der Elbbrücke zusammengetroffen; Passow war damals bereits in Weimar angestellt; dort vereint leben und wirken zu können, war seitdem Beider dringender Wunsch. Mit Begeisterung ging Schulze auf den Vorschlag des Freundes ein, sich persönlich Schillers Wittve vorzustellen, die im Winter einen Erzieher für ihre Kinder suchte. „Sage ihr, schrieb er am 22. November 1807 an Passow, dass ich auch unbekannt zu ihr unbedingtes Vertrauen gefasst, weil sie den Mann geliebt, den mit mir Jeder, der nach deutschem Sinn strebt, unendlich lieben muss. Wenn sie mein Vertrauen erwidert, wenn sie das wahre Leben ihrer Kinder zum Theil in meine Hand legt, fürwahr sie soll keinem Unwürdigen das vertraut haben, was ihr vielleicht allein das Leben wünschenswerth macht. Wie man noch leben kann, wenn man einen Schiller verloren, kann ich nur begreifen, wenn ich mir das Muttergefühl in seiner höchsten Allgewalt denke.“ Bald darauf reiste er nach Weimar; inzwischen aber hatte sich Lotte Schiller bereits für die Wahl von Ukert entschieden, bei dessen Abgang Bernhard Abeken eintrat. Doch Passow fühlte sich durch diesen missglückten Versuch nur zu neuen Bemühungen angespornt, um dem Freund eine Stelle in Weimar zu verschaffen. Er machte den Minister

Voigt auf ihn aufmerksam; dieser und sein Sohn*) gewannen Interesse an Schulze und so wurde er für die Aufgabe aus-ersehen, zusammen mit Passow das Weimarer Gymnasium auf eine höhere Stufe seiner Entwicklung zu führen. Am 23. Juli 1808 unterschrieb Karl August das Patent seiner Ernennung zum Professor; noch vor Schluss des Monats traf er selbst in Weimar ein, am 30. August wurde er vereidigt. So hatte er erreicht, was er, wie er im vorigen Winter an Passow schrieb, „um jeden Preis“ erstrebte: er war, um Rudolf Köpkes Worte zu gebrauchen, „eingetreten in den geweihten Kreis von Weimar. Welches glücklichere Loos hätte in jenen Tagen einem hochgesinnten begabten Jünglinge zu Theil werden können, als dass sich ihm hier ein Berufsfeld öffnete, das die schönsten Früchte versprach!“

*) S. über Beide O. Jahns Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Chr. G. v. Voigt, namentlich S. 47 und S. 99.

Drittes Capitel.

Weimar 1808—1812.

Im September 1807 hatte Schulze aus Leipzig an Passow geschrieben: „Von solchen Ländern, wie das Weimarische ist, muss sich der wahre deutsche Sinn auch über die noch schlummernden deutschen Länder verbreiten. Nur in solchen Umgebungen, nur da oder an einem Ort der ihm gleich, kann ich noch manche Seite meines Wesens, die noch roh und ungebildet schlummert, ins Leben rufen“*). Diese Worte

*) Die Briefe Schulzes an Passow, aus denen einzelne Stellen schon im vorigen Abschnitt mitgetheilt wurden, liefern über Schulzes äusseres und inneres Leben von 1807—1833 (dem Todesjahr Passows) besonders reichhaltige Aufschlüsse. Von den 65 mir in Abschrift vorliegenden Briefen, die mit den Originalen zu collationiren mir die Güte von Hrn. Geh. Rath Sommerbrodt in Breslau ermöglichte, ist der erste aus Leipzig vom 11. September 1807, der letzte aus Berlin vom 19. Februar 1833 datirt; Passow hatte an Schulze zuletzt am 31. Juli 1832 geschrieben. Theilweise sehr interessante Aeusserungen Passows über Schulze finden sich in dem von Passows Schwiegervater L. Wachler eingeleiteten, nach Beider Tod von Albrecht Wachler herausgegebenen Buch: Franz Passows Leben und Briefe (Breslau 1839). Hier ist S. 121 f. der auf P. bezügliche Abschnitt aus den in der folgenden Anmerkung citirten Erinnerungen eines damaligen Schülers des Weimarer Gymnasiums abgedruckt; ausser diesen und den bei Gelegenheit von Schs. 50jährigem Amtsjubiläum in der Weimarer Zeitung vom 7. Septbr. 1858 (Nr. 209) veröffentlichten Aufsatz des Superintendenten Göring in Weimar konnte ich einige Notizen benutzen, die über Schs. Thätigkeit ein anderer Schüler, ein Sohn seines Freundes des Pfarrers Netto in Ober-Weimar, aufgezeichnet hat. Kurz erwähnen seine Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller die in Weimar 1816 von Schwabe veröffentlichten *commentarii de schola Wimariensi*, in denen er S. 50 *vir prae-ditus excellentibus ingenii ac oris dotibus et variae doctrinae laude insignis* genannt wird, und die unten S. 79 angeführten Biographien Göttlings und Paulssens.

zeigten seinem Freund, wie gleich sie beide das Glück schätzten, Einwohner des Orts zu werden, den Passow, wie er in demselben Jahr seiner Mutter aussprach, „immer als einen heiligen, als den Tempel der deutschen Poesie angesehen hatte“. Auch ein gemeinsamer Schüler Beider, der schon, ehe sie dort lehrten, in das Weimarer Gymnasium aufgenommen war, hebt nachdrücklich hervor, wie „die Begeisterung für das Schöne und Grosse in Weimar durch die Atmosphäre mitgetheilt wurde“; aus seiner eingehenden Schilderung*) ersehen wir zugleich, wie wenig dem Ruhm Weimars und den von seinen Heroen vertretenen Idealen die Erziehung und der Unterricht der Weimarer Gymnasiallehrer in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts entsprachen. Wohl wurde durch die Berufung von Heinrich Voss 1804 namentlich das Studium des Griechischen neu belebt; schon im folgenden Jahre aber unterbrach Krankheit seine Thätigkeit; als 1807 Passow in seine Stelle eingetreten war, erkannte er bald, dass er zur Durchführung seiner humanistischen Bestrebungen anderer Hülfe bedurfte, als sein Director, der Anhänger und Schwiegersohn Salzmanns, Christian Ludwig Lenz und seine Collegen sie ihm bieten konnten. So richtete er an Karl August den Antrag die nöthigen Mittel für die Einrichtung einer Selecta und die Berufung noch mindestens eines der classischen Sprachen kundigen Lehrers zu bewilligen. In hohem Grade charakteristisch für die Zeit, den Verfasser und den Adressaten der Denkschrift sind die Ausführungen, durch welche in dieser auf die allgemeine Bedeutung der gewünschten Massregeln hingewiesen wird; sie werfen das hellste Licht auf die Gedanken, aus denen heraus dieselben gefordert und beschlossen sind. „Das heranwachsende, noch im Keime schlummernde Menschenalter“, schrieb Passow, „bedarf der stärksten Aufforderungen, eingedenk zu sein des deutschen Namens. Aus einer glorreichen Vergangenheit leitet die Reihe der Weimarischen Fürsten den Blick zu der segenvollsten Gegenwart herüber. Die ersten Geister der neuen Zeit lebten

*) Mittheilungen aus einem Schulmannsleben in der Allgemeinen Schulzeitung Jahrg. 1831. Abth. II Nr. 1 ff.

und leben hier, lehrten, dichteten hier und gehören uns durch ihre Gräber für immer an. Verbreitete sich auch ihr Genius gleichmässig, wie das Lebenselement über alle Länder, so währt doch hier eine unmittelbare begeisternde Gegenwart, die nie Vergangenheit werden kann. Was Weimar in der reellsten Wirklichkeit Grosses und Schönes einzig auf der Erde besitzt, wissen die Zeitgenossen. Alles vereinigt sich das schönste Local für reine menschliche Bildung hervorzu- bringen, wozu sogar die Zeiterscheinungen beitragen zu wollen scheinen, namentlich das Schicksal der bedeutendsten preussischen Lehranstalten, der schlechte Zustand der Schulen in Norddeutschland und der Verfall des noch vor wenig Jahren so vortrefflichen Gymnasiums in Gotha.“ Hatte gleichwohl die Weimarer Schule bisher den Ruhm nie erlangt, den sie haben könnte, so sah Passow den Grund dieser auffallenden Erscheinung in der „lange nicht wesentlich veränderten und den höheren Forderungen unsers Jahrhunderts noch zu wenig angepassten innern Einrichtung“ des Gymnasiums. Bei dieser gingen die Besseren unter der Mehrzahl der Schwächeren und Uebelwollenden verloren; dem unzeitigen Entlaufen auf die Universität stehe nichts entgegen. Solchen Uebelständen, führte Passow aus, könne abgeholfen werden, wenn der schon mehrfach angeregte Plan ausgeführt, eine Selecta organisirt würde; es bedürfe hierzu nur eines kleinen jährlichen Aufwands von 300—400 Thalern, da es hier nicht darauf ankomme, „einen berühmten und erfahrenen Mann zu berufen. Ein junger Mann, der mit frischen Kräften an das grosse Werk geht, dessen Sinn sich mit wahrer Theilnahme zu seinen Untergebenen neigt, dem die Bedürfnisse derselben aus seinen eigenen noch nicht lange entwichenen Lehrjahren lebhafter vor Augen stehen, würde ebensoviel, würde vielleicht im Gegensatz mit den gediegenern und sicherern Einsichten Aelterer und Erfahrener mehr vermögen.“ Gerade jetzt, erklärte Passow schliesslich, habe er diesen Antrag gestellt, „weil gerade jetzt ein junger Gelehrter für unsere Anstalt gewonnen werden könnte, von dem man sich nach näheren Erkundigungen überzeugen würde, dass er eine solche Stelle würde ausfüllen, wie nicht leicht einer ausser ihm.“

Aus solchen Motiven, mit solchen Hoffnungen ist Schulze zum Professor am Weimarer Gymnasium ernannt. Dass er in demselben Geist, in dem sein Freund seine Berufung durchgesetzt hatte, mit ihm zusammen zu wirken entschlossen war, zeigte schon die Rede, mit der er am 5. September sich bei seinen neuen Vorgesetzten, Collegen und Schülern einführte. Mit rückhaltlosem Freimuth wies er hier auf die Auflösung des deutschen Staats und ihre Folgen für das geistige Leben des Vaterlands hin. „Das Eigenthümlichste unserer Nation, unsere liebe deutsche Muttersprache, in der sich die grössten wie die kleinsten Verhältnisse des Weltalls, in der sich die zartesten tiefsten heiligsten Gefühle des von Gott begeisterten Dichters wie die abgezogensten scharfsinnigen Anschauungen des das Universum zu erkennen strebenden Denkers gleich herrlich und der Würde des Gegenstands gemäss offenbaren und sich Ewigkeit zu geben vermögen, auch diese nie genug zu preisende Sprache duldet unser allgemeines Loos, wird aus den geselligen Kreisen, aus den Staatsverhandlungen, aus der mit der Landessprache so innig verschwisterten Wissenschaft durch die weltherrschende Sprache des Siegers verbannt, und o der namenlosen Schmach! es finden sich Deutsche, die dieses Unwesen begünstigen und als heilbringend üben.“ Was der Verlust deutscher Selbstständigkeit für die Pflege der Wissenschaft und Kunst bedeute, hob Schulze nachdrücklich hervor, um dadurch die Jünglinge, denen fortan näher anzugehören er sich innig freute, zur Erkenntniss der Grösse und Schwierigkeit ihrer Aufgaben zu führen. „Ein gesunkenes Volk, rief er ihnen zu, aus seinem Schlummer erheben, alles, was das Leben der Wissenschaft hemmt, sorgsam entfernen und ihre Blüthe befördern, den erstorbenen Sinn für Religion wecken und die Kunst mit dem Leben einend versöhnen, solche und ähnliche Bestimmungen erfordern gründliche und kraftvolle, klare und tiefblickende, kenntnissreiche und gefühlvolle Männer, die sich keine einseitige beschränkte, sondern eine gediegene harmonische Ausbildung geben. Und darum muss jetzt mehr als jemals der deutsche Jüngling eifrigst streben nach Klarheit mit sich und der Welt, nach Gründlichkeit des Wissens, nach

Selbstständigkeit des Gemüths. Darum muss jetzt mehr als jemals der deutsche Jüngling innigst vertraut werden mit der Sprache und Bildung des Alterthums, damit er durch diese zur Klarheit des Denkens und Handelns gelange, damit er durch Vergegenwärtigung des hochherzigen griechischen und römischen Lebens, wenn ihm seine nächsten Umgebungen und die unglückliche Gegenwart nur Kleines und Niedriges zeigen, wahre Grösse anschauen, bewundern, anbeten lerne. Darum müssen vornehmlich alle Jünglinge dieses Landes, wo unter der väterlichen Leitung eines seine unsterblichen Ahnen durch ein deutsches würdiges Leben am herrlichsten ehrenden Fürsten fast einzig und allein noch deutscher Sinn gedeiht, wo seit einer Reihe von Jahren Wissenschaften und Künste freundlich ermunternde Aufnahme, einen stillen Zufluchtsort vor der Gemeinheit des Zeitgeistes fanden, darum, sage ich, müssen alle Jünglinge dieses Landes mit rastlosem Eifer, mit unverändertem Streben, ihre ganze ungetheilte Natur auszubilden bemüht sein, damit sie die Hoffnungen des übrigen Deutschland rechtfertigen, damit der durch eine alles Gute und Schöne befördernde Regierung und durch wenige kraftvolle hochherzige Männer begründete Ruhm dieses Landes nicht sogleich mit ihrem Leben aufhöre, sondern in ewig wachsenden Kreisen sich fortpflanze von Geschlecht zu Geschlecht.“

Welchen Eindruck diese Rede Schulzes auf die Hörer machte, bezeugt der schon vorhin erwähnte Schüler: in ängstlichen Gemüthern erregte sie, wie er berichtet, nicht geringes Staunen, ja Besorgniss für die persönliche Sicherheit des Verfassers, aber sie „erhob unsere von Vaterlandsliebe unter dem Franzosendruck nur desto gewaltsamer glühenden Herzen, sie erfüllte uns mit Begeisterung für den neuen Lehrer; sein Ansehen und sein Einfluss unter uns war damit sogleich auf die triftigste Grundlage basirt“. Und nicht nur das Vertrauen seiner Schüler gewann sich Schulze durch seine „kühnen Worte in verfänglicher Zeit“; wie er selbst erzählt, wurde „Eichstädt in Jena, mit welchem sein Gönner und Beschützer, der Geheime Rath Christian Gottlob von Voigt, einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, wahrscheinlich durch diesen veranlasst, mich zur Veröffentlichung meiner Rede zu er-

muntern; in jugendlichem Muth sandte ich ihm die Handschrift und er besorgte den Druck derselben, so dass sie noch kurz vor der Eröffnung des Congresses in Erfurt vertheilt werden konnte“*). Sie erschien so nach Köpkes Worten als „ein Protest gegen die Schmach Deutschlands, die sich damals in glänzender Form vollzog“, deren Schaustellung in Thüringen, in Erfurt und Weimar Schulze unmittelbar vor Augen sah.

Am 25. September schrieb er an Passow: „Hier ist Alles in Aufruhr und Verwirrung. Der russische Kaiser, Konstantin, Napoleon und Gott weiss wer sonst noch verdrehen den Leuten die Köpfe. Mich stören diese guten Leute nicht und um ihretwillen fällt keine meiner Lectionen aus.“ Als Napoleon und seine Gäste von Erfurt nach Weimar kamen, konnte aber auch er sich ihnen nicht ganz entziehen. Auf Voigts Wunsch hatte er am 6. October, da die Bibliothekare Schmidt und Vulpius des Französischen nicht genügend mächtig waren, Talleyrand, der einer Theilnahme an der grossen Treibjagd am Ettersberg einen Besuch der Weimarer Bibliothek vorzog, deren Schätze vorzulegen. Der französische Minister widmete mehrere Stunden der Besichtigung; mit besonderm Interesse betrachtete er Lucas Kranachs Handzeichnungen zu Luthers Bibelübersetzung und Tischbeins Homer-Illustrationen. Schulze fand dabei alle Ursache die Schärfe seines Urtheils zu bewundern. Am Abend sah er im Theater von der Gallerie aus im Parterre die beiden Kaiser, für die allein Armsessel aufgestellt waren, während alle übrigen Zuhörer, Könige, Grossherzöge, Herzöge und Fürsten in ehrerbietiger Entfernung standen; unter den französischen Schauspielern, die Voltaires Mort de César aufführten, machte Talma solchen Eindruck auf ihn, dass er noch als Greis auf das lebhafteste sich des schmerzlichen Ausdrucks seiner zitternden Stimme bei den Worten: Tu n'es pas Brutus er-

*) Sie erschien unter dem Titel: Aufruf an die deutschen Jünglinge. Eine beim Antritte der Professur am Gymnasium in Weimar den 5. September 1808 gehaltene Rede von D. Johann Schulze. Jena zu haben bei dem Hofbuchdrucker Göpferdt 24 S. 8°.

innerte. Besondere Freude aber bereitete ihm, dass unter seiner Mitwirkung die zuerst getroffene Verfügung zurückgenommen war, nach der an diesem Abend die Mitglieder des Weimarer Hoftheaters als Statisten hatten dienen sollen. Wie er berichtet, hatte ihn am frühen Morgen Wolff in seiner Wohnung aufgesucht und sich „in tiefer Entrüstung über den ‘Alten’ (Goethe) beschwert, dessen Bewunderung der grossen und mächtigen Naturen ihn zu einer solchen Anordnung vermocht habe. Diese für jedes deutsche Gemüth schmachvolle Zumuthung empörte mich in dem Grade, dass ich ohne Zaudern die Hülfe des Fräulein Jagemann, welcher ich von einer Jugendfreundin empfohlen war, in Anspruch nahm. Meine dringende Bitte blieb nicht unbeachtet; ihre Gewährung wurde durch ein Handschreiben des Fräuleins an den Herzog schnell erreicht.“ An einem der folgenden Abende führten die Weimarer Schauspieler den Don Carlos auf; dabei zollte der noch anwesende Talma, wie Schulze berichtet, der mit ihm in einer Loge zusammentraf, „dem ruhigen leidenschaftlosen gemessenen Vortrage Wolffs als Marquis Posa lebhaften Beifall und äusserte in ehrender Anerkennung der deutschen naturwahren einfachen Kunst, dass er nimmermehr wagen könne in ähnlicher Weise und so ohne Pathos vor einem französischen Publicum zu spielen“*).

Diese ersten ereignissreichen Wochen in Weimar hatte Schulze dort ohne Passow verleben müssen, den eine Er-

*) Martersteig, der S. 48 f. seines Buches über P. A. Wolff die freundschaftlichen Beziehungen zwischen diesem und Talma erwähnt, bedauert die Dürftigkeit unserer Nachrichten über dieselben; um so werthvoller dürften ihm die oben abgedruckten Sätze Schulzes erscheinen, welche in interessanter Weise Holteis Aeusserung illustriren, dass „der grosse Franzose dem deutschen Künstler sein ehrfurchtsvolles Entgegenkommen durch ungeschminkte Herzlichkeit erwiderte und ihm ein ehrenvolles Gedächtniss bewahrte“. Auch wird dadurch bestätigt, was Henriette Knebel am 19. October 1808 nach der Auführung einer französischen Bearbeitung von Macbeth und Othello schrieb: „Mich dauert Talma, der doch gewiss ein grosser Künstler ist. Er glaubt, dass er seinem Publicum nachgeben müsste, denn man sagt, dass er es selbst einsähe, dass das kein guter Geschmack sei.“ K. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette h. v. Düntzer S. 350.

krankung seiner jungen Frau zur Verlängerung seiner Urlaubsreise gezwungen hatte; nach seiner Rückkunft gaben beide Freunde der Anstalt eine neue Organisation und führten sie sofort mit frischem Eifer in das Leben ein. Ihr Director, den Schulze als wohlwollend aber beschränkt und lässig charakterisirt, „gönnte ihnen freie Bewegung; er legte den höchsten Werth nur auf die Fertigkeit sich über die verschiedensten Gegenstände lateinisch ergehen zu können“ und überliess den eifrigen jungen Reformern gänzlich den Unterricht im Griechischen. „Diese Sprache, schrieb Passow an Jacobs*), haben wir ausschliesslich an uns zu reissen gewusst, weil es uns Bedürfniss ist, aus einem Stück zu schneiden, ohne zu kleben und zu leimen. Wir haben fünf Classen für das Griechische. In der untersten, in Quarta, wird ausschliesslich das Mechanische getrieben: wir lesen. Doch verstehen wir darunter mehr als blossе Buchstabenkenntnisse: wir lehren nicht sowohl fertig (was nicht einmal gelehrt, nur angeübt werden kann), als vielmehr richtig und gut lesen, wovon die Fertigkeit aber unerlässliche Bedingung ist. Deshalb werden die Quartaner mit den allgemeinen Regeln der Prosodie soweit bekannt gemacht, dass sie jedes Wort prosodisch richtig aussprechen können und ihnen zeitig der Sinn für den Klang der Sprache aufgeht. Denn da dieser Eindruck bei jeder Sprache der erste ist, glaubten wir ihn auch zuerst bilden zu müssen; unrichtig scheint uns aber auch diese Bildung nicht, weil bei den Griechen auch das Alleräusserlichste so zum Wesen gehörte, dass

*) Am 27. December 1808 s. Passows Leben und Briefe S. 92 ff. Mit seinen Angaben stimmen die Mittheilungen der im Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung 1809 Nr. 47 c. 403 ff. ausführlich excerptirten Einladungsschrift des Directors zu dem am 21. April 1809 abgehaltenen Redeactus überein, welcher mit einem kurzen in Versen abgefassten Vorwort von Schulze eröffnet wurde. Danach befanden sich damals in Selecta 10, in Prima 38, in Secunda 35, in Tertia 70 Schüler. Die Selecta zerfiel in 3 Abtheilungen: 1. griechische, 2. lateinische, 3. deutsche. „Die bloss lateinischen Selectaner besuchen die griechischen Lehrstunden der Selecta nicht mit, sondern bleiben so lange Primaner, bis sie für Selecta Griechisch genug wissen; ja mancher lateinische Selectaner wird vielleicht nie griechischer.“

mir schon die Reinigung der griechischen Aussprache eine Reinigung des Sinnes überhaupt scheint. Denn sie ist ja in den redenden Künsten das, was in den darstellenden die Form. Mit diesen Grundzügen der Methode verbinden wir natürlich die Grundzüge der Accentlehre, insoweit diese auf die Aussprache Einfluss hat. Um aber den Verstand nicht ganz brach liegen zu lassen, machen wir unsere Quartaner mit den sogenannten *septem partibus orationis* bekannt. Denn da sonst überall in den untern Classen diese allgemeine Grammatik versäumt wird und auch dadurch eine grosse Unklarheit bei den Latein Lernenden entsteht, dass sie Substantiva decliniren und Verba conjugiren müssen, ehe sie eine Idee von der Bedeutung dieser Redetheile, ihrem Verhältniss zu sich selbst und zu anderen *partibus* haben, so waren wir darauf bedacht, unsre lieben Griechen bei Zeiten vor solcher Verworrenheit sicher zu stellen.“ In Tertia wurde dann die ganze Formenlehre nach Buttmanns „vortrefflicher neuester Grammatik“ und Thierschs Tabellen über das griechische Paradigma in halbjährigen Cursum vorgetragen. Um das theoretisch Gelehrte gleich in Anwendung zu bringen, wurde der erste Cursus von Jacobs' griechischem Elementarbuch gelesen; auch wurden „leichte Versuche im Vertiren aus dem Deutschen in das Griechische gemacht, doch nicht schriftlich, weil die Aufgaben hier natürlich so leicht bleiben müssen, dass sie nur dann üben, wenn man ihrer Anwendung eine Schnelligkeit und Leichtigkeit giebt, die nur bei der mündlichen extemporanen Lösung möglich wird.“ Diese Uebungen wurden in Secunda fortgesetzt; gelesen wurde hier der zweite Cursus des Elementarbuches und die Odyssee, in Prima die Ilias und eine Schrift des Xenophon; an die Lectüre des „zierlichen Attikers“ schloss sich der eigentlich syntaktische Unterricht, an die der Ilias „das Nöthige von den Dialekten“ an. Nach diesem Plan schienen Passow die vier Classen hinzureichen, eine für die Mehrzahl der Schüler genügende gründliche und zusammenhängende Bildung im Griechischen zu bieten; nur für diejenigen, „in denen ein wissenschaftliches Streben und Drang zu eigener Thätigkeit sich regte“, war die neu eingerichtete Selecta

bestimmt, in welcher die Lehrer nicht nur auf Erweiterung der Kenntnisse, sondern auch auf eigentlich gelehrte Ansichten hinarbeiteten und zu praktischer Anwendung des Gelernten sowie zum eigenen Forschen Anleitung gaben; „desshalb, schreibt Passow, darf hier auch schon von kritischer Bearbeitung und Behandlung des Textes die Rede sein. Für die Lectüre haben wir uns einen poetischen und einen prosaischen Cyklus gebildet. Jener besteht aus erlesenen Oden des Pindar und einzelnen Stücken des Sophokles, Aeschylus, Aristophanes, auch wohl des Euripides, dieser aus ausgewählten Stellen des Herodot und Thukydides, Dialogen des Plato und Reden des Demosthenes, unter denen wir von einem halben Jahr zum andern wechseln. Hier werden die Stilübungen schriftlich geliefert, weil es hier wirklich die Absicht ist den griechischen Stil zu bilden; in den andern Classen sollte durch das mündliche Vertiren nur Gewandtheit in der Sprache erreicht werden, denn mehr zu fordern von künftigen Geschäftsleuten sind wir nicht berechtigt. Aber ein Weimarerischer Selectaner bestimmt sich schon für etwas höheres. Die vorzüglichste Uebung aber besteht darin, dass ein jedes Mitglied einen ihm beliebigen Autor für sich nach allen Rücksichten bearbeiten und darüber alternirend zu gesetzten Stunden unter Schulzes und meinem Vorsitz disputiren muss.“

Ausdrücklich hebt Passow hervor, dass er und Schulze gemeinsam diesen Plan entworfen und ihn mit aller Kraft durchzuführen bemüht waren. Wie der Letztere erzählt, wurden ihm wöchentlich 20 Lehrstunden zugewiesen, davon waren weitaus die meisten für den griechischen Unterricht bestimmt. In Selecta erklärte er während seines ersten Semesters in 2 Stunden in lateinischer Sprache Herodot und liess in 2 anderen griechische Exercitien schreiben, unter seiner Anleitung lasen die Primaner Xenophons Memorabilien und die Secundaner die Odyssee; die Tertianer lernten bei ihm in 4 Stunden die Elemente der griechischen Grammatik. Ausserdem trug er in Secunda alte Geschichte vor und leitete in Prima in je 2 Stunden die Erklärung von Tacitus' Agricola und deutsche Stil- und Declamirübungen.

„Ueber die Methode, welche nach der Verschiedenheit der Classen und der Lehrgegenstände zu beobachten ist, hatte er, wie er selbst sagt, bis dahin wenig nachgedacht“; auch konnte für seine und seines Freundes Wirkung auf ihre Schüler es wohl bedenklich erscheinen, dass manche von diesen fast ebenso alt waren als ihre Lehrer und deren mecklenburgischer Dialekt den Thüringern auffiel. Es war nicht das Einzige, was bei Schulze eigenthümlich erschien: mit kurzen schnellen Schritten lief er durch die Strassen, die linke Hand mit einem Buch auf dem Rücken, in der Rechten einen schwarzen Stock, mit dem er lebhaft gestikulierte; glaubte er sich verspätet zu haben, sprang er nach der Erzählung von Netto wohl einmal auf dem Markt über Obst- und Gemüsekörbe. Aber wie Passow erwartet hatte, brachte eben die jugendliche Lebendigkeit seines Wesens, die auch in solchen Aeusserlichkeiten sich aussprach, ihn den Schülern näher, welche durch den Freimuth seiner Antrittsrede sofort mit Begeisterung für ihn erfüllt waren. Das tiefe und warme Interesse, das er und Passow selbst an den Gegenständen ihres Vortrags nahmen, theilte sich den Hörern mit; mit gespannter Aufmerksamkeit folgten diese ihrem Unterricht; eben desshalb fanden sie willigen Gehorsam und bezeugten durch ihr Wirken, wie einer ihrer Schüler*) urtheilt, die Wahrheit des Satzes, „dass ein Lehrer alles gewinnen kann, wenn er wissenschaftlich fest und gesattelt, wenn er sittlich rein und fleckenlos ist und dann sich giebt wie er ist“. Nach demselben Berichtstatter war „Schulze eine lebhaftere, beweglichere, reizbarere Natur als Passow; aber da dieses Temperament dem der Jugend selbst entspricht und mit vielseitigem und anmuthigem Wissen, einem hinreissenden Vortrag, einem unermüdlichen Anregungseifer eine feine Sitte, eine wahrhaft vornehme Persönlichkeit hinzukam, so war für die Autorität als Lehrer dabei nichts gewagt und es trat die rechte heilsame Mischung von liebender Anhänglichkeit und fürchtender Scheu ein, die

*) S. dessen Ausführungen in den schon oben erwähnten Mittheilungen aus einem Schulmannsleben in der Allgemeinen Schulzeitung 1831 Abth. II S. 13.

nichts Gemeines in solcher Nähe aufkommen liess“. So erzielten er und sein Freund sehr befriedigende Resultate ihres Unterrichts; mit Freude und Stolz konnten sie auf die Haltung und auf die Fortschritte ihrer Schüler blicken. Einige derselben erfreuten sie durch ungewöhnliche Leistungen, so Wilhelm Weber, der 1850 als Gymnasialdirector in Bremen gestorben ist, durch eine lateinische Uebersetzung von Wallensteins Lager in gereimten Versen, und besonders Karl Wilhelm Göttling, der sieben Jahre jünger als Schulze in gleichem Jahr mit diesem von seinem Geburtsort Jena nach Weimar kam*). Er übersetzte einen Act von Goethes Iphigenie in das Griechische und dichtete begeistert durch deren Auführung ein griechisches Epigramm auf die Schauspielerin Wolff, das er an ihre Wohnung anheftete; ihr Mann hielt es zuerst für ein Pasquill und kam aufgeregt zu Schulze; schnell beseitigte dieser seinen Irrthum; in seiner lebhaften Art lief er durch die Stube mit dem Ruf: Es ist ein göttlicher Junge der Göttling**). Da dessen Vater 1809 starb und Weber der Sohn eines einfachen Handwerkers war,

*) Nipperdey sagt in seiner *Memoria Goettlingii* von Passow und Schulze: *Hi tum adolescentes fervido animo et erecto antiquitatis Graecae et Romanae studia et summa quaeque foventes ut multorum aliorum ita Goettlingii generosum animum incitarunt et eorum quae postea consecutus est, prima sed firma fundamenta iecerunt.* Ebenso hebt Lothholz in der ersten Abtheilung seiner *Biographie Göttlings* (im Programm des Gymnasiums zu Stargard 1876) S. 10 ff. den „massgebenden Einfluss“ hervor, den auf Göttling Passow und Schulze geübt haben und bemerkt dabei ausdrücklich über Letzteren: „Ein wie geschickter, anregender, ja begeisternder Lehrer er gewesen, das habe ich aus dem Munde mancher seiner Schüler öfter vernommen“. — Von Jena wurde auch der mit Göttling gleichalterige Paulssen, der spätere Gymnasialdirector in Essen, auf das Weimarer Gymnasium geschickt; in seiner im Essener Programm von 1825 veröffentlichten Selbstbiographie erzählt er, dass er dort a duobus longe ingeniosissimis, doctissimis atque eruditissimis viris Passovio et Schulzio, qui iidem praeceptores erant perquam humani et affabiles, graeca ac patria lingua historiaeque literaria accuratissime unterrichtet wurde. Vgl. auch die Gedächtnissrede auf Paulssen von Buddeberg im Programm des Essener Gymnasiums von 1835 S. 5.

***) Nach der Aufzeichnung Nettos, dessen Vater bei dieser Scene zugegen war.

bedurften beide eine Unterstützung für ihre Universitätsstudien; Schulze verschaffte ihnen durch seine Fürsprache bei der Grossfürstin Marie ein Stipendium. Wichtiger war für Beider und ihrer gleichgestimmten Freunde gesammte weitere Entwicklung, wie er rastlos suchte, ihnen „was ihm als das Höchste erschien, als das höchste und letzte Ziel aller sittlichen Bestrebungen vor die jugendliche Seele zu stellen“, die „Ausbildung der ganzen Menschheit“ in ihnen zu fördern. Er „wollte, wie er später in seiner Abschiedsrede von Weimar es aussprach, nicht für dieses oder jenes bestimmte Geschäft seine Schüler vorbereiten, noch weniger sie zu einer Vorrathskammer von mannigfaltigen nützlichen Kenntnissen machen, welche zum Fortkommen in der sogenannten Welt erspriessliche Dienste leisten und ihrem Eigner Brod und Ansehen sichern“; er wollte sie „allmählich zur klaren Erkenntniss der Menschheit an sich erheben, zum hellen Bewusstsein ihrer selbst und der eigenthümlichen Weise, wie in jedem Einzelnen der Gedanke der Menschheit sich geoffenbart; ihre ganze ungetheilte Natur und alle ihre Kräfte in Anspruch nehmend, wollte er sie zu ganzen, das ist zu frommen Menschen bilden.“ Von gleichen Anschauungen sind zwei andere von ihm gehaltene Reden erfüllt, in welchen die Innigkeit seines herzlichen Verhältnisses zu seinen Schülern auf das deutlichste hervortritt. Als im October 1809 aus ihrem Kreis ein ihm besonders nahestehender Jüngling, der Primaner Karl Osann, der eben in die Selecta aufgenommen werden sollte, durch ein Nervenfieber dahingerafft wurde, gab er seinen und seiner jungen Freunde gemeinsamen Gefühlen in warmen Worten*) Ausdruck, in denen er den heiligen Ernst, den frommen Sinn des Geschiedenen betonte; als ein Jahr darauf Götting, Weber und Paulssen die Schule

*) Diese Worte „zu Carl Osanns Gedächtniss“ wurden zusammen mit einem von Passow gedichteten (in dessen Leben und Briefen S. 104 mitgetheilten) griechischen Klagelied Weimar 1809 in den Druck gegeben, „damit ein jeder derer, die sie gehört, sich leichter die erhebenden Gefühle der feierlichen Stunde, in der sie (am 5. November im grossen Hörsaal des Schulgebäudes) gesprochen, wieder vergegenwärtigen könne“.

verliessen, hiess er sie „muthig dem Rufe folgen, der sie einer höheren Bestimmung entgegenführe, weil ihr Sinn stets empfänglich gewesen für das Grosse und Schöne aller Zeiten, ernst und gründlich ihr Streben, unermüdet ihr Fleiss und die Gemeinheit eines ins Irdische versunkenen Geschlechts ihren reinen Sinn nie getrübt“ habe.

Die Rede, an deren Schluss er sich so an seine scheidenden „geliebten Freunde“ wandte, diente zugleich als Vorbereitung zur Abendmahlsfeier, die sie zum letztenmal im Kreis der Schule begehen sollten. Schon vorher hatten sie ihren Lehrer auch als geistlichen Redner kennen lernen. Obgleich er weder ein theologisches Examen bestanden hatte, noch ordinirt war, hatte er „wenn auch, wie er betonte, seltener als sein innerer Beruf ihn trieb“, doch bereits seit dem November 1808 mehr als einmal auch die Kanzel in Weimar bestiegen, „die Stelle“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen „wo einst der für die Religion zu früh verstorbene Herder sprach“. Zwei Sammlungen seiner Predigten, die er 1810 und 1811 veröffentlichte*), lassen uns deren Gehalt und Form deutlich erkennen, wenn auch im Drucke einzelnes ausgelassen und umgekehrt zwei Reden erst jetzt concipirt wurden. Gleich in dem Vorwort zu der ersten dieser Sammlungen bekennt Schulze sich als Schüler des „unschätzbar würdigen Mannes, welchen er als seinen Lehrer und den grössten

*) Von den in der ersten Sammlung erschienenen neun Predigten sind sechs in Weimar, zwei in Rudolstadt, eine in Schwarzburg gehalten; die Vorrede zu diesem u. d. T.: Predigten von Johann Schulze, Leipzig bei C. H. Reclam 1810 (XXX u. 400 S. 8^o) erschienenen Buche ist vom 18. Dec. 1809 datirt. — Die zweite Sammlung wurde u. d. T.: Reden über die christliche Religion, Halle 1811, in der Schimmelpfennigschen Buchhandlung veröffentlicht; dem an Dalberg gerichteten Widmungsschreiben vom 18. December 1810 und einem vom 16. April 1811 datirten Vorwort folgen hier auf 314 Seiten zehn Reden, von denen acht „öffentlich gesprochen, zwei weder gehalten noch zu diesem Zweck gearbeitet waren“; schon 1810 waren die hier S. 181 ff. unter Nr. 7 mitgetheilten Ausführungen über die sieben Worte des Erlösers am Kreuz in Rudolstadt separat gedruckt; sie waren am Charfreitag 1810 in Verbindung mit einer von Schulzes Freund Eberwein geleiteten Aufführung des betreffenden Haydn'schen Oratoriums vorgetragen.

Helden der Religion in unsern Tagen dankbar“ verehere; kurz zuvor hatte er in einer Recension der 1808 veröffentlichten Predigten Schleiermachers*) dessen Ansicht der Religion als die „würdigste und erhabenste bezeichnet, die seit Luther und Lessing aufgestellt war“, ihn zugleich als den „würdigsten Nachfolger des von ihm am würdigsten verherrlichten Spinoza“ gepriesen. Ausdrücklich berief er sich nun auf dessen Reden über die Religion; er verwies auf seine Ausführungen über die Grundzüge des christlichen Glaubens; an Worte der vierten Rede über die Mittheilung der Religion knüpft offenbar Schulze an, indem er fordert, dass alle Kraft, Anmuth und Pracht der Rede in der Predigt aufgeboten werde, dass sie nicht nur selbst ein Kunstwerk sein, sondern es auch dankbar erkennen müsse, wenn Künste aus andern Gebieten sich zu ihr gesellen und vollendete Werke auf den Altar der Religion niederlegen. Aber war schon seine Auffassung der Schleiermacherschen Doctrinen nicht frei von Missverständnissen, noch weniger entsprachen seine praktischen Leistungen denen des Meisters. Auch er bewunderte in dessen Predigten besonders die Verbindung von Klarheit und Tiefe; Aehnliches zu erreichen erschwerte er sich selbst durch den Nachdruck, mit dem er seine ästhetischen Tendenzen zur Geltung zu bringen, den Eifer, mit dem er rhetorische Prachtstücke zu gestalten suchte. Stark trat in ihren Formen

*) Dass diese J. L. F. S. unterschriebene Recension in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1809 Nr. 40 c. 213 ff. von Schulze verfasst ist, zeigen Passows Worte in seinem Schreiben an Voss vom 17. September 1809, nach denen Sch. noch nichts für die J. Z. geschrieben hatte, „als die Anzeige vom zweiten Band der Schleiermacherschen Predigten, von der aber Eichstädt eine lange und vortreffliche Einleitung weggeschnitten hat“. Eben hieraus ergibt sich, dass der Brief Schleiermachers vom 26. Februar 1810 (aus Schleiermachers Leben IV, 176 ff.) „an einen Halleschen Schüler“ an keinen andern als Schulze gerichtet war, den Schleiermacher darauf aufmerksam macht, dass die Zusammenstellung mit Lessing und Spinoza beim theologischen Publicum seiner Absicht entgegenwirken könne. Schulze hat dieses Schreiben dann wohl Meusebach für seine Sammlung geschenkt; so ist dasselbe unter die Handschriften der Berliner Königlichen Bibliothek gekommen.

und auch in ihren Gedanken der Einfluss der Romantik hervor. In der Gedächtnissrede auf Osann sprach Schulze mit besonderer Innigkeit von der Verehrung des geliebten Schülers für den Sänger, der „durch seine kindliche grenzenlose Liebe zum Erlöser auch ohne Chormantel ein heiliger Priester des Christenthums ward“, „dessen ganzes schnell vorübergerauschtes Leben nur eine Sehnsucht nach dem Ewigen und ein vielstimmiger Gesang zur Ehre der Religion und des Erlösers war“. Von „Andacht und Wehmuth“ bei dem Gedanken an ihn, an Novalis erfüllt, nahm er eines seiner „gehaltvollen und tiefsinnigen“ Gedichte in eine seiner Predigten auf; die meisten derselben schloss er mit dem Vortrag geistlicher Lieder, die er selbst nach seinem Vorbild zu dichten versuchte. Es entsprang der gleichen Richtung seines Geistes, dass und wie er am Michaelisfest 1809 das „Wohlthätige des Glaubens an gute Engel“ nachzuweisen unternahm, 1810 am Tag der Vermählung von Karl Augusts Tochter Caroline mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin „Maria, die Sonne der Frauen“ feierte. Er meinte, bei seinem Zuhörerkreis brauche er „die traurige Missdeutung nicht zu fürchten, als wolle er ungetreu werden seinem protestantischen Glauben“; seine Ansicht über die Natur des Protestantismus und dessen Verhältniss zum Katholicismus entwickelte er in einer am Reformationsfest 1809 gehaltenen Rede. Er wandte sich in ihr entschieden gegen „die jetzt herrschende Mode des Uebertretens in die katholische Kirche“; für keine Zeit erschien ihm der Protestantismus nothwendiger als für die Gegenwart, „weil gerade jetzt alles das Gefahr läuft unterzugehen, was zu schützen, zu erhalten und zu befördern seine Bestimmung ist“; dennoch wurde nicht ohne Grund von protestantischer Seite ihm vorgehalten, welche Bedenken seine Ausführungen über die Grunddifferenz beider Confessionen erregen müssten. Er sah dieselbe nämlich darin, dass der „Katholik die Ansicht des ewigen Seins in Gott auf das Christenthum anwendet und deshalb seine Kirche als geschlossen und vollendet betrachtet“, während gerade umgekehrt „der Protestant die Ansicht des ewigen Einswerdens mit Gott in allen seinen religiösen Gefühlen und Betrachtungen zum

Grunde legt, die christliche Kirche für ein Werdendes hält, das noch viel zu mangelhaft und dürftig ist, als dass es den höchsten Forderungen genügen könnte“. Hob das Ungenügende und Gefährliche solcher Sätze selbst ein dem Redner gesinnungsverwandter Recensent, wie Marheinecke*) hervor, so erklärten von verschiedenen Seiten sich principielle Gegner gegen die ganze von der gewohnten Bahn sich so weit entfernde Predigtweise des jugendlichen Gymnasiallehrers. Griff er in scharfen Worten die „klügelnden Menschen an, die, ohne Gefühl für das Heilige, der Religion nichts liessen als eine ungenügende, übelverbundene Sittenlehre“, so erschienen nicht allein ihnen viele seiner Reden als unklar, schwärmerisch und mystisch. In der That ist es nicht schwer, in ihnen Schwächen und Mängel aufzufinden; Schulze selbst hat später dieselben klar erkannt: da er als Greis seine Erinnerungen aufschrieb, hat er diese einst mit so viel Eifer und Liebe von ihm gepflegte Thätigkeit nur ganz kurz erwähnt, etwas ausführlicher nur die Gründe besprochen, aus denen er sich noch in Weimar entschlossen, sich weiter in ihr nicht mehr zu versuchen. „Hierzu“, sagt er, „bestimmte mich die Erkenntniss, dass ich innerlich noch nicht rein und überhaupt nicht tüchtig genug sei, um dem hohen Begriff, welchen ich von der christlichen Predigt hegte, auf eine mich selbst befriedigende Weise zu entsprechen“. Dennoch ist eine Betrachtung seiner homiletischen Leistungen wohl auch heute nicht nur für seinen Biographen von Interesse. Sie liefert uns ein Zeugniss für die Art, wie in der Zeit dieser Predigten, keineswegs nur bei ihrem Verfasser, religiöse, philosophische und poetische Anschauungen sich in einander verflochten; seinen ästhetischen Tendenzen, seinen romantischen Neigungen verdankte er nicht zum wenigsten den Beifall eines Zuhörerkreises, der sich durch die Trockenheit und Nüchternheit

*) Dass Marheinecke die im 2. Bd. des 3. Jahrgangs der Heidelberger Jahrbücher (1810) S. 89 ff. veröffentlichte Recension von Schulzes Predigten verfasste, ist aus einem Briefe von diesem an Passow vom 11. November 1810 ersichtlich. In der Vorrede zu seinen Reden über die christliche Religion nennt er M. unter den von ihm verehrten Dogmatikern neben Schleiermacher, Augusti, Daub und Plank.

moralisirender Rationalisten abgestossen fühlte. Bei allen Differenzen mit ihm liessen auch Marheinecke und Bernhard Abeken, der obgleich derselben Generation angehörig und denselben Studien ergeben, sich mit Schulze wenig verstand und namentlich dessen „Vermischung von Philosophie und Christenthum“ nicht minder als seine „hochtönende Sprache“ tadelte, seiner eigenthümlichen Wärme und Kraft, seinem auf das Höchste gerichteten Streben grosse Anerkennung zu Theil werden*); man begreift, dass ein solcher Redner die gebildeten Kreise Weimars, wo, um seine eignen Worte zu gebrauchen, eine Empfänglichkeit für Form und schöne Gestaltung herrschte wie nicht leicht in einer andern deutschen Stadt, dass er namentlich viele der besten Weimaranerinnen zu fesseln vermochte**). Unter ihnen Karl Augusts Frau, Tochter und Schwiegertochter, Herzogin Luise, Prinzessin Caroline und die Grossfürstin Marie. Letztere gab ihm, wie er Passow berichtet, viele Zeichen ihres Wohlwollens; er schrieb es ihrer Verwendung zu, dass ein Streit mit dem Consistorium, in den er wegen einer „mystischen“ Predigt verwickelt war, zu seiner vollen Zufriedenheit und Ehre beigelegt wurde. Oeffters verkehrte er mit Prinzessin Caroline,

*) Nach einem Brief Schulzes an Passow vom 31. October 1811 bekannte Abeken selbst sich Ersterem als Recensent seiner Predigten in der Jenaer Literatur-Zeitung (20. Juli 1811 Nr. 165); Schulze wünschte, dass seine Reden über christliche Religion hier von anderer Seite angezeigt würden; doch hat auch sie Abeken in Nr. 152 des Jahrgangs 1812 derselben Zeitung besprochen.

***) Dass er als Kanzelredner „unbedingten Beifall“ fand, meldet Passow an H. Voss am 17. September 1809, indem er beklagt, dass Schulze in Folge dessen Sallust vernachlässige. Auch Marwitz erzählte Schleiermacher, wie dieser in dem oben citirten Brief schreibt, viel Erfreuliches von dem Eindruck, den Sch. als Prediger mache. Zeugnisse davon geben ebenfalls manche mir vorliegende, an Sch. gerichtete Dankschreiben, darunter namentlich solche der Frau von Beulwitz aus Rudolstadt. Als 1858 Sch. sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte, hielt es Dittenberger für eine „heilige Pflicht“ der Weimarer Kirche, dankbar auszusprechen, dass noch in vielen Herzen die Erinnerung lebe, „wie das begeisterte, freimüthige, belebende und tröstende Wort des geliebten Predigers in schwerer Zeit zu ihren hilfsbedürftigen Seelen gedrungen und sie wunderbar erhoben habe“.

indem er Mittwochs und Sonnabends Morgens um 11 Uhr nach Beendigung seiner Schulstunden sie auf neue bedeutende Erscheinungen der Literatur aufmerksam machte. So lernte er „ihre Sanftmuth und Milde, ihr sinniges Schaffen und stilles ernstes Streben“ näher kennen; er pries diese ihre Tugenden, als sie 1810 in seine mecklenburgische Heimath übersiedelte, wo sie leider schon 1816 gestorben ist. Auf das lebhafteste wurde er in späteren Jahren wieder an sie erinnert, da er in Teplitz ihrer Tochter Helene, der nachmaligen Herzogin von Orleans, vorgestellt wurde und bei dieser Gelegenheit eine überraschende Aehnlichkeit mit der Mutter namentlich in der Stimme bemerkte.

Wie in Weimar sammelte auch in dem benachbarten Rudolstadt sich ein dankbarer Hörerkreis um den jungen Prediger; auch hier kam er in persönliche Beziehungen zu fürstlichen Frauen, der verwittweten Fürstin Caroline, die während der Minderjährigkeit ihres Sohns ihr Ländchen regierte, und ihrer Schwester Luise, der Prinzessin Karl. Als eine Frau, wie man sie selten findet, hat bekanntlich Wilhelm von Humboldt die Fürstin bezeichnet, ihren tiefen und umfassenden Geist, der sich mit grösster Einfachheit und Bescheidenheit äusserte, und ihren religiösen Sinn gerühmt, den sie mit feinstem philosophischen Nachdenken verband; um so werthvoller musste für Schulze die warme Anerkennung sein, die sie seinen Reden zollte*). Nicht zum wenigsten

*) In einem Schreiben vom 21. März 1810. Dass die Fürstin, auch nachdem Schulze längst Thüringen verlassen hatte, ihm ein dankbares Andenken bewahrte, zeigen zwei 1831 und 1839 von ihr an ihn gerichtete Briefe, in deren erstem sie sich für ihr Landeskind Umbreit bei ihm verwendet. In diesen drei Schreiben Carolinens, die — wie überhaupt ihre Beziehungen zu Schulze — in ihren Biographien von Anemüller (Caroline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt 1869) und Schwartz (in seinem Buch über Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie III, 245 ff.) nicht erwähnt sind, spricht sich durchaus die gleiche Gesinnung aus wie in den von ihnen mitgetheilten Documenten; ebenso stimmt mit den von Anemüller S. 53 ff. abgedruckten eigenhändigen Bemerkungen der Fürstin über Louis Ferdinands Verhalten in Rudolstadt unmittelbar vor seinem Tod im Wesentlichen überein, was Schulze aus ihren Erzählungen hierüber auf-

fühlten sich Beide auch durch die gleiche nationale Gesinnung verbunden. Mit ihrer Schwester Marianne, der preussischen Prinzess Wilhelm und ihren Brüdern, die sich im Kampfe gegen Napoleon rühmlich bewährt haben, theilte sie die Trauer über Deutschlands Unglück und das Streben, deutschen Sinn unter der Franzosenherrschaft zu bewahren und neu zu beleben; völlig entsprach es daher ihren Anschauungen, dass Schulze auch in einer Predigt, die er in der alten Schlosskirche zu Schwarzburg vor der fürstlichen Familie hielt, an die Pflicht erinnerte, das Andenken an die durch Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit, Treue und Beharrlichkeit ausgezeichneten deutschen Vorfahren stets lebendig zu erhalten und sich ihrer würdig zu erweisen. „Wie gehemmt“, sagte er hier, „auch im Ganzen durch den Druck der Gegenwart das deutsche Leben ist, nichts verhindert dennoch den Einzelnen das deutsche Vaterland in seinem Herzen zu tragen, in den kleinern Kreisen des Lebens, in seiner Familie deutschen

gezeichnet hat. Wie er schreibt, „konnte sie der unwürdigen Verdächtigung, dass der Prinz am Morgen des Gefechts bei Saalfeld in einem berauschten Zustand das Schloss in Rudolstadt verlassen habe, die Versicherung entgegenstellen, dass er bei seinem Aufbruch zur Schlacht nur eine Tasse Chocolate getrunken und sich im vollen klaren Bewusstsein von ihr verabschiedet habe“. Als er am Abend zuvor von ihrem damals noch lebenden Gemahl aufgefordert war, „noch durch sein Spiel auf dem bereitstehenden Fortepiano die Gesellschaft zu erheitern, wehrte die Fürstin dieses Ansinnen durch die Worte ab: „O lass ihn, er hat ein ernsteres Spiel vor sich“. Der Prinz erwiderte klaren festen Sinnes: „Es ist bereits verloren“. Ob Louis Ferdinand dieses Wort gesprochen, ob er noch am Morgen des 10. October die Fürstin gesehen hat, erscheint nach ihren eigenhändigen Aufzeichnungen zweifelhaft; aber in der Hauptsache, in der Auffassung von der Stimmung und dem Verhalten des Prinzen unmittelbar vor dem Kampfe herrscht Einverständniss zwischen diesen Berichten; für ihr Urtheil spricht auch Bailleus, auf archivalisches Material gestützte Darstellung der letzten Thaten und Schicksale des Prinzen in der Deutschen Rundschau Bd. XLV S. 227 f., nach welcher dieser sich allerdings über die Stärke der heranziehenden Franzosen und die Grösse der ihm drohenden Gefahr täuschte, ihr gegenüber aber „ungewöhnliche Ruhe und Kaltblütigkeit“ bewies und die Befehle zum Rückzug, wie der Augenzeuge Valentini erklärte, „mit einer Ueberlegung und Klarheit der Ideen erteilte, die mir unvergesslich sein wird“.

Sinn zu bewähren und mit fester Zuversicht zu hoffen, dass der Geist, welcher ihn treibt, einst überall, soweit deutsche Sprache tönt und deutsche Sitten reichen, mit Ruhm und Würde walten und lebendig machen werde, was jetzt schlaff, erstorben und todt ist“.

Es ist nicht der einzige Satz seiner Predigten, der an die patriotischen Reden erinnert, die er in Leipzig in der Loge gehalten hatte; auch in Weimar suchte er jetzt unter seinen freimaurerischen Brüdern in gleichem Geist zu wirken. Als er in die Loge Amalia, die nach längerer Pause im October 1808 durch eine Rede von ihm wieder eröffnet war, im April des folgenden Jahres Wieland einführte, wandte er sich gegen das ungebührliche Lob des Weltbürgersinns, mahnte er den Bestrebungen der Freimaurer „einen bestimmten, der Gegenwart angemessenen Zweck, betreffe er die Kunst, die Wissenschaft oder den Staat, unterzulegen und eine eigenthümliche, der Natur einer geheimen Verbindung entsprechende Richtung zu geben, damit endlich das träge, nichtssagende Spiel aufhöre und sich aus den verwitterten Trümmern ein schönes Leben erweckendes Gebäude“ erhebe. Solche Worte mochten den hervorragenden Männern Weimars, die an diesem Abend sich Wieland zu Ehren zahlreich in der Loge versammelt hatten, nicht unbedenklich erscheinen; sicherlich missbilligte sie Goethe*); auch Herzog Karl August war schwerlich der Meinung, dass mit solchen Mitteln die nationale Sache zu fördern sei, die ihm nicht weniger als dem jugendlichen Redner am Herzen lag. Dass der Herzog „soweit die Verhältnisse es gestatteten, Weimar zum Centralpunkt der deutschen Freiheit zu machen“ strebte, sagt ausdrücklich sein alter preussischer Waffengefährte Müffling, dem er 1808 eine Stelle in seinem Dienst übertragen hatte; es war die gleiche anti-

*) Wie Rudolf Köpke vermuthet, ist Goethe durch diese Rede Schulzes veranlasst, die Rede, welche er ebenfalls in der Loge Amalia vier Jahre später „zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland“ hielt, mit der Erklärung zu beginnen, es gezieme „dem Einzelnen unter keiner Bedingung, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen und das, was unsre weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern“.

französische Gesinnung, die mit diesem und mit einem andern hervorragenden preussischen Officier, mit Heinrich von Kleists Freund Rühle von Lilienstern, der 1809 zum Gouverneur des Prinzen Bernhard ernannt war, damals Schulze zusammengeführt hat*). Vor allem aber hat Letzterer durch das Feuer seiner patriotischen Begeisterung einen mächtigen Einfluss auf die Jugend geübt. Unablässig schärfte er die Mahnungen seiner Antrittsrede seinen Schülern ein; in und ausser ihren Unterrichtsstunden arbeiteten er und Passow in Weimar an der Bildung einer „energischeren“ Generation; sie erlebten die Freude sichtlich für den Gedanken zu wirken, an dem, wie Passow schrieb, ihre „ganze Seele hing, durch Enthüllung des hellenischen Alterthums, Entwicklung des hellenischen Geistes das wenigstens im Einzelnen herzustellen, was den Deutschen im Ganzen schmachvoll abhanden gekommen — Begeisterung für Vaterland und Freiheit“. In Rudolstadt ist 1809 in dem Knaben Heinrich Leo, der bisher enthusiastisch für Napoleon gestimmt war und „seine Phantasie im Kriege-ruh des mächtigen Kaisers sonnen liess“, durch Schulze die eifrig patriotische Gesinnung erweckt, die seitdem sein Denken und Handeln erfüllt hat. Schulze hatte in Weimar sich bei einem Onkel Leos, dem Conditore Ortelli in der Rannschen Gasse eingemietet, und lebte mit ihm, dessen biedern Charakter er schätzte, in sehr freundlichen Verhältnissen; Beide reisten im Frühjahr 1809 zusammen nach Rudolstadt, wo Ortelli bei Leos Grossmutter abstieg; dort besuchte ihn Schulze und traf hier auch seinen zehnjährigen Neffen. Er fand an dem geweckten Knaben Gefallen und war eben mit Fragen an ihn beschäftigt, als Jemand mit der Meldung in das Zimmer

*) Mag vielleicht Müffling in seinen Mittheilungen (in seinem Buch: Aus meinem Leben S. 21 ff.) die Bedeutung seiner eigenen damaligen Thätigkeit auch zu hoch angeschlagen haben, so werden doch seine Angaben über die patriotische Haltung, die Karl August in dieser schweren Zeit bewährte, auch durch Rühles Zeugniß bestätigt, der Droysen erzählte, wie der Herzog „fest und zuversichtlich blieb“. S. Droysen, Karl August und die deutsche Politik S. 28 und über den eben hiermit zusammenhängenden Gegensatz zwischen Müffling und Voigt O. Jahns Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Voigt S. 96 ff.

trat, die Franzosen hätten die Oesterreicher geschlagen und Regensburg genommen. Von dieser Nachricht wurde Schulze, so erzählt Leo in einem Brief an dessen Sohn, „ganz ergriffen, stiess mich leidenschaftlich von sich zurück, brach in helle Klagen aus, dass nun Deutschland fast alle Hoffnung auf ein selbstständiges Leben werde aufgeben müssen, sprach dann begeistert von der hohen Aufgabe, die die heranwachsende Generation haben werde, deutsches Wesen unter so unglücklichen Verhältnissen zu schützen und zu erhalten. Mir hatte seine Bewegung nicht bloß imponirt, sondern auch eine ganz neue Welt der Betrachtungen und Pflichten eröffnet; während ich unter der Last der neuen Geistessaat, die über mir ausgestreut war, noch wie halb betäubt war, erhob eine Cousine von mir, als Ihr Vater speciell wieder einige patriotische ermahrende Worte an mich richtete, die Anklage, ich sei ein durchaus französisch gesinnter Junge, worauf ich solche Vorwürfe von Ihrem Vater erfuhr, dass ich ganz beschämt und erröthend mich zu drücken suchte. Aber von dem Augenblick an war ich unter meinen Schulkameraden und in der Familie alle Zeit auf antifranzösischer Seite, die Tapferkeit der Tyroler, die Wagnisse Schills und Braunschweigs waren fruchtbarstes Wasser, mit dem das Samenkorn des von Ihrem Vater in meine Seele geworfenen deutschen Patriotismus getränkt und genährt ward, so dass ich mein sittliches Leben nach dieser Seite der Vaterlandsliebe ganz als eine Pathengabe Ihres Vaters von jener Zeit an betrachtet habe“*).

Schulzes patriotischer Eifer blieb den Franzosen nicht unbekannt; wie er selbst berichtet, drang zu Karl August „die Nachricht, dass ich wegen meines politischen Wirkens

*) Leo hat nicht nur in diesem Briefe, den er am 7. März 1869, also bald nach Schulzes Tod an dessen Sohn richtete, und in früheren Schreiben, sondern auch in einem 1870 in der evangelischen Kirchenzeitung Nr. 63 veröffentlichten Aufsatz und dem aus seinem Nachlass herausgegebenen Bruchstücke seiner Selbstbiographie (Meine Jugendzeit, Gotha 1880 S. 53 ff.) die Bedeutung dieses von ihm stets wesentlich gleich geschilderten Auftretens Schulzes für die Erweckung seines patriotischen Gefühls nachdrücklich betont.

und besonders wegen meiner Predigten dem Marschall Davoust und dessen Polizeiaagenten verdächtig geworden. Der Herzog warnte mich, hinzufügend, dass er mich nicht schützen könne. Ich erwiderte ihm, wie ich mit den Verhältnissen wohl bekannt und weit entfernt sei, auf seinen Schutz zu rechnen. „Nun dann“, antwortete er, „predigen Sie nur ruhig fort; ich gehe nicht in die Kirche, aber meine Gemahlin und diese ist von Ihnen sehr erbaut.“

So hatte Schulze sich nicht abschrecken lassen, in seinen patriotischen Reden fortzufahren — und die Franzosen sind zu einer Gewaltmassregel gegen ihn nicht vorgeschritten. Mit der Neigung zur Unterdrückung aller deutschen patriotischen Regungen verband sich bei ihnen ein gänzlicher Mangel an Gefühl für deren innerste Lebensquellen; Schulzes Sprache war gewiss nicht minder als die seiner Lehrer Schleiermacher und Steffens für sie „ein völlig unverständliches Sanskrit“. In der That konnte nur ein feinerer und tieferer Sinn für deutsches Wesen die politische Bedeutung der pädagogischen Worte und Thaten dieser Männer erkennen; es verleiht der Betrachtung von Schulzes Leben und Wirken in Weimar ein allgemeines Interesse, dass dabei in eigenthümlich deutlicher Weise die Zusammenhänge zwischen den ästhetischen, religiösen und politischen Tendenzen der jungen Generation, welcher er angehörte, entgegneten. Charakteristisch hierfür ist auch, welche unter den neueren Dichtern ihn in diesen Jahren vornehmlich anzogen. Es war neben Novalis zunächst Achim von Arnim, dessen Dolores ihm „selige Stunden“ gewährte und mit dem er eine ihm unschätzbare Freundschaft schloss, als der Dichter sich 1811 mehrere Wochen lang in Weimar aufhielt und er mit dem „gar liebenswürdigen Menschen“, wie er ihn Passow gegenüber bezeichnete*), fast täglich beisammen war. „Sehr theuer als Schriftsteller“ war ihm ferner Heinrich von Kleist; „gewiss“, urtheilte er bei seinem Tod, „ist einer der grössten Geister Deutschlands mit ihm untergegangen“.

*) In einem Brief vom 31. October 1811, in dem er seinen Worten über Arnim hinzufügt: „Seine Frau Bettina Brentano ist das wunderbarste Wesen, was man sehen kann, höchst naiv, schneidend scharf, voll Verstand, aber für mich nicht liebenswürdig“.

Mit seinen romantischen Neigungen hing der Eifer zusammen, mit dem er in Weimar die in seiner Studentenzeit begonnenen Studien der spanischen Literatur fortsetzte und sich jetzt namentlich Calderon zuwandte; er und Passow wanderten eine Zeit lang wöchentlich an ihren freien Nachmittagen nach Oberweimar, um Calderons Dramen zusammen mit dem dortigen Pfarrer Netto zu lesen, der sich damals mit der Ausarbeitung eines spanischen Wörterbuchs beschäftigte. Lebhaft interessirte sich daher auch Schulze für das Unternehmen, den spanischen Dramatiker auf die Weimarer Bühne zu bringen. Er, der schon in Lauchstädt und Leipzig an den Aufführungen der Weimarer Schauspieler sich erquickt und erhoben hatte, folgte natürlich als ihr Mitbürger ihren Leistungen mit besonderer Theilnahme; ausser mit Wolff stand er im Verkehr mit Graff und Malcolmi, mit denen er im Gasthaus zum Elephanten zu Mittag ass; auch mit der Jagemann und mit Henriette Händel wurde er persönlich bekannt. Letztere erinnerte ihn durch ihre Gestalt und mehr noch durch ihre Gesichtsbildung an ihren Vater, den Gastwirth Schüler zu Schwerin, welcher einst in ihm „durch seine aus dem Stegreif vorgeführten Rollen die Elementarbegriffe mimischer Kunst geweckt hatte“; als die Tochter nun auf dem Weimarer Stadthaus mimisch-plastische Attituden gab, bewunderte auch er „die hohe Besonnenheit und Sicherheit ihres Spiels und die künstlerische Wahrheit, die sie in jede einzelne Attitude zu legen wusste“; er empfand es schmerzlich, dass er die Künstlerin nicht von ihrer Verbindung mit Professor Schütz in Halle zurückzuhalten vermochte, deren unglückliche Folgen er voraussah. Vor allem aber begeisterte ihn Ifflands Spiel, welcher an vier Abenden des September 1810 in Weimar auftrat und namentlich als König Lear „den glänzendsten Triumph feierte“; die in ihm dadurch „erweckten Bemerkungen über den mimischen Künstler“ schrieb Schulze auf Einsiedels Aufforderung für Bertuchs Journal des Luxus und der Moden nieder, wo sie im November veröffentlicht wurden*).

*) Aus dem Novemberheft des Journals des Luxus und der Moden ist dieser (27 S. 8^o füllende) Aufsatz separat abgedruckt u. d. T.: Ueber

Er hatte Iffland nie mit solcher Vollendung spielen sehen; den Grund davon sah er „zum Theil in der schönen Art und Weise, wie die Mitglieder unserer Bühne, die unter der geistvollen Leitung ihres grossen Meisters zu ihren alten Vorzügen täglich neue gesellt, in Ifflands sinniges Spiel freundlich zuvorkommend eingingen“; er freute sich um so mehr der bedeutenden Aufgabe, die ihnen in den folgenden Monaten durch die Einstudirung von Calderons „Standhaftem Prinzen“ gestellt wurde. Am 30. Januar 1811 erfolgte nach „den ernstesten und treuesten Bemühungen“ die erste Aufführung; Welch mächtigen Eindruck sie machte, zeigt besonders der eingehende Bericht, den Lotte Schiller an die Prinzess Caroline sandte. Wie sie schrieb auch Schulze in Briefen an Passow das grösste Verdienst an dem Erfolg Goethe zu, lobte auch er unter den Schauspielern namentlich Oels, welcher die Rolle des Muley übernommen hatte; weniger einverstanden war er mit Wolffs Don Fernando; er urtheilte, dass ihm hierzu die Kraft und die Hauptsache, der Glaube, fehle. Schon deshalb äusserte er sich nur im Allgemeinen anerkennend über die Leistungen der Schauspieler in der Schrift, die er noch 1811 „über den standhaften Prinzen“ drucken liess*) als ein „Denkmal seiner Dankbarkeit gegen die Manen Calderons“. Um den Verehrern „dieses echt christlichen Trauerspiels“ es zu ermöglichen, „den Dichter auf seinem Schöpfungsgange zu belauschen“, gab er zunächst einen Auszug aus der Quelle, aus welcher Calderon höchstwahrscheinlich das Historische

Ifflands Spiel auf dem Weimarischen Hof-Theater im September 1810. Von Johann Schulze. Weimar, im Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs. 1810.

*) Der auf 116 S. 8^o ebenfalls im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar 1811 veröffentlichten Schrift „über den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon“, sind zwei Kupfer, welche Wolff als Prinzen und Oels als Muley darstellen, und eine Musikbeilage, eine Composition des Gesangs der Christensklaven beigefügt; die Widmung an Caroline von Hopfgarten ist vom 3. November 1811 datirt. Einige Hauptsätze dieser Schrift hat neuerdings mit den Urtheilen anderer Autoren über den standhaften Prinzen Krenkel in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Stücks (Classische Bühnendichtungen der Spanier I, 170 ff.) zusammengestellt.

entlehnt, aus dem Leben des Prinzen, das sein Unglücks-
genosse Alvarez „mit liebevoller Umständlichkeit und alter-
thümlicher Einfalt“ geschrieben hatte; daran schloss sich
eine eingehende Analyse der Entwicklung und der hervor-
ragenden Charaktere des Stücks. Schulze bewies dabei, dass
er sorgfältig das spanische Original studirt hatte und da-
durch sich auch im Stande fühlte an einzelnen wichtigen
Stellen A. W. Schlegel zu verbessern, nach dessen Ueber-
setzung das Drama aufgeführt war. Nichts aber lag ihm
ferner, als wegen solcher Einzelheiten dessen „bewunderungs-
würdige Arbeit in ihrem hohen von ihm wohl erkannten
Werthe“ herabzusetzen; dem um Kunst und Wissenschaft
hochverdienten Manne, dessen „meisterhafte Verdeutschung“
die wirksamste Propaganda für Calderon in Deutschland
gemacht hatte, stimmte er auch in der Schätzung der spa-
nischen Dichtung völlig zu. Im letzten Theil seiner Schrift
unternahm er mit Beziehung auf sie die Schlegelschen Auf-
stellungen über den Unterschied zwischen antikem und christ-
lichem Drama näher zu begründen, wonach als Grundgedanke
von jenem das Schicksal und von diesem die Vorsehung zu
bezeichnen sei. „Der Teutschen Muse, schloss er, ward es
noch nicht vergönnt, ein christliches Drama von hoher Voll-
endung, das auf vaterländischem Boden entsprossen, voll
dankbarer Demuth auf dem Hochaltar der Kirche dem Ewigen
weihen zu können, und darum wollen wir uns liebevoll und
freudig das Ausländische aneignen, wie es dem mütterlichen
Sinn des teutschen Volks geziemt“.

Diese Auffassung und diese Art ihrer Vertretung fanden
begreiflicher Weise nicht die Zustimmung des Meisters, auf
dessen Aufforderung hin Schulze seine Schrift verfasst hatte.
Seine Bemerkungen über Ifflands Spiel hatten nicht nur der
Prinzess Caroline*), sondern auch Goethe gefallen; er äusserte,
wie Schulze in zwei Briefen an Passow meldet, den Wunsch,
von ihm auch etwas über den standhaften Prinzen ge-

*) S. ihre Zeilen an Lotte Schiller vom 24. December 1810 Char-
lotte Schiller und ihre Freunde I, 559, wo in Anm. 2 die Worte der
Prinzessin irrthümlich auf die Schrift über den standhaften Prinzen
bezogen sind.

schrieben zu sehen. Aber sehr wenig entsprach die so entstandene Arbeit Goethes Wünschen; er schrieb an Caroline von Wolzogen*), er sei dadurch „mehr betrübt als erfreut. Das Gute, was dieses Schriftchen enthält und was ihm mit Recht Beifall verschaffen muss, wird in meinen Augen durch unselige Fratzen völlig wieder aufgehoben, um so mehr als er nicht die rechte, sondern die falsche Wirkung zum eigentlichen Zweck seiner Arbeit macht“. Man kennt die enthusiastischen Worte, in denen Goethe sich 1804 nach der ersten Lectüre über den standhaften Prinzen ausgesprochen, den Eifer, mit dem er in den folgenden Jahren das Studium des spanischen Dichters und seine Einbürgerung auf der deutschen Bühne betrieben hat; er wollte dieser dadurch „eine ganz neue Provinz erobern“, den Universalismus deutscher Bildung fördern. Statt dessen sah er jetzt bei Calderon gerade das als allgemein musterwürdig verherrlicht, was in Wahrheit nur aus der historischen Bedingtheit und Beschränktheit des Spaniers des 17. Jahrhunderts zu erklären war; es erschien ihm als eine ernste Gefahr, dass die Deutschen mit „wenig Begriff von Calderons wahrer Stärke dessen zarte Seite mit ihrer schwachen in Rapport setzten“**). Einen Vertreter dieser einseitigen und gefährlichen Calderon-Schwärmerei, einen Apostel der ihm gründlich antipathischen „neueren religiösen Poesie und poetischen Religion“ erblickte er in Schulze, dessen Schrift als Motto das Wort Schleiermachers vorgesetzt war: „Wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis, dann wird die grosse Auferstehung gefeiert werden für beide Welten“. Verurtheilte der Verfasser auch „verkehrten Mysticismus“ und „tolle Bekehrungssucht“ nicht minder als „kalte Verständigkeit“, pries er eben Goethe als einen der „wenigen sinnigen Priester des Ewigen“, so fand dieser doch in solchem Lob eine Verkenning seiner eignen Bestrebungen; es konnte ihn nur ver-

*) Am 28. Januar 1812. Literarischer Nachlass der Frau Caroline von Wolzogen I², 420 ff.

***) S. seine Worte vom 17. October 1812 in Riemers Mittheilungen über Goethe II, 649

stimmen, wenn in solchem Zusammenhang sein Interesse für den standhaften Prinzen als ein Beweis seiner „Liebe für jede wahrhaft christliche Erscheinung“ und die „von heiliger Sehnsucht durchglühten, Steine bewegenden Töne seines christlichen Faust“ als ein Zeugniß seiner Anerkennung der „Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte“ gedeutet wurden. So führte ihn gerade diese auf seinen Anlass unternommene Arbeit zu einer bestimmten Erklärung gegen deren Urheber und gegen dessen romantische Gesinnungsgenossen*): darin liegt das hauptsächlichste Interesse, welches ihre, welches die Betrachtung des Verhältnisses von Schulze zu Goethe noch heute in Anspruch nehmen darf. Dass es zu näheren persönlichen Beziehungen zwischen Beiden nicht gekommen ist, daran trugen nicht allein zufällige Missverständnisse die Schuld**); der von feurigem Patriotismus erfüllte Anhänger Arnims und Kleists musste bei seiner Verehrung für den

*) Schon Schuchardt hat in der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1881 Nr. 198 bemerkt, dass es Goethe „wohl erst durch Schulzes Schrift zu seinem Missbehagen klar geworden, was man alles aus dem standhaften Prinzen herausfühlen“ kann. Hinsichtlich der Würdigung Calderons durch Goethe möchte ich auf die Ausführungen von Wolde-
mar von Biedermann (Goethe-Forschungen I S. 154 ff. II, 160 ff.), hinsichtlich Goethes Stellung zu den Romantikern besonders auf den zweiten und dritten Abschnitt von Adolf Schölls Abhandlung: Goethe in seinen Zeiten in der Berlin 1882 erschienenen Sammlung seiner Aufsätze über Goethe S. 380 ff. und auf Viktor Hehns Gedanken über Goethe S. 117 ff. verweisen.

***) Wie Schulze selbst berichtet, wies er als Passows Freund die Einladung zu den Abenden von Johanna Schopenhauer zurück, da sie ihm mittheilte, sie bedaure Passow nicht einladen zu können, weil Goethe erklärt habe mit ihm nicht zusammenkommen zu wollen; aus Passows eigner ausführlicher Erzählung in seinem Brief an H. Voss vom 12. März 1810 ist aber bekannt, wie diese auf Missverständnissen beruhende Differenz beseitigt wurde. Passow war seitdem hochbeglückt durch Goethes Freundlichkeit; dieser liess ihm, als er Weimar 1810 verlassen hatte, auch durch Schulze „viel Schönes“ sagen; über sich selbst schrieb Letzterer am 15. Januar 1811: „Goethe scheint sein Vorurtheil gegen mich abgelegt zu haben; er behandelt mich jetzt sehr freundlich und hat mich schon zweimal zu sich geladen.“ Wenn Goethe, der selbst in dem oben citirten Brief an Caroline von Wolzogen aussprach, er gönne Schulze übrigens alles Gute, über ihn verstimmt

Genius des grössten deutschen Dichters dessen politische Haltung doppelt schmerzlich empfinden; diesem erschienen umgekehrt das stürmisch aufgeregte Wesen des jugendlichen Redners und Schriftstellers, Inhalt und Form vieler seiner Aeusserungen und der Beifall, der ihm gezollt wurde, als Symptome der Zeitkrankheit, von welcher er die Wortführer der jungen Generation ergriffen sah.

Günstiger als Goethe hat sein Freund Knebel über Schulzes Beurtheilung des standhaften Prinzen sich geäussert*); er fand zu seinem Vergnügen mehr darin, als er sich beim etwas wunderlichen Anfang davon versprochen: viel geistiges, viel schönes rednerisches, zarte und feine Bemerkungen. Allerdings fügt auch er diesem Lob hinzu: „Schade, dass der Autor nicht immer weiss seinen Gedanken Ziel und Mass zu setzen und so zuweilen ins übergeschüttete, ungeschickliche verfällt.“ Schulze selbst hat später die Fehler seiner Jugendarbeit sich nicht verhehlt; wie Köpke berichtet, hat er als Greis über sie gelächelt; bei ihrer Erwähnung in seinen Erinnerungen sagt er: „ihren zum Theil überschwänglichen Inhalt möchte ich heute in seinem ganzen Umfang ebenso wenig vertreten, als ich mich zu der christlichen Gesinnung, die ihr zu Grunde liegt, noch gegenwärtig bekenne.“ Dass er zu grösserer Klarheit sich hindurchrang, seinen Gedanken Ziel und Mass setzen lernte, das verdankte er nicht zum wenigsten seinem neben allen andern Beschäftigungen stets mit Eifer betriebenen Studium des classischen Alterthums. Es war ein unschätzbare Segen für ihn, dass ihn schon sein amtlicher Beruf immer wieder zu den hellenischen Dichtern zurückführte und zugleich die wichtigste literarische Arbeit, die er in Weimar unternahm,

wurde, so gaben ihm dazu neben der Schrift über den Standhaften Prinzen besonders die Schulzeschen Predigten Anlass; sehr bezeichnend ist, wie er 1821 dem Kanzler von Müller gegenüber klagte, dass das Publicum an ihnen „mehr Geschmack finde als an Röhrs klarer Gedicgenheit und aufrichtiger Consequenz“. S. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller h. von Burkhardt S. 42.

*) In seinem Brief an Lotte Schiller vom 3. December 1811. Charlotte v. Schiller III, 327.

dem Hauptwerke des „nie verstummenden Herolds der Kunst der Hellenen“ gewidmet war, der nach Wolfs Worten „aus den Alten ihren Geist gewonnen und mit diesem Geist alles geschrieben“, den als „antike Natur“ Goethe gerühmt hat.

Auf Winckelmann war Schulze, wie oben' erwähnt, bereits in Halle durch Wolf hingewiesen; dieser hatte am Schluss der Skizze, die er zu Goethes Schrift über Winckelmann und sein Jahrhundert beigesteuert hatte, die Frage aufgeworfen: „Sollte nicht endlich der Wunsch nach einer vollständigen Sammlung der Schriften Winckelmanns unter dem Volke rege werden, das ihm so vielen Nationalruhm bei den Ausländern verdankt?“ Kurz vor Schulzes Anknunft in Weimar war 1808 unter Goethes Auspicien, unter ausdrücklichem Hinweis auf seine Charakteristik Winckelmanns im Verlag der Waltherschen Buchhandlung in Dresden der Anfang einer solchen Sammlung durch Fernow veröffentlicht; aber noch ehe der zweite Band vollendet war, starb dieser im December des genannten Jahres. Schulze hatte mit ihm Italienisch getrieben, mit ihm Tassos Befreites Jerusalem gelesen; in der Loge Amalia hielt er am 10. Januar 1809 eine Trauerrede zum Andenken an den Geschiedenen. Ihm wurde nun der Antrag gemacht dessen Arbeit fortzuführen. Heinrich Meyer, Goethes Kunst-Meyer, hatte schon um den unter Fernows Namen veröffentlichten Theil der Ausgabe sich ein grosses Verdienst erworben, indem er namentlich zu dem den zweiten Band abschliessenden „Versuch einer Allegorie“ Anmerkungen und Zusätze geliefert hatte; er kam jetzt zu Schulze und erklärte, wie dieser berichtet, er werde nur dann seine seit vielen Jahren zu Winckelmann gesammelten Bemerkungen herausgeben, wenn Schulze bei der Fortsetzung des Unternehmens sich betheilige. Daraufhin entschloss sich dieser die Aufgabe zu übernehmen, bei deren Lösung allerdings viel grössere Schwierigkeiten als bei den in den ersten beiden Bänden vereinten kleineren Schriften Winckelmanns zu überwinden waren*). Denn von der Kunst-

*) Schon früher hatte Goethe dieselben nachdrücklich betont. „Besonders die Kunstgeschichte, schrieb er am 1. Mai 1809 an Voigt, ist durch die Wiener Ausgabe und durch Zusätze, welche Winckel-

geschichte, um deren Edition es sich nun handelte, lag zunächst kein Text vor, der sich ohne Weiteres zu Grunde legen liess. Schulze suchte ihn aus den beiden Ausgaben des Werkes und aus den Anmerkungen Winckelmanns auf die Weise zusammenzustellen, wie er glaubte, „dass Winckelmann selbst würde verfahren haben, wenn ihn nicht ein grausames Schicksal an der Vollendung seiner Arbeit verhindert hätte“. „Nichts, sagt er in der von ihm verfassten Vorrede zum ersten Band der Kunstgeschichte, ist verändert worden, die Entstellungen der Wiener Herausgeber ausgenommen, nichts Wesentliches ist ausgelassen, sondern jeder Gedanke in der von Winckelmann ursprünglich bestimmten Gestalt gerade da dem Ganzen einverleibt, wo er die zweckmässigste Stelle zu finden schien“. Er hielt es für seine Pflicht den Text der Kunstgeschichte mit der „gleichen kritischen Strenge“ wie die Classiker des Alterthums zu behandeln; denn, schreibt er, „Winckelmanns durch die lebendigen Muster der Alten einzig und allein gebildeter Stil hat besonders in vorliegendem Werke, worin er seine ganze Eigenthümlichkeit am vollkommensten und liebenswürdigsten niederlegt, jene hohe Einfalt und unbewusste Grossheit erhalten, welche wir in den besten Schriften der Alten, wie in den Werken unseres Goethe, als unerreichbar bewundern“. Er liess sich in diesem Verfahren auch nicht irren durch die Einwendungen, welche A. W. Schlegel in einer eingehenden Recension vorbrachte; entschieden sprach er sich in einem Brief an Böttiger gegen Schlegels Forderung aus, „Winckelmanns Text nach den jetzt üblichen Regeln der Grammatik zu ändern“; „meine Ehrfurcht vor dem grossen Todten erlaubt mir nicht solche Willkürlichkeiten“. Noch weniger konnte er sich entschliessen, wie Schlegel wünschte, dem Texte Sachberichtigungen einzurücken; unbedingt leistete er

mann besonders edirt, in eine Verwirrung gerathen, dass eine neue Bearbeitung nöthig wird. Auch hat sich seit jener Zeit so manches in der Kunstgeschichte und den Hilfswissenschaften aufgeklärt; es ist so vieles gegen Winckelmann und öfters nicht ohne Grund geschrieben worden, wovon der Herausgeber in beigefügten Noten Rechenschaft ablegen muss.“ Goethes Briefe an Ch. G. von Voigt S. 263 f.

hierin Winckelmanns letztem Willen Folge, der jede Veränderung des Textes untersagt hatte. Dagegen glaubten Meyer und er allerdings wider Winckelmanns Wunsch neue Anmerkungen seinem Werke hinzufügen zu müssen; hatte er nach dem Lessingschen Wort „mit der edelen Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiss auf die Hauptsache verwandten und was Nebendinge waren mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten“, so suchten sie, wie früher schon seine italienischen Uebersetzer, seine so entstandenen kleinen Versehen zu tilgen und nachzutragen, was für oder wider seine Meinung aus der erweiterten Kenntniss der Denkmäler und neueren Forschungen sich entnehmen liess. Ihr ganzer Ton sollte dabei, wie Schulze sagte, zeigen, „wie wenig wir zusammen stimmen mit der in unsern Tagen so häufigen Menschenbrut, welche undankbar gegen frühere unsterbliche Verdienste, voll Anmassung und Eigendünkels vorwitzig modelnd und meisternd gerade gegen die Männer auftritt, welche ihr zuerst die blöden Augen geöffnet und es ihr möglich gemacht haben selbst das Wenige zu sehen, was ihr beschränkter, stets vom Einzelnen befangener Blick zu fassen vermag“. Sie wollten eben deshalb hier nicht ihre Gelehrsamkeit zur Schau stellen, sie strebten nach möglichster Kürze; dennoch sind ihre Noten zu sehr bedeutendem Umfange angewachsen. Schlegel legte denselben nicht nur weit höheren Werth als den Bemerkungen Fernows bei, er schrieb ihnen einen sehr schätzbaren Gehalt zu; Justi erklärt, dass „dieser Commentar die Brauchbarkeit des Buchs um ein halbes Jahrhundert verlängert hat“. Allerdings hebt er nur das Verdienst von Meyer hervor, der „die weit bedeutendere auf die Kunst bezügliche Hälfte lieferte“; mit welchem Eifer und welcher Gewissenhaftigkeit Schulze die ihm überwiesene philologische Arbeit zu fördern bemüht war, ersehen wir aus einer Aeusserung Passows und namentlich aus seinen eigenen Briefen an Böttiger, der in Dresden am Ort des Drucks wohnte und sich für denselben thätig interessirte. Schon im März 1809 meldete Schulze, dass er eifrig beschäftigt sei, um den Text der Kunstgeschichte mit der grössten Genauigkeit herzustellen, zugleich alle vor-

kommenden Citate nachzuschlagen und sorgfältig zu vergleichen und des italienischen Uebersetzers Fea oft breite Anmerkungen nach Möglichkeit kürzer zusammen zu ziehen. Mitte August konnte er bereits das Vorwort zum ersten Bande unterzeichnen, in welchem die ersten drei Bücher der Kunstgeschichte und Winckelmanns Vorreden zu dem Hauptwerk und zu den Anmerkungen abgedruckt waren; unmittelbar darauf wurde eifrig die Arbeit für den „wunderschönen“ Text des zweiten Bandes begonnen. Ein Jahr später, im August 1810 hat Schulze diesen und im December 1811 den dritten Band veröffentlicht; sie enthielten den Kern des Winckelmannschen Werkes, seine Ausführungen über die Kunst der Griechen. „Kein Jota“ von ihnen sollte nach des Bearbeiters Willen verloren gehen; um eine jede Bemerkung am passenden Orte einzuordnen, musste er, wie er Böttiger am 10. April 1811 berichtete, „jede Zeile zum Druck schreiben, den Text zusammenstellen, sichten“, dann weiter „den Fea berichtigen, übersetzen, zusammenziehen, die Citate nachschlagen, bestimmen u. s. w.; ich muss Gott weiss was alles thun. Meyer, der kränklich ist und gern die Herausgabe bei seinem Leben beenden möchte, drängt mich, weil er mit seinen Anmerkungen, die er zum Theil schon in Italien geschrieben, leicht fertig wird, wie wohl ich auch zu diesen immer noch manches arbeiten muss. Ich habe gelesen und lese fort und fort, was von Andern seit Winckelmann in der Kunstgeschichte des Alterthums geleistet ist; aber wie spärlich ist die Ausbeute, wenn man reine Resultate verlangt! In den einzelnen philologischen Sachen berichtige ich soviel als möglich; ich würde mehr thun, wenn ich in unserer Ausgabe Raum dafür zu finden möchte, wenn man mir für jeden Band nur wenigstens zwei Jahre liesse“. Er hielt sich berechtigt diese Schwierigkeiten seiner Arbeit so zu betonen, da Böttiger, der eine Recension in der „Zeitung für die elegante Welt“ veröffentlicht hatte, sie gar nicht zu würdigen schien; besonderen Ruhm in der gelehrten Welt hat Schulze durch diese mühsame Redactionsthätigkeit so wenig gewonnen als grosse Einkünfte; mehr als den Betrag des Honorars musste er für Bücher ausgeben, zu deren Anschaffung ihn diese Arbeit

nöthigte. Aber für ihn waren auch solche äusserliche Rücksichten nicht die bestimmenden Motive seines Handelns; „wunderlich erschien ihm oft, wie er an Passow schrieb, das Haschen und Jagen junger Gelehrter nach einem Namen, nach einem Ruf von Gelehrsamkeit u. s. w. Leicht und ohne gar grosse Anstrengung sind diese Erbärmlichkeiten zu erlangen. Aber was frommt es? Oft geht das Gründliche und Wissenschaftliche darüber zu Grunde, ja die Möglichkeit zu einer hohen schönen Ausbildung des Innern wird nicht selten im Keime erstickt.“ Seine liebevolle Beschäftigung mit Winckelmann förderte ihn in mannigfacher Richtung; mit Freude berichtete er Passow über seinen dritten Band, er werde „um vieles besser werden, als die vorigen Theile; denn ich werde des Stoffes immer mächtiger und gewinne an historischen Kenntnissen und an Einsicht in die Kunstsprache der alten Schriftsteller“. Vor allem aber hob ihn auch bei dieser Arbeit der patriotische Gedanke an den Dienst, den sie seinem Volke leisten sollte; „alle unsere Wünsche, sagt er, sind in reichem Masse erfüllt, wenn diese neue Ausgabe der Kunstgeschichte Winckelmanns auch nur wenig beiträgt unter dem deutschen Volke, das selbst beim Drucke der Gegenwart noch so manches Schöne und Erfreuliche schafft, die gründliche Liebe für das Alterthum zu erhalten, damit jeder, welcher Stärkung bedarf, sich an dessen unvergänglichen Werken aufrichte, neuen Muth und neues Leben gewinne“*).

So spricht auch hier die Verbindung nationaler und

*) Auch diese Worte Schulzes finden sich in der von ihm verfassten Vorrede zum ersten Band der Kunstgeschichte, welcher unter dem Titel: Winckelmanns Werke herausgegeben von Heinrich Meyer und Johann Schulze. Dritter Band, Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung 1809 veröffentlicht wurde. Er enthält LX und 468, der zweite, resp. der vierte Band der Werke ausser dem am 16. August 1810 unterzeichneten Vorworte 440, der dritte resp. fünfte Band der Werke, dessen Vorrede vom 18. December 1811 datirt ist, ausser dieser 618 Seiten; ungefähr die Hälfte derselben nehmen die von Band zu Band an Umfang wachsenden Anmerkungen ein. Schlegels Recension der vier ersten Bände der Werke ist aus den Heidelberger Jahrbüchern von 1812 von Böcking in seiner Ausgabe von A. W. v. Schlegels sämtlichen Werken Bd. XII, S. 321—383 abgedruckt. Die im Text

humanistischer Tendenzen sich aus; beiden zugleich wollte Schulze durch seine Bemühungen um das Werk dienen, in dessen Bewunderung alle Wortführer der neuen deutschen humanistischen Bildung von Herder und Wolf bis auf die Schlegel und Schelling wetteiferten. Aber bestimmt treten dem Betrachter ihres Verhältnisses zu Winckelmann auch die Unterschiede zwischen ihnen entgegen; es ist für sie sehr bezeichnend, wie 1812 A. W. Schlegel den Weimarer Herausgebern gegenüber bei aller Anerkennung der „Tugenden des musterhaften Prosaikers“ nicht nur „die grammatischen und logischen Mängel seiner Schreibart“, sondern auch seine sachlichen Irrthümer und Einseitigkeiten betont, ihm jede „Ahndung von dem Wesen der christlichen Ideale“ abspricht, warm für die christlichen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts eintritt. Schulze, den die „sorgfältige“ Recension seines Unternehmens durch den von ihm verehrten Schriftsteller erfreute, fand nicht unbegreiflich, dass auch hier dessen „Abneigung gegen alles jetzt aus Weimar Kommende“ sich geltend mache; er war sich kaum bewusst, wie diese Arbeit bei ihm selbst Anschauungen förderte, von denen sich damals mehr und mehr Schlegel und seine nächsten Gesinnungsgenossen abwandten. Unmöglich konnte auf ihn der enge Verkehr mit Meyer ohne Einfluss bleiben; er lernte ihn herzlich lieben; „Meyer ist doch, schrieb er 1811 an Passow, der reellste Mensch in ganz Weimar und welch ein klarer reiner Verstand!“ Noch wichtiger für ihn war aber die Natur der Aufgabe, an deren Lösung er „manches schöne Jahr in nie

erwähnte Aeusserung Passows über Schulzes Arbeit für Winckelmann findet sich in seinem Schreiben an H. Voss vom 17. September 1809 (S. 99), Schulzes ungedruckte Briefe an Böttiger bewahrt die Dresdener Bibliothek auf. Aus ihnen ergibt sich das Missverständliche der auf die Winckelmann-Ausgabe bezüglichen Aeusserungen von Meyer-Ochsner in seinem Leben des Hofraths Heinrich Meyer von Zürich, das als Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1852 erschien und auf dessen Darstellung ich hinsichtlich des Lebens und Charakters Meyers verweise. Vgl. über diesen ausserdem Paul Weizsäckers Einleitung zu seiner Ausgabe der Kleinen Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer im XXV. Bd. der Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Heilbronn 1886.

getrübter Eintracht“ mit diesem unbedingten Verehrer antiker Kunst zusammen arbeitete. Er sah sich dadurch genöthigt sich gründlich über die verschiedenartigsten Einzelfragen der Alterthumswissenschaft zu unterrichten; über ihnen nicht die Hauptsache, den Geist der Antike ausser Acht zu lassen, über dem Nachschlagen in den Classikern nicht die Lectüre derselben im Ganzen zu vernachlässigen, dazu gab es keinen besseren Mahner als den Meister, in den er als sein Herausgeber sich täglich mehr einleben musste. Und beeinflussten ihn andere Beschäftigungen in entgegengesetzter Richtung, doch wiesen auch sie ihn auf das Studium schwieriger und bedeutsamer Probleme der classischen Philologie hin; in dem Vorwort zu seinen Reden über die christliche Religion kündigte er eine Schrift über das Christliche in Sophokles an; mit Rücksicht darauf las er, wie er 1811 Passow mittheilte, „unaufhörlich“ den Sophokles wie auch die übrigen Tragiker; sie mit Calderon zu vergleichen bot ihm dann die Abhandlung über den standhaften Prinzen Anlass. Seine Weimarer Arbeiten befestigten den Schüler Wolfs und Schleiermachers in der Ansicht, dass „der höchste Zweck der Philologie klares lebendiges Anschauen des Alterthums“ sei; er verurtheilte den „Vocabelkram, wenn das Zeug sich zum Zweck machen will, da es doch nur Mittel ist“, und diejenigen Philologen, „welche Register und Wörterbücher durchsuchen und nie die Zeit haben einen Schriftsteller ganz und in der Folge zu studiren“, welche „in tausend Einzelheiten befangen sich nie zu allgemeinen Einsichten erheben“*). Solche Gesichtspunkte brachte er fortwährend auch in seinem Unterricht zur Geltung; keineswegs glaubte er dabei sich und seine Schüler von gründlichem Studium der Einzelheiten dispensiren zu dürfen. „Mit Ernst und Strenge drang“ er nach den Worten seiner schon früher citirten Abschiedsrede „auf gründliches lebendiges Erfassen der Sprachen des Alterthums; mit sondernder Schärfe verfolgte er den eigenthümlichen Geist eines zu erklärenden Schriftstellers bis in die scheinbar unbedeutendsten Sprachformen und Wendungen“.

*) Worte zweier Briefe an Passow vom 8. Juni und vom 31. December 1811.

Dies sein Streben hat auch in den letzten Jahren seines Weimarer Aufenthaltes erfreuliche Früchte gezeitigt. Allerdings musste er seit dem Herbst 1810 des besten Helfers entbehren. Passow verliess damals Weimar, da er als Mitdirector des Conradinum nach Jenkau bei Danzig berufen war. Er hatte Schulze zu dessen letztem Geburtstag, den sie zusammen verlebten, mit Recht aussprechen dürfen, dass des Freundes „tiefster Sinn sich ihm enthüllt“*). Ihr gegenseitiges Verständniss, ihr übereinstimmendes warmes Interesse an der gemeinsamen Thätigkeit hatte diese und zugleich ihrer Beider menschliche und wissenschaftliche Entwicklung mächtig gefördert. Mit Sehnsucht dachte der Zurückgebliebene später an die Tage zurück, da sie zusammen gewirkt, zusammen an den Erfolgen ihres Unterrichts sich gefreut hatten. Von Beiden war schon nach der Richtung seiner Studien wesentlich Passows Nachfolger verschieden: Ferdinand Hand, ein Schüler Gottfried Hermanns, der noch in Leipzig mit Passow sich befreundet, dort 1807 promovirt und 1809 sich habilitirt hatte. Ihn interessirten schon damals in erster Linie sprachliche Untersuchungen, deren Ertrag er später in seinem Schulze gewidmeten Lehrbuch des lateinischen Stils und in seinem Tursellinus veröffentlichte. Schien er den Werth der Sprachkenntniss dem neuen Collegen zu sehr zu betonen, so schätzte doch auch dieser sehr seine Gründlichkeit, sein ernstes Streben, seine Bescheidenheit und seine Treuherzigkeit; aus gegenseitiger Anerkennung ihrer verschiedenartigen Naturen entwickelte sich zwischen Beiden ein freundschaftliches Verhältniss, an dem sie auch nach ihrer Trennung festgehalten haben**). Unter ihren gemeinsamen Schülern***) sind Mare-

*) In dem in Passows Vermischten Schriften S. 349 ff. unter der Ueberschrift: „An J. S. zum 15. Januar 1810“ abgedruckten Gedicht, das einem für beide Freunde charakteristischen Geschenk, einem Exemplar von Jacob Böhmes Schriften beigelegt war.

***) Vgl. Queck, Ferdinand Gotthelf Hand nach seinem Leben und Wirken. Jena 1852, S. 41.

****) Nach dem Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 2. December 1811 Nr. 79 sassen im Herbst 1811 in Selecta 9, in Prima 56, in Secunda 60 Schüler; Schulze erklärte in Selecta Herodot und leitete die schriftlichen Uebungen im Griechischen.

zoll, der spätere Professor der Rechte in Giessen und Leipzig, und Friedrich Osann hervorzuheben, der in Giessen lange Jahre die philologischen Studien geleitet hat; letzteren, einen der jüngeren Brüder des oben erwähnten, früh verstorbenen Karl Osann, mit dessen „an Charakter und Verstand gleich ausgezeichnete“ Mutter Schulze unter einem Dach wohnte, hatte er durch Privatunterricht zur Prima vorbereitet*). Besonders rühmte er in seinen Briefen an Passow Johann Herbst aus Pösneck in Koburg, der später Director in Wetzlar wurde; im Februar 1812 stellte er ihm bei seinem Abgang vom Gymnasium ein Zeugniß**) aus, welches für den Lehrer nicht weniger charakteristisch ist, als für den Schüler. „Die Sprache der Hellenen“, wird hier über Herbst gesagt, „und die Geschichte dieses grossartigen Volks, zu dessen Leben und Dichtungen er sich besonders hingezogen fühlte, suchte er vermöge seines schnell und scharf auffassenden Verstands gründlich kennen zu lernen, und die ganz vorzüglichen Kenntnisse, welche er sich auf diesem Gebiet des Wissens erworben, wirkten wohlthätig zurück auf seine Muttersprache, in welcher er sich klar, leicht und verständlich ausdrücken lernte, so dass seine Ausarbeitungen sich eben so sehr durch die Form als durch den geistreichen Inhalt empfahlen. Sein Talent im Auffassen einer fremden Eigenthümlichkeit wie seine Empfänglichkeit für wahre sittliche Grösse zeigte er besonders in seinen Uebersetzungen des tief sinnigen Römers, der auf den Trümmern des eingesunkenen römischen Freistaats wehmüthig trauernd das unwiderbringlich Verlorne vergebens zurückwünschte und

*) Marezoll hebt in seiner Selbstbiographie (in Justis Fortsetzung der Striederschen hessischen Gelehrten Geschichte) S. 442 hervor, dass er von seinen Lehrern auf dem Weimarer Gymnasium, welches er 1809 — 1811 besuchte, dem Director Lenz und den Professoren Passow, Schulze und Hand besonders viel verdanke; über Schulzes Verhältniss zu F. Osann s. W. Wiegand, Professor Friedrich Osann, Giessen 1859, S. 9; über Friedrich Osanns Mutter, die in zweiter Ehe sich mit dem Minister Voigt verband, s. namentlich O. Jahns Einleitung zu seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Voigt S. 111 ff.

**) Herbsts Sohn, Wilhelm Herbst, hatte die Freundlichkeit mir dieses Zeugniß mitzutheilen; er schrieb mir dabei, dass sein Vater ihm „von der fast convulsivischen Lebendigkeit Schulzes als Schulmann“ erzählt habe.

wenigstens in seinen unsterblichen Werken der spätesten Nachwelt beurkundete, dass er noch ein Römer war. Ein Jüngling, der wie Johann Herbst seinen Geist mit den schönsten Blüthen des Alterthums zu nähren und zu veredeln suchte, muss nothwendig auch im Leben und Handeln nach Ebenmass, einnehmender Sitte und Besonnenheit streben und dieses Lob wird ihm jeder mit seinem Wesen Vertraute freudig ertheilen.“

Zu seiner Befriedigung hatte Schulze durchgesetzt, dass an einigen seiner Stunden auch Ernst Schiller Theil nehmen durfte; da dessen bisheriger Lehrer Bernhard Abeken 1810 nach Rudolstadt berufen war, gab er ihm auch unentgeltlich Privatunterricht; er liess ihn deutsche Aufsätze schreiben und las mit ihm classische Werke, unter andern den Oedipus auf Kolonos. „Es gereichte mir“, sagt er, „zur innigen Freude, den Dank und die Verehrung, die ich für seinen Vater im Herzen trug, in etwas bethätigen zu können.“ Er kam dadurch auch in nähere Beziehungen zu der Mutter seines Schülers; mehrfach spricht sie in ihren Briefen an Prinzessin Caroline*) von ihrer „kurzen Ehe“, wie sie scherzweise ihr Verhältniss zu Schulze und dann diesen selbst bezeichnete. Deutlich prägt in ihren Urtheilen die Sicherheit und Ueberlegenheit der gereiften Frau gegenüber dem stürmischen Wesen des jugendlichen Enthusiasten sich aus, bei dem es „keinen Mittelzustand“ gab, der „alles entweder göttlich oder abscheulich“ fand; ihr entging nicht der Unterschied zwischen seiner und der Sprache Schillers, Goethes und Herders, an deren Umgang sie gewöhnt war. Schon ehe er der Lehrer ihres Sohnes wurde, war er ihr durch ihrer Beider Beziehungen zu den fürstlichen Familien in Weimar und Rudolstadt bekannt geworden; als sie im Sommer 1809 ihn in Schwarzburg hatte predigen hören, schrieb sie an Goethe: „Wer die schöne ruhige Erscheinung eines Herders gesehen hat, die blühende Sprache mit dem wohlklingenden Ton vorgetragen und dem reichen, oft auch poetischen Inhalt seiner

*) Charlotte von Schiller und ihre Freunde I, 543 ff. Den Brief an Goethe vom 27. August 1809 s. im Goethe-Jahrbuch IV, 259 f.

Reden, der wird eigentlich nicht so leicht befriedigt; relativ mit dem, was man jetzt hört, ist eine solche Rede auf der Kanzel nicht ohne Werth; aber ich gestehe Ihnen, unter uns gesagt, dass er mir die Erwartungen nicht erfüllte, die man mir gab.“ Auch seine Abhandlung über den standhaften Prinzen entsprach ihren Anschauungen nicht; dieselbe hätte nach ihrer Ansicht unterbleiben können. Die Aufführung des Stücks hatte sie tief ergriffen; aber die romantische Calderon-Schwärmerei theilte sie ebenso wenig als Schulzes Entzücken über das Käthchen von Heilbronn. Ihr erschien das Kleistsche Drama als „ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn“, der Kohlhaas war ihr viel lieber. So war viel Anlass zum Disputiren gegeben; „die kurze Ehe dehnte sich dabei wohl einmal zu Stunden aus“. Für Schulze war solcher Umgang mit der köstlich gesunden Frau von unschätzbarem Werth; in ihrem Haus wurde er, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „wirklich ungeheuer vernünftig und klug“. Sie aber erkannte bei allem, was sie in Scherz und Ernst ihm vorzuwerfen fand, gern den Reichthum seines Wissens, seine grosse Lehrbegabung und vor allem die zarte liebevolle Behandlung ihres Sohnes an; zu wiederholten Malen spricht sie aus, wie herzlich dankbar sie ihm dafür sei. Um ihm selbst ein Zeichen dafür zu geben, schenkte sie ihm im Juni 1811 die fünfbändige Ausgabe von Schillers Theater und schrieb dazu: „Ich weiss sehr gut, verehrter Herr Professor, dass ich die Treue und Liebe, die Sie meinem Ernst beweisen, nur fühlen kann und Ihnen nie so dafür danken kann, als das Gefühl einer Mutter es aussprechen möchte. Zum Zeichen dieses Gefühls erlauben Sie, dass ich in Ihre Bibliothek dieses Andenken stifte. Indem Sie sich an dem, was nicht vergänglich ist, in diesen Büchern, ergötzen, so denken Sie auch gern an Mutter und Sohn, die Ihnen das Theuerste geben zum Zeichen einer immer dauernden Dankbarkeit und Anhänglichkeit.“ Als er dann im folgenden Frühjahr Weimar verliess, gab sie nochmals in einem Brief vom 19. März 1812 ihren dankbaren Gefühlen warmen Ausdruck; indem sie ihm einen kleinen Hausrath für die neue Heimath übersandte, hoffte sie ihn dadurch dort „beim Theetisch an die Stunden

zu erinnern, die Sie mir und meiner Schwester vorigen Sommer durch Ihren schönen Vortrag und Vorlesungen so freundlich erheiterten“*). Schulze selbst erwähnt, sein Verhältniss zu Ernst von Schiller habe „auch seine geselligen und freundschaftlichen Bezüge zu seiner Tante, Caroline von Wolzogen und zu seiner Grossmutter, der Frau von Lengefeld in Rudolstadt befördert; es war mir vergönnt, der ersteren in abendlicher Musse die Tragödien des Sophokles in der von ihr selbst gewählten Uebersetzung Stolbergs vorzulesen.“

Auch mit andern Weimarer Damen stand er in geistig anregendem Verkehr. Freundliche Aufnahme hatte er namentlich in der Ziegessarschen Familie und im Hause von Jacob Friedrich von Fritsch, dem Minister Amaliens und Karl Augusts gefunden**). In der Musse seines Alters widmete sich dieser nach dem Zeugniß seines Biographen Beaulieu-Marconnay dem Genuss seiner ansehnlichen Bibliothek und folgte „mit grösstem Interesse den gewaltigen Ereignissen der Zeitgeschichte“; ihm gefiel Schulzes freimüthige Rede; diesen interessirte besonders, dass sein Gönner einst in Nöthenitz Winkelmanns persönliche Bekanntschaft gemacht hatte und dass in seinem Besitz sich ein schönes Oelgemälde befand, welches Lessing „in voller Jugendblüthe, in einem blauen Rock und in einer blauen Weste darstellte“. Zwei Töchter von ihm hatte Schulze schon in Leipzig kennen gelernt, Frau von Hopfgarten und Frau von Niebecker. Im Hause der Ersteren verbrachte er in Weimar viele Sonntagsabende; „ich stellte mir, erzählt er, die Aufgabe, ihr die sämtlichen Dramen Shakespeares vorzulesen. Ihrer Schwester, der Frau von Niebecker und ihren beiden bereits erwachsenen Töchtern hielt ich in zwei wöchentlichen Stunden einen zu dem Ende von mir ausgearbeiteten Vortrag über die Geschichte der hellenischen Poesie und machte hierbei aufs Neue die Erfahrung,

*) Beide Briefe sind dem von Charlotte an Schulze geschenkten Exemplar des ersten Bands des Schillerschen Theater vorgeheftet, das in seiner Familie zum Andenken an Beider Verkehr aufbewahrt wird.

***) Ueber die Familie Fritsch s. ausser Beaulieu-Marconnays Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie VIII, 110 ff. und der dort verzeichneten Literatur Biedermann, Goethe-Forschungen I, 215 ff.

dass, was in der Wissenschaft als das Beste in seiner Art anerkannt worden, für eine gebildete Frau gerade gut genug ist.“

So mannigfache Beziehungen hat Schulze in Weimar angeknüpft, so vielfach bildende Eindrücke hier empfangen. Seine ganze weitere Entwicklung ist dadurch beeinflusst; gerade bei der Lebhaftigkeit, mit welcher er auf verschiedenartigste Anregungen einging, bei der Vielseitigkeit seiner Interessen und Beschäftigungen war es aber für ihn doppelt schwer die Ruhe und Klarheit harmonischer Bildung zu gewinnen, nach welcher er mit heissem Bemühen strebte. Er selbst erkannte die Gefahr, von der sein Freund Passow in dem ihm gewidmeten Gedicht geredet hatte,

Dass formlos dehnt sich alles in die Breite
Und in der Tief' erstirbt der Lebenssaft.

Er beschränkte nicht nur seinen geselligen Verkehr und seinen Theaterbesuch, sondern er suchte auch in seiner Thätigkeit sich mehr zu concentriren. Mit aus diesem Grund hat er seit dem Herbst 1810 nicht mehr die Kanzel betreten; immer deutlicher kamen ihm die Schwierigkeiten zum Bewusstsein, die gerade diese Wirksamkeit bot. Als er Passow die Vollendung des Drucks der zweiten Sammlung seiner Predigten anzeigte, schrieb er ihm: „Je tiefer die Religion in meinem Wesen Wurzel fasst, je mächtiger sie in meinem Innersten lebt, um desto klarer erkenne ich, dass nichts schwieriger ist, als mit Religion über Religion zu reden und zu schreiben Und so soll dieses Buch auch das letzte sein, was ich in dieser Form und auf diesem Gebiet liefere.“ Wie schon oben erwähnt, glaubte er nach seinen Leistungen den Forderungen, die er an den Prediger stellte, nicht genügen zu können; er fürchtete, wie er hinzufügt, der Beifall, den zahlreiche Zuhörer ihm spendeten, könne für ihn „die Quelle persönlicher Eitelkeit werden und die tiefe Gemüthsbewegung, mit welcher er jedesmal die Kanzel bestieg, ihn selbst körperlich vor der Zeit aufreiben.“ Solche Motive führten ihn zu dem vielen seiner Freunde unerwarteten Entschluss, von dem er sich auch durch Bitten und Vorstellungen nicht abbringen liess. Er schrieb an Passow, er fühle zu seiner Freude, dass die Zurückgezogenheit, der er sich ergebe, dazu beitrage, „sein

besseres Ich allmählich zu entfalten“, und auch dieser fand, wie er Heinrich Voss gegenüber aussprach*), in Schulzes Aeusserungen eine bei ihm ungewohnte Ruhe, anspruchslose Klarheit und Heiterkeit. „Bei seinem ganz herrlichen regen Talent zu allem, was erringenswerth ist, bei seinem belebenden energischen Sinn, der sich so leicht in jeder Sphäre einheimisch macht, und bei seinem unbeschreiblich guten, nur noch nicht genug befestigten, noch zu sehr zu mancher süßen Täuschung hinneigenden Herzen muss er sehr bedeutend werden, sobald er mit sich selbst ins Klare kommt und er das bloss Blendende, Zufällige gebührend zu verachten weiss.“ Dafür aber erschien ihm nichts wünschenswerther als eine Verpflanzung des Freundes von Weimar. Schon nach dem bisher Angeführten wird man in der That nicht zweifeln können, dass in der Enge und geistigen Dichtigkeit des Weimarer Lebens für eine Natur wie die seine in den damaligen Tagen es besonders schwer war, vor Verwirrung und Zersplitterung sich zu bewahren; ein ganz persönliches, aber auch für Zeit und Ort charakteristisches Verhältniss kam hinzu; die Schwierigkeiten für Schulze zu steigern. „Er fand hier“, so berichtet Rudolf Köpke, „eine verheirathete Frau wieder, für die er in schwärmerischer Verehrung sein Herzblut hingegeben hätte; er sah sie in ihren ehelichen Verhältnissen anerkannt unglücklich, leidend und ausharrend ihrer Kinder wegen, voll Entsagung und Pflichtgefühl; bei solchen Umständen musste sein Herz schliesslich in den gefährlichsten Zwispalt gerathen mit sich selbst, mit seinem Beruf, mit seiner ganzen Stellung. Es kam zu fortgesetzten Conflicten der Leidenschaften, die niemals zu einer versöhnenden Ausführung geführt werden konnten; nichts als Aufregung, Untergrabung der Seelenkräfte, Störung der begonnenen öffentlichen Thätigkeit und der so eifrig gesuchten geistigen Fortentwicklung war vorauszusehen.“ So strebte er jetzt von dem Ort fortzukommen, nach welchem er sich einst so sehr gesehnt, welcher ihm so vielfache Anregungen geboten hatte.

Schon bald, nachdem Passow im Herbst 1810 nach Jenkau

*) In seinem Brief vom 30. November 1810 (F. Passows Leben und Briefe S. 136).

gegangen war, erörterten beide Freunde die Möglichkeit, ob nicht auch Schulze dorthin folgen könne. Was er über die Anstalt erfuhr, die sein Freund in Uebereinstimmung mit seinem gleichgesinnten Collegen Jachmann leitete, reizte ihn sehr, auch seine Kräfte ihr zu widmen; durchaus einverstanden war er mit den pädagogischen Zielen, für welche die Directoren des Conradinums durch eine von ihnen begründete Zeitschrift auch literarische Propaganda zu machen suchten. „Wir haben“, schrieb Passow über sie, „zum Titel gewählt ‘Archiv deutscher Nationalbildung’, und darin ist auch die Tendenz des Ganzen genugsam ausgesprochen. Von politischer Seite können wir nichts erwarten, weil die Deutschen schon zu lange aufgehört haben, sich als Bürger Eines Staates zu fühlen: nur ihre Wissenschaft war noch ein allgemeines Bildungsmittel, und um dies Band weiter und fester zu ziehen, muss die ganze Wiederherstellung der Nationalität von denen und durch diejenigen beginnen, welche die Depositärs der deutschen Art und Kunst sind, also durch den Lehrstand, gleichviel ob er mündlich oder schriftlich lehrt: das Beste aber ist von den künftigen Geschlechtern zu hoffen, weil das gegenwärtige sich nicht mehr aus sich selbst emporarbeiten kann, und so fließt der Begriff deutscher Nationalbildung für den Augenblick fast ganz zusammen mit dem deutscher Jugendbildung. Soll aber durch diese ein gemeinsamer Zweck erreicht werden, so müssen die zu solchen Zwecken Thätigen vor allem über Tendenz, Mittel und Methode unter sich einig werden, und dies vorzubereiten ist die Absicht unsers Archivs.“ Dieser Anschauung entsprachen die Aufsätze der Zeitschrift, an deren Spitze bezeichnender Weise Fichtes Bild stand; eng verbunden und hochgesteigert treten uns in ihnen die gleichen nationalen und humanistischen Tendenzen entgegen, die alle oben angeführten Aeusserungen Schulzes beseelen; ausdrücklich sprach er seine Uebereinstimmung mit der Auffassung der Herausgeber von der Aufgabe der Schule im Archiv selbst aus in einer Anzeige eines Programms von Jachmann „über das Verhältniss der Schule zur Welt“*). Aber so verlockend

*) In interessanter Weise zeigt sich uns auch hier der Unterschied der Anschauungen Passows und Schulzes von denen Goethes,

beiden Freunden der Gedanke erschien wieder vereint an derselben Anstalt und frei von allen Schwierigkeiten, mit denen sie in Weimar zu kämpfen hatten, für ihre Ideale wirken zu können, so zweifelte Passow doch von vornherein sehr, ob sich derselbe werde realisiren lassen; im Februar 1811 musste er mittheilen, dass die Curatoren des Conradinums nicht im Stande seien, Schulzes Stellung in Jenkau so zu gestalten, wie er hatte fordern müssen. Andere Aussichten hatten sich ihm damals bereits eröffnet. Hierfür wichtige Bekanntschaften hatte er auf einer grossen Reise gemacht, die er in verlängerten Sommerferien 1810 unternommen hatte.

Sie führte ihn nach Süddeutschland, der Schweiz und Oberitalien. Nach einem dreitägigen Aufenthalt in Fulda fuhr er von dort über Frankfurt schnell nach Strassburg; hier verweilte er etwas länger, um den Münster und „fast alle Gelehrte und Künstler“ der Stadt kennen zu lernen, dann wanderte er über Freiburg, Schaffhausen und Zürich nach dem Vierwaldstätter See. An einem wolkenlosen Morgen bestieg er den Rigi und erfreute sich herrlichster Aussicht; nach dem Besuch des Rütli und der Tellscapelle wanderte er über den Gotthard bis tief in das Mailändische. Hier fesselten ihn der Lago Maggiore und die Borromäischen Inseln; über den Simplon ging er in das Rhonethal und nach dem Genfer See; den Rückweg schlug er über Bern, Basel, den Elsass, Speier und Heidelberg ein. Nicht nur auf dem Rigi war er vom Wetter ausserordentlich begünstigt; am Genfer See, den er

der in einem Brief an Passow vom October 1811 diesem selbst schrieb, dass er dem „Unternehmen wenig Glück weissagen zu können“ glaubte. Mit Bedauern betrachtete er „die babylonische Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschlands ergriffen“ und erklärte es für ein „Unglück, dass man die Grundsätze und Maximen, nach welchen man lehrt und handelt, früher als die Lehre und das Handeln selbst öffentlich werden lässt, da doch sowohl das Beispiel der älteren Weisen, als die Erfahrungen an dem neueren Thun und Treiben uns hätten aufmerksam machen sollen, dass man seinen Zweck vernichtet, indem man ihn voraussetzt, dass eine Handlung, wenn sie glückt, nicht contestirt wird, wohl aber nichts mehr Widerspruch erleidet, als eine vor, ja sogar nach der That ausgesprochene Maxime.“ Strehlke, Goethes Briefe II, 36.

ganz befahren hat, entzückte ihn besonders Vevey. Leider erfahren wir nichts Genaueres darüber, wie auf den Sohn der norddeutschen Tiefebene die Landschaftsbilder namentlich des Hochgebirges gewirkt haben, die er zum erstenmal erblickte; bestimmtere einzelne Angaben finden sich in seinen Aufzeichnungen über andere ästhetische Eindrücke, die er von der Reise heimbrachte. In Basel fesselten ihn Holbeins Gemälde und Zeichnungen; genau verglich er den Strassburger und den Freiburger Münster, die er beide gründlich besichtigte. Ueber ersteren schreibt er: „Wie der König der Gegend ragt er stolz hervor. Seine deutsche Gestalt ruft den Deutschen über den Rhein.“ Sein Interesse für neuere deutsche Kunst war in Weimar durch seinen fortgesetzten Verkehr mit seinem Freunde Friedrich, der persönlich ihn dort besuchte und mehrfach einige seiner Bilder dort ausstellen liess, und seinen Umgang mit dem Bildhauer Weisser genährt. Letzterer zählte zu seinen Tischgenossen und hat von ihm in dieser Zeit ein noch im Besitz der Familie befindliches Basrelief angefertigt; mit einem Freund und bedeutenderen Genossen Weissers, Friedrich Tieck, traf Schulze nun zufällig in Zürich zusammen und bewunderte dessen grosses Talent und „unendliche Klarheit“.

Unter den vielen anderen Bekanntschaften, welche er noch auf seiner Reise machte, war für ihn natürlich besonders werthvoll die von Pestalozzi. Er suchte ihn in Ifferten auf und fand bei ihm die herzlichste Aufnahme; Pestalozzi begleitete ihn und Caroline von Wolzogen nach Murten und war ihr Führer auf dem dortigen Schlachtfeld. „Zur Verwirklichung seiner Methode“, schrieb Schulze später unter dem Eindruck, den er hier empfangen hatte, „ist von Seiten des Lehrers vor allen Dingen ein Herz, eine Liebe zur Jugend erforderlich, wie sie sich bei Pestalozzi in allen seinen Handlungen, in jedem Worte, ja selbst in dem Ton seiner Stimme offenbarte. Seine Methode war Er selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seinem Herzen voll Liebe für das Volk und dessen Armuth. Die Zahl seiner wahren Schüler war immer klein und ist es auch noch heute. Selbst bei unserm Diesterweg, den ich wegen der Reinheit und Festigkeit seines

Charakters und wegen seines entschiedenen und ausgebildeten Talents, durch angemessene an seine Schüler gerichtete Fragen irgend einen Begriff in seinem ganzen Umfange und in allen seinen einzelnen Theilen zu zerlegen und zu klarer Anschauung zu bringen, sehr schätzte, war die Seite des Verstandes vorwaltend, und die des Gemüthslebens in etwas zurücktretend, weshalb ihm auch für die Religion und ihre Mysterien, welche sich nicht immer auf Verstandesbegriffe zurückführen lassen, wenn nicht die Empfänglichkeit, doch das volle Verständniss fehlte. Die preussische Regierung hat früh die grosse Bedeutung Pestalozzis für die Volkserziehung wenn nicht erkannt, doch geahnt, und Pestalozzi war von Dank für unsere Regierung erfüllt; ihre beiden Zöglinge Braun und Streit, welche ich vorfand, haben im Elementarunterrichtsfache auch späterhin Löbliches geleistet, aber weder der eine noch der andere war nach seiner Persönlichkeit geeignet, für Pestalozzis eigenthümliches Wesen und Streben nachhaltig zu wirken. Herr von Türck aus Meiningen war mit seiner Gattin, einer Schwester unseres berühmten von Buch, nach Yverdun gegangen, um sich mit den dortigen Unterrichtsanstalten näher bekannt zu machen und er hat später als Regierungsschulrath in Potsdam in anerkennungswerther Weise dargethan, dass der Aufenthalt in Yverdun für ihn nicht ohne Frucht geblieben.“

Auch sehr verschiedene Gelehrte lernte Schulze namentlich in den Universitätsstädten kennen, die er auf seinem Weg berührte. In Strassburg erfreute ihn, dass in einer Abendgesellschaft, in welche er eingeführt wurde, nur deutsche Sprache und deutscher Geist herrschten, leider war Schweighäuser verweist, von dessen Herodotstudien ihm erzählt wurde. In Freiburg verkehrte er mit dem gelehrten katholischen Theologen Johann Leonhard Hug, der dort als Professor der orientalischen Sprachen und Domherr lebte; er vertheidigte diesem gegenüber lebhaft die Wolfschen Prolegomena, die Hug angegriffen hatte, besichtigte seine Sammlung griechischer und römischer Münzen und liess sich von ihm über die in Paris vereinten antiken Kunstwerke berichten, über welche der Freiburger Gelehrte auf mehreren Reisen nach dort sich

eingehend unterrichtet hatte. Er lernte bei diesen Gesprächen nicht nur Hugs umfassende und gründliche Gelehrsamkeit, sondern auch seine freien Ansichten über Staat und Kirche und seine ansprechende und würdige Persönlichkeit so sehr schätzen, dass er ihn später seinem Collegen Schmedding für die Stelle des Erzbischofs von Köln empfahl*). Die meisten Anregungen aber bot ihm Heidelberg. Hier sah er Böckh wieder und verlebte „selige Stunden“ im Vossschen Haus**); sehr interessirten ihn Daubs „tiefe Ansichten“. Er lernte nun persönlich den Recensenten seiner Predigten, Marheinecke, kennen; da dieser nach Berlin berufen wurde, dachten Daub und Schwarz daran, ihn durch Schulze zu ersetzen. Aber auch zur Verwirklichung dieses Gedankens kam es nicht, ebensowenig zu einer Berufung Schulzes nach Breslau, wohin, wie er Passow meldet, Schleiermacher ihn zu ziehen wünschte. Dagegen wurde ihm die Stelle eines Gymnasialdirectors in Hildburghausen angeboten; er aber lehnte sie ab, da er gleichzeitig unter ihm noch mehr zusagenden Bedingungen einen ähnlichen Ruf von einem Fürsten erhielt, welcher ihm schon

*) Adalbert Maier erwähnt in den Badischen Biographien I, 409, dass Hug mehrfache Berufungen auch als Professor nach Preussen, nach Breslau und Bonn erhielt, sich aber nie entschliessen konnte, die Wirksamkeit an seiner geliebten Albertina gegen einen fremden Berufskreis aufzugeben. Auch Jacob Grimm rühmt 1814 in einem Brief an seinen Bruder das „gute, feine Gefühl“ und die Gefälligkeit von „Hug, dessen äusseres Wesen etwas für uns Fremdes hat, das man aber vielleicht unter Katholiken öfters finden muss, etwas sanft Schwärmendes und Wortreiches in Augen und Mund“; mit grosser Mühe, berichtet er weiter, habe H. sich eine sehr auserwählte Bibliothek und eine Münzsammlung erworben, die er beide der Universität vermachen wolle; „über das Politische redet er mir ganz nach meinem Sinn“. Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit S. 227 f.

***) Dass die Eltern Voss Schulze „recht lieb“ gewannen, ersehen wir aus einem Briefe ihres Sohnes Heinrich an Lotte Schiller vom 25. Februar 1811 (Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, 251 ff.), der selbst hier über Schulze urtheilt: „Eine interessante Erscheinung ist er gewiss, talentvoll, wenn auch nicht geistreich, und bieder und gut ist er auch.“ Wohl durch das Datum dieses Briefs ist Herbst in seinem Buch über Johann Heinrich Voss II, 2, 152 veranlasst, Schulzes Besuch in Heidelberg in das Jahr 1811 zu verlegen.

öfter Beweise seines Wohlwollens gegeben, ihn auch auf seiner Reise herzlich aufgenommen hatte, von Karl von Dalberg, dem damaligen Grossherzog von Frankfurt.

Wesentlich seinetwegen hatte Schulze sich 1810 drei Tage in Fulda aufgehalten, wohin Dalberg sich damals zurückgezogen hatte, „um seiner tiefen Trauer über das tragische Ende seiner geliebten Nichte, der Fürstin von der Leyen, ungestört nachhängen zu können“. Schon früher hatte er dem Verfasser der „Geist und Herz ansprechenden Reden“, die ihn „innigst gerührt“, ausgesprochen, wie er mit ihm in „Gottesverehrung und Menschenliebe“ übereinstimme; nach diesem Urtheil über die erste Sammlung seiner Predigten hat Schulze die zweite derselben dem Grossherzog gewidmet. War die Verschiedenheit der Confession damals kein Hinderniss für solche Widmung und ihre geneigte Annahme, so schloss auch die tiefe politische Differenz zwischen dem Bewunderer Napoleons und dem eifrigen deutschen Patrioten nicht aus, dass Letzterem von dem Fürst Primas des Rheinbunds ein massgebender Einfluss auf die Bildung der Jugend seines Landes anvertraut wurde. Deren Förderung hatten Beide im Auge, als Schulze in den ersten Tagen des Jahres 1812 an das Gymnasium in Hanau berufen wurde. Caroline von Wolzogen, die damals am Hof des Grossherzogs in Aschaffenburg lebte, übersandte ihm im März das Patent seiner Bestallung, das ihm eine jährliche Besoldung von 1200 Gulden zusicherte*). Schon vorher hatte das Weimarer Consistorium seine Bitte um Entlassung aus seinem bisherigen Amt gewährt; am 17. März verabschiedete er sich von Goethe, dessen Secretär Riemer seine Stunden am Gymnasium übernahm, am 19. von seinen Schülern. Sie begleiteten ihn am folgenden Tage noch bis Erfurt; tief bewegt durch die Trennung von ihnen fuhr er dann allein weiter zunächst nach Gotha. Er wurde hier von Herzog August empfangen, besichtigte

1) Offenbar ist eben Schulze der „würdige Mann“, der nach dem Billet Dalbergs an Caroline von Wolzogen, das in ihrem „literarischen Nachlass“ (I², 79) abgedruckt ist, aus ihrer „wohlthätigen Hand seine Berufung erhalten hatte. Mein Wunsch, schreibt Dalberg hier, ist, seinem trefflichen Geist einen schönen Wirkungskreis zu bieten.“

die Sammlung griechischer Münzen und verlebte interessante Stunden mit Jacobs, den er „als ersten Repräsentanten hoher attischer Bildung“ verehrte. Ausserdem berichtet er, „lernte ich in dem Generalsuperintendenten Löffler einen ebenso gründlichen als aufgeklärten und wohlwollenden Theologen kennen, dessen rationalistischen Standpunkt ich achtete, obwohl er weder damals noch später der meinige war“. Von Gotha reiste er über Eisenach und Fulda nach Hanau; am Morgen des Charfreitags, am 27. März 1812, traf er hier ein. Auf dem ganzen Wege waren ihm Züge des grossen französischen Heeres begegnet, das „in Siegesgewissheit seinem Verderben in Russland entgegenschritt“. Seine Katastrophe bedeutete den Beginn einer neuen Zeit für Deutschland und Europa; sie zerstörte den Grund, auf dem Dalbergs Herrschaft ruhte, und gab damit auch Schulzes Leben eine neue Wendung.

Viertes Capitel.

Hanau 1812—1816.*)

Vierzehn Jahre nach dem Tod Karl von Dalbergs schrieb Wilhelm von Humboldt an des Geschiedenen beste Freundin, an Caroline von Wolzogen**): „Dalbergs, auch nach meinem Urtheil in seiner Zeit ganz einzig dastehendes Wesen der Vergessenheit entrissen und für die Zukunft hingestellt zu sehen wünsche ich gar sehr. Nur Sie können es. Man müsste es aber so machen, dass man weder auf seine schrift-

*) Die erste Zeit von Schulzes Aufenthalt zu Hanau ist der einzige Abschnitt seines Lebens und Wirkens, der schon früher eingehender behandelt ist, in der Schrift, die Albert Duncker unter dem Titel: Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Wiesbaden 1880 veröffentlichte. Wie schon aus einem Vergleich der Titel beider Ausgaben der Duncikerschen Arbeit sich ergibt, ist in der zweiten gerade Schulze grössere Berücksichtigung zu Theil geworden, besonders sind hier seine Beziehungen zu Rückert und Beider patriotische Tendenzen von dem Verfasser gewürdigt, der fleissig nicht nur die gedruckte Literatur, sondern auch manche handschriftlichen Quellen ausgebeutet hat. Eine Einsicht in die wichtigsten unter letzteren, die einschlagenden Akten des Hanauer Gymnasiums, wurde auch mir durch die Güte des Herrn Director Fürstenau in Hanau und des Provinzialschulcollegiums in Cassel ermöglicht; ausser ihnen und den Schulzeschen Papieren konnte ich für meine Darstellung auch die im Marburger Staatsarchiv befindlichen Akten der von Dalberg eingesetzten Hanauer Ober-Schul- und Studien-Inspection und der späteren Kurfürstlichen Schulcommission benutzen; auch bei dieser Arbeit habe ich dankbar erfahren, welch werthvolle Unterstützung bei Studien über hessische Geschichte die reichhaltige Bibliothek dieses Archivs bietet.

***) S. seinen Brief vom 14. April 1831 im literarischen Nachlass der Frau Caroline von Wolzogen II², 69 ff.

stellerische noch auf seine politische Seite Gewicht zu legen brauchte. In beiden giebt er Blößen. Man muss ihn zeigen, worin er wirklich einzig war, in dem grossen Adel des Gefühls und der Gesinnung, der unendlichen Grazie, dem regbaren Sinne, dem unerschöpflichen Reichthum an Anregungen zu Ideen, wenn auch nicht immer wirklich Ideen daraus wurden, woraus auch sein Witz entsprang, seiner Freiheit von allen kleinlichen Rücksichten. Diese Seiten am Menschen verlöschen im Leben, die Geschichte deutet sie kaum an, sie sind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da sie von Geschlecht zu Geschlecht das Innerste der Menschen anregen und bilden“.

Als wohlwollend, milde und nicht unwahr bezeichnet Perthes diese Worte, mit denen er seine Charakteristik Dalbergs beschliesst. Die Aufklärungen, die uns seitdem über dessen Leben und Wirken geboten sind, haben die Feinheit und Richtigkeit der Andeutungen Humboldts in noch helleres Licht gesetzt. Dass er vom Standpunkt des Freundes aus guten Grund zu dem Zweifel hatte, ob es im Interesse Dalbergs liege, „geradezu sein Leben zu schreiben“, hat Beaulieu-Marconnays Biographie erwiesen, denn stark traten in seiner eingehenden objectiven Schilderung die Schwächen namentlich des Politikers hervor. Der Eifer, mit welchem der deutsche Schwärmer sich als dienstwilliges Werkzeug von dem fremden Zwingherrn missbrauchen liess, verletzt unser patriotisches Gefühl, seinem Charakter ist dadurch nach Knebels treffendem Wort „ein schwerer Makel“, ihm und seinen Unterthanen viel Unglück gebracht. Wer die neuerdings erschienene ausführliche Geschichte der Truppen des Grossherzogthums Frankfurt gelesen hat, wird den Unwillen nur zu begreiflich finden, mit welchem ihr Verfasser sich über den Grossherzog äussert; auch Kirchner und Steitz*)

*) S. ausser den schon von Beaulieu-Marconnay in seinem Buch über Karl von Dalberg und seine Zeit aufgeführten älteren Schriften Beider die erst 1879 veröffentlichten Erinnerungen an Anton Kirchner von G. E. Steitz S. 11. In der 1882 in Berlin herausgegebenen Darstellung der „Schicksale des Grossherzogthums Frankfurt und seiner Truppen“ von dem 1882 ermordeten G. Bernays s. besonders S. 5 ff.

haben mit Recht hervorgehoben, wie in immer wachsendem Grad die schädlichen Folgen seines Napoleoncultus auch für das von ihm besonders geliebte und geförderte Frankfurt sich geltend machten. Aber neben dunkeltem Schatten fehlt es in ihren Zeichnungen Dalbergs nicht an hellem Licht. Seinem „empfänglichen Gemüth“ mass Knebel die Schuld bei, dass er „in die bösen Schlingen des schlauesten Bösewichts gerieth“; mehr als einmal hat er in seinem Vertrauen zu Menschen sich schwer geirrt; da er, wie Schlosser urtheilt, „zu oft den glänzenden Schein mit dem inneren Werth verwechselte“, hat er vielfach Unwürdige und Undankbare begünstigt. So erlebte er nicht ohne eigene Schuld viele Enttäuschungen, doch liess er sich dadurch nicht irren, er ermüdete deshalb nicht in seinen echt humanen Bestrebungen; nie hat sein „Herz in kalter stolzer Ruh sich der Liebe zugeschlossen“. Stets rührig, theilnehmend, fördernd, wie Goethe ihn beschreibt, hat er anregend auf nicht wenige seiner Zeitgenossen gewirkt, eine Fülle von Wohlthaten gespendet, viele Thränen getrocknet. Auch Schulze sollte erfahren, mit wie gutem Grund Caroline von Wolzogen ihm bei seiner Berufung nach Hanau geschrieben hatte: „das Herz ist das ewig lebendig unzerstörbare im Menschen, und kein edleres hat je geschlagen als das des Grossherzogs, was auch Welt und Schicksal und momentane Umgebungen oft für Wolken darüber hinführen mögen“.

Diese und ähnliche Aeusserungen weisen uns darauf hin, was viele hervorragende Männer und Frauen an Dalberg gefesselt hat; besonders bezeichnend erscheinen mir die anerkennenden Worte, die ihm Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts widmet. „Wenn auch, lesen wir hier, seine Phantasie wie sein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, sein Verstand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, so hatte er doch für alles Gute und Grosse einen regen Sinn und seine Mängel und Schwächen

43 ff. 132 ff. 200. 213. 345 ff. 437 ff. 463 ff. Noch nicht benutzen konnte Beaulieu auch die unter den neueren Schilderungen Dalbergs besonders beachtenswerthe Charakteristik, die von ihm Seeley in seinem Leben Steins (v. III der Tauchnitz edition p. 33 ff.) geliefert hat.

hatten nichts Gemeines, sondern flossen aus derselben Quelle mit seinen Tugenden“. Auch diese Sätze zeigen, wie die oben angeführte Bemerkung aus Schlossers Selbstbiographie*), dass er nicht blind gegen die bedenklichen Seiten in Dalbergs Charakter war; dass der meist so strenge Richter trotzdem so mild und günstig den „edlen Fürsten“ beurtheilte, wird man nicht aus seiner persönlichen Dankbarkeit gegen den Grossherzog erklären dürfen, der ihn zum Professor in Frankfurt ernannt und durch mannigfache Freundlichkeit seine Studien gefördert hatte; vielmehr möchte ich den Grund davon in der Verwandtschaft der Anschauungen suchen, die Beide trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere verband. Weniger als uns war Schlosser Dalbergs undeutliche Politik antipathisch; mit warmer Sympathie erfüllte ihn die ungewöhnliche Empfänglichkeit, die dieser deutsche katholische Prälat als echter Sohn des 18. Jahrhunderts dessen Idealen entgegenbrachte, und der liebenswürdige Eifer, mit dem er für ihre Realisirung unablässig bemüht war. Sie traten im persönlichen Verkehr besonders hervor; in ihnen wurzelt Dalbergs historische und in gewissem Sinn darf man selbst sagen nationale Bedeutung. „Ein Zögling seines Zeitalters“, wie ihn Ehrhard treffend nennt, hat er durch Mangel an nationalem Stolz, an politischer Klarheit und Festigkeit schwere Wunden dem Vaterland geschlagen, doch auch ihm, der Ausgleichung der Gegensätze unter den Deutschen und der Pflege ihres gemeinsamen geistigen Lebens namentlich durch seine Bestrebungen auf kirchlichem und auf pädagogischem Gebiete gedient. Wohl zeigen sich auch bei ihnen deutlich seine und seines Zeitalters Schwächen — aber noch mehr die für beide charakteristischen Vorzüge. Von der Nothwendigkeit und der Wichtigkeit öffentlicher Erziehung überzeugt vertrat er nicht nur theoretisch die Pflicht des Staats, sie so viel als möglich zu fördern; er entfaltete auch eine

*) S. die Bemerkungen Schlossers in seiner Selbstbiographie, die aus den „Zeitgenossen“ vom J. 1826 wieder abgedruckt ist von Georg Weber, Friedrich Christoph Schlosser (Leipzig 1876) S. 39 und von den im Register zur dritten Auflage der Geschichte des 18. Jahrhunderts s. v. Dalberg angeführten Stellen namentlich IV, 276.

eifrige und erfolgreiche Thätigkeit für die Unterrichtsanstalten, auf die ihm ein Einfluss vergönnt war. So suchte er schon als Domherr und Rector der Universität in Würzburg dieser „Freiheit, Ehre und Geld“ zu schaffen und als Statthalter in Erfurt der dortigen Akademie nützlicher Wissenschaften und der dortigen Hochschule neues Leben einzufössen; so liess er auch in dem für ihn 1810 errichteten Grossherzogthum besonders die Pflege des Schulwesens sich angelegen sein*) und erwarb sich dadurch grosse Verdienste um das eben 1810 ihm überwiesene Hanau wie um das schon seit 1806 von ihm beherrschte Frankfurt. Massregeln von dauernd wohlthätiger Wirkung wurden auf diesem Gebiet von ihm in demselben Jahre getroffen, in welchem seine Nachgiebigkeit gegen die immer steigenden Anforderungen Napoleons zu gerechtfertigten Beschwerden seiner Unterthanen führte**), in dem Jahr des russischen Feldzugs, in dem Schulze nach Hanau kam.

*) Für Dalbergs Auffassung der Pflicht des Staats für die öffentliche Erziehung zu sorgen sind besonders seine gegen W. v. Humboldt gerichteten Bemerkungen „von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats in Bezug auf seine Mitglieder“ interessant, die Beaulieu-Marconnay I, 193 ff. bespricht; s. ebenda I, 29 ff. über Dalbergs praktisch-pädagogische Bestrebungen in Erfurt und Würzburg und II, 146 ff. 219 f. über das Schulwesen im Primatialstaat und im Grossherzogthum Frankfurt. Ueber erstere vergl. ausserdem Ranke, sämmtliche Werke XXXI und XXXII, 259 und Wegele, Gesch. der Universität Würzburg I, 466 ff. II, 431 ff.; über letzteres W. Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt am Main S. 22 ff. und die von ihm citirte Literatur.

**) Besonders interessant sind die 1812 an den Präfecten Freiherrn von Günderode gerichtete Vorstellung des Frankfurter Departementsraths und Dalbergs am 17. August darauf ertheilte Antwort, die in einer in Wiesbaden 1814 unter dem Titel: Beitrag zur neuesten Regierungsgeschichte des Grossherzogthums Frankfurt veröffentlichten Schrift gedruckt sind. Beaulieu-Marconnay scheint dieses Schriftchen, das sich in der Bibliothek des Marburger Archivs (IX B. 4422) findet, nicht bekannt geworden zu sein, da er II, 241 ff. über diese Angelegenheit nur nach archivalischen Quellen berichtet. Auffallender erscheint, dass, soweit ich sehen kann, von ihm nirgends ein wichtiges und leicht zugängliches Werk benutzt ist, das in zwei Bänden 1810—1813 erschienene Grossherzoglich Frankfurtsche Regierungsblatt, in dem u. a. auch die im Folgenden erwähnten Verordnungen vom 25. Januar und 1. Februar

Kurz vor seinem Eintreffen daselbst waren durch das Grossherzoglich Frankfurtische Regierungsblatt zwei Verordnungen vom 25. Januar und vom 1. Februar über die Dotation und die Organisation der öffentlichen Lehranstalten publicirt; sie sollten danach „sämtlich ohne Ausnahme unter Aufsicht des Staates genommen werden und die an denselben wirkenden Lehrer als Staatsdiener anerkannt werden“. „In dem Hauptort eines jeden Departements und in Wetzlar, bestimmte §. 11 des ersten Abschnitts der Verfügung vom 1. Februar, wird ein grossherzogliches, keiner der verschiedenen Glaubensgemeinden besonders zuständiges Gymnasium als Vorbereitungsanstalt für höhere wissenschaftliche Bildung bestehen. Den Schülern jeder Confession wird der Religionsunterricht nach den Lehren ihrer Kirche von eignen und von Uns selbst dazu bestätigten Lehrern ertheilt. Ausser diesem Grossherzoglichen Gymnasium wird kein Nebengymnasium in dem Departement geduldet und an jenen Orten, wo eines fundirt sein sollte, werden nicht mehrere untere Gymnasialclassen gestattet, als nach den Kräften des Fonds übereinstimmend mit den Classen des Departementalgymnasiums eingerichtet werden können. Der Hauptzweck bei den Gymnasien muss eine erhöhte sittliche, ästhetische und intellectuelle Bildung sein, welche durch das Studium der alten und neuen classischen Sprachen, der Producte ihrer schönen Literatur und der dazu gehörigen Hilfsmittel am sichersten erreicht wird“.

Diesen Bestimmungen entsprachen in keiner Weise die bisherigen Schulen Hanaus; ihre Umgestaltung war schon früher dringend gefordert. Von dem Grafen Philipp Ludwig war 1607 eine hohe Landesschule in Hanau eingerichtet; nach seinem frühen Tod hatte seinen Wünschen entsprechend seine Wittve Catharina Belgica der Anstalt einen höheren Character zu geben versucht; ihren Schülern, denen bisher

1812 veröffentlicht sind, doch erklärt sich dies wohl daraus, dass B. in seiner fleissigen Arbeit am wenigsten den m. E. bedeutsamsten und erfreulichsten Theil von Dalbergs Regententhätigkeit berücksichtigt hat, seine Leistungen in der Verwaltung der von ihm beherrschten Lande.

nur ein auf die Universität vorbereitender Gymnasialunterricht erteilt war, sollte die Gelegenheit geboten werden auch akademische Studien zu betreiben. Die schwere Schädigung Heidelbergs durch den Pfälzer Krieg legte den Gedanken nahe, Professoren und Studenten, denen der dortige Aufenthalt verleidet war, nach dem benachbarten confessionsverwandten Hanau zu ziehen. So wurden hierher 1623 zwei Pfälzer Theologen und Philologen berufen, Philipp Pareus und Paul Tossanus und ersterer zum Rector ernannt; aber die Hoffnungen, die an ihre und die gleichzeitige Anstellung der beiden Hanauer Gelehrten Johann Daniel Wild und Johann Peter Lotich als Professoren geknüpft waren, gingen nicht in Erfüllung. Schon 1625 gab Lotich sein Hanauer Lehreramt auf, um sich zunächst als praktischer Arzt in Frankfurt niederzulassen; vier Jahre darauf starb Tossanus; das Elend, welches der dreissigjährige Krieg auch über Hanau brachte, „unterbrach und vernichtete das kaum angefangene Werk“. Erst nach dem Frieden kam es zu einer Restauration der Schule. Der ins Stocken gerathene Bau eines Schulgebäudes wurde kräftiger betrieben; 1665 wurde dasselbe durch eine Rede des neu ernannten Rectors Gantesviler eingeweiht*). Früher in Herborn thätig richtete er im Wesentlichen nach dem Muster des dortigen akademischen Gymnasiums die Hanauer hohe Schule ein; neben den Gegenständen des Gymnasialunterrichtes sollten auf ihr auch die Facultätswissenschaften gelehrt werden. Aber die Zahl der Professoren war gewöhnlich nicht grösser als die der Facultäten und die tüchtigsten derselben waren bei den geringen Hilfsmitteln und der kleinen Schülerzahl der Anstalt nicht lange an ihr zu halten. Ein Jahrzehnt lang blieb von 1790—1800 die medicinische Facultät überhaupt ohne Vertreter; Daub, der 1794 als Professor der Philosophie berufen wurde, siedelte schon zwei Jahre darauf nach Heidelberg über. Unter diesen

*) S. hierüber und die Geschichte der hohen Landesschule bis zum Jahre 1665 Piderits Geschichte der Gründung und Einweihung des Gymnasiums zu Hanau in der Festschrift zu der 1865 veranstalteten Feier des 200jährigen Jubiläums des Gymnasiums zu Hanau und dem Oster-Programm des Gymnasiums aus demselben Jahre.

Verhältnissen machte Suabedissen, der von 1800—1803 das gleiche Lehramt bekleidete, öffentlich den Vorschlag, „das bisherige akademische Gymnasium in ein gemeines, in eine blossе Vorbereitungsanstalt für die Akademie zu verwandeln“; sie sollte einen ähnlichen Charakter wie die Lyceen oder Gymnasien in Kassel, Gotha, Idstein tragen, sowohl für Lutheraner als für Reformirte bestimmt sein und mit ihr das 1668 eingerichtete lutherische Gymnasium verschmolzen werden*). In den folgenden Jahren trat die Nothwendigkeit einer solchen Umgestaltung noch deutlicher hervor; jedem Unbefangenen zeigten sich, wie Schulze ausführte, die Mängel der öffentlichen Schulen Hanaus beim ersten Blick; das Publicum hatte bereits darüber entschieden, indem fast alle Eltern ihre Kinder mit unverhältnissmässig grossem Kostenaufwand in Privatanstalten schickten. Um Local und Fonds des lutherischen Gymnasiums zu benutzen, schien es ihm „rathsam, dasselbe in eine für alle Confessionen bestimmte Bürgerschule zu verwandeln und die angestellten Lehrer für diese Bestimmung zu verpflichten“; er hielt sie hierfür viel tauglicher als für die Ertheilung von Gymnasialunterricht. Aber auch für das reformirte Gymnasium waren durchgreifende sachliche und persönliche Veränderungen nothwendig; zu ihrer Durchführung, zur Neubegründung und Leitung einer seinen und den Anforderungen der Zeit entsprechenden gelehrten Schule hatte Dalberg eben Schulze berufen.

Nachdem dieser in Hanau eingetroffen war, besuchte er dort zunächst nur den Präfecten, den Freiherrn von der Thann, von dessen „fahrigem etwas junkerhaften Wesen“ er einen wenig günstigen Eindruck empfing; schon am Tage nach seiner Ankunft eilte er nach Frankfurt, wo damals der General-

*) S. Suabedissens Aufsatz in dem 1803 in Marburg veröffentlichten 4. Heft des von Münscher herausgegebenen Magazins für das Kirchen- und Schulwesen besonders in Hessen und den angrenzenden Ländern. Dass dieser nicht unterzeichnete Aufsatz von Suabedissen verfasst ist, erklärt er in seiner Selbstbiographie in Justis Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte von 1806—1831, der Fortsetzung der Striederschen Gelehrten-Geschichte S. 654. — Ueber die Geschichte des lutherischen Gymnasiums s. C. Herwig in dem Programm der Hanauer Realschule 2. Ordnung von 1869.

curator des öffentlichen Unterrichts im Grossherzogthum Frankfurt Pauli sich aufhielt*). 1762 in Mainz geboren, hatte dieser sich als Leibarzt des Kurfürsten Friedrich Karl verdient und bekannt gemacht; als an dessen Stelle Dalberg trat, wollte auch er Paulis Talente und Thätigkeit in seinem Dienste verwerthen, aber da er grundsätzlich nie medicinische Hülfe in Anspruch nahm, auf anderem Gebiet; wie in Oestreich dem Leibarzt Maria Theresias van Swieten wurde so auch hier einem Mediciner massgebender Einfluss auf das Unterrichtswesen eingeräumt. Pauli bewährte sich dabei nach Schlossers Urtheil als „ein ungemein wohlwollender und fein gebildeter Mann“; nachdem er auf mehrfachen Reisen sich selbst orientirt und auch Pestalozzische Anstalten besucht hatte, arbeitete er zunächst namentlich in Aschaffenburg und Frankfurt eifrig an einer Besserung des Elementarunterrichts und des höheren Schulwesens. Trotz seiner „gemessenen geselligen Formen“ kam er dem um 24 Jahre jüngeren Schulze „fast vertraulich“ entgegen; er versprach ihn bald selbst auch in Hanau aufsuchen zu wollen; er rieth ihm sich zunächst persönlich seinem neuen Herrscher in Aschaffenburg vorzustellen. Hier fand Schulze eine noch freundlichere Aufnahme. Dalberg war 18 Jahre älter als Pauli, demnach 42 Jahre älter als Schulze; „er empfing mich, sagt letzterer, wie ein Vater seinen Sohn und lud mich sogleich zu seiner Tafel, die er wöchentlich zwei Male hielt; an den übrigen Tagen blieb er auf seinem Arbeitszimmer und liess sich sein Mittagsessen nebst einem Schoppen Landwein aus einem gewöhnlichen Gasthaus holen“. Zeigte er selbst sich Schulze gegenüber „lebendig und theilnehmend“, so konnte dieser sich auch über seine Umgebung nicht beklagen, in der damals noch Caroline von Wolzogen sich befand; neu lernte er jetzt hier des Grossherzogs Lieblingsbruder Hugo von Dalberg, den kurz zuvor zum Finanzminister ernannten Grafen Benzel-Sternau, den Weihbischof von Kolborn und dessen Neffen Professor Windischmann

*) Ueber Pauli s. namentlich den Neuen Nekrolog der Deutschen Jahrgg. 1829 n. 386 S. 833 ff. Schlossers Urtheil s. in dessen oben erwähnter Selbstbiographie S. 40 ff.

kennen. Sie alle waren literarisch interessirt und thätig; Schulze sah sich hier mannigfach angeregt; doch folgte er nicht dem Wunsch des Grossherzogs, länger in Aschaffenburg zu verweilen; er kehrte vielmehr bald nach Hanau zurück. Am 4. Mai 1812 wurde er zum Mitglied der dortigen Ober-Schul- und Studien-Inspection ernannt.

Durch das Organisationspatent vom 1. Februar 1812 waren „zur Aufsicht und Leitung der Lehranstalten in den vier Departements des Grossherzogthums ebenso viele Schul- und Studien-Inspectionen angeordnet, welche unter dem Vorsitz des jedesmaligen Departementspräfecten aus wenigstens vier, höchstens sechs theils weltlichen theils geistlichen Mitgliedern zusammengesetzt sein“ sollten. Es entsprach dem Geist der Verfügung und des Regenten, der sie erliess, dass einer so gebildeten Staatsbehörde jetzt die früher von den einzelnen Confessionen verwalteten Rechte und Geschäfte in Schulsachen überwiesen wurden. Schon 1805 hatte Dalberg für das Fürstenthum Aschaffenburg sich zu einer ähnlichen Einrichtung entschlossen, um dadurch die Oberaufsicht und Leitung des Schulwesens zu vereinfachen und die Rechte des Staats und der Kirche in gleichem Grade zu wahren. Es schien ihm auf diese Weise am besten möglich beiden gerecht zu werden, während er es bei der nahen Berührung „der Grenzlinien der beiderseitigen Einwirkung“ für „ein äusserst schwieriges Unternehmen“ erklärte, „durch feste Bestimmung der gegenseitigen Befugnisse alle Collisionen zu verhindern und der kirchlichen und weltlichen obersten Schulaufsicht einen freien ungehindert nebeneinander bestehenden Wirkungskreis zu eröffnen“. Die damals erlassene Verordnung vom 23. October 1805, in welcher sich die angeführten charakteristischen Worte finden, wurde bei Erlass der Verfügung vom 1. Februar 1812 zu Grunde gelegt; als die beiden Hanauer protestantischen Consistorien sich durch dieselbe gekränkt erachteten, wurden sie darauf verwiesen, dass die nunmehr auf das ganze Grossherzogthum ausgedehnte Einrichtung einer solchen Staatsbehörde „seit sieben Jahren im Departement Aschaffenburg mit unverkennbarem Nutzen und in Friede und Eintracht mit dem dortigen erzbischöflichen

General-Vicariat“ bestehe, dass dem Wortlaut und dem Geist der Verfügung gemäss bereits auch in Hanau Geistliche aller Confessionen Sitz und Stimme in der Ober-Schul- und Studien-Inspection erhalten hätten. In der That waren bei deren Constituirung schon im Februar 1812 neben dem Präfecten von der Thann und dem Geh. Kammerrath Döring zu ihren Mitgliedern der lutherische Superintendent Vulpius, der reformirte Pfarrer und Consistorialrath Hufnagel und der katholische Stadtpfarrer Ruppert ernannt. Zu ihnen trat nun im Mai Schulze hinzu; am 21. führte er sich bei seinen neuen Collegen durch eine Rede ein, in welcher er seiner Liebe für Kunst und Wissenschaft, seinem Glauben an der „Menschheit ewige Schöne“ und an den „sie sorgsam bewahrenden Bund aller guten Geister auf Erden“ Ausdruck gab. In dankbaren und vertrauensvollen Worten pries er dabei „den edelen Fürsten dieses Landes“, der „väterlich bedenkend, wie das äussere Leben seiner Unterthanen durch die unvermeidlichen Ereignisse der Zeit vielfach beschränkt und traurig gehemmt wird, wenigstens ihr inneres Leben nach Kräften zu pflegen“ wünschte und „darum gerade jetzt seinen helfenden Blick vornehmlich auf die Erziehung der jüngeren Menschheit richtete“. Dalberg war, wie er selbst am 10. Juli dem Redner schrieb, durch dessen „treffliche Rede sehr gerührt und erfreut“; „ich hoffe und wünsche, dass Ihr gutes Beispiel und Eifer in Hanau sehr viel Gutes wirken werde; freilich geht nicht jedes Samenkorn auf; aber manches geht doch auf in gutem Boden“.

Speciell war Schulze bei seiner Ernennung zum Ober-Schul- und Studienrath das Referat über das neu zu errichtende Gymnasium übertragen. Am 16. Juni legte er der Inspection ein Gutachten über Gymnasien und deren Einrichtung vor, das er schon früher dem Generalcurator überreicht hatte*). Für den Zweck des Gymnasiums erklärte er hier „die wissenschaftliche Bildung, welche von keiner äusseren auf die Zeit bezüglichen Absicht weiss, bei der jüngeren Menschheit ein-

*) Dasselbe findet sich im Archiv des Gymnasiums in Hanau Rep. A. Abth. I. n. 27.

zuleiten, vorzubereiten und zu begründen. Dadurch unterscheidet es sich von der Bürgerschule, wo untergeordnete Zwecke, Brauchbarkeit zu diesem oder jenem praktischen Geschäfte des Lebens vorherrschend sind, wo der Staat, wohl wissend, dass nicht alle seine Mitbürger eine gleich hohe Bildungsstufe zu erreichen vermögen, diejenigen, welche entweder von der Natur für das Erkennen des Höchsten untauglich sind, oder aus eigenem Entschlusse eine allgemeine den ganzen Menschen umfassende Bildung verschmähen, zu nützlichen in den niederen Gegenden des Lebens dienenden Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen sucht. Der Unterschied zwischen Gymnasium und Universität besteht darin, dass dieser obliegt, das Erkennen und Wissen, was auf dem Gymnasium mehr ein subjectives war, objectiv zu machen, und im Zusammenhange mit den einzelnen Wissenschaften wie mit der Wissenschaft an sich darzustellen. Das Gymnasium sucht das Selbstbewusstsein des Knaben und Jünglings zu wecken, sein inneres Leben hervorzurufen und ihn zur klaren Anschauung seiner selbst zu erheben, indem es seine ganze Eigenthümlichkeit in Anspruch nimmt, und diese an den Gegenständen ausser ihm erkennen lehrt. Die Universität, unbekümmert um die Individualität des Einzelnen, berücksichtigt bloß das objective Leben. Auf dem Gymnasium wird gelehrt nicht der Sachen willen, sondern damit sich an diesen das Selbstbewusstsein des Schülers entfalte; auf der Universität werden die Gegenstände systematisch, ohne Berücksichtigung der Individualität des Lernenden, vorgetragen, und der Jüngling lernt durch diese Vorträge sein bis dahin geführtes subjectives inneres Leben objectiv anschauen. Um dies zu können, muss er zuvor an Denken gewöhnt, ihm der Sinn für die herrlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft aufgeschlossen und seine Seele befruchtet sein mit einer reichen unzerstörbaren Liebe für das Ewige in der Natur und Geschichte.“

Zur Erreichung dieses Zweckes des Gymnasiums erachtete Schulze sprachlichen und mathematischen Unterricht als besonders wichtig. „Abgesehen davon, dass unsere ganze moderne Bildung doch einzig und allein auf der Kenntniss des

Alterthums und diese auf dem Erkennen der alten Sprachen ruht“, erklärte er auch deshalb für „Hauptlehrgegenstände eines Gymnasii die hellenische und lateinische Sprache, weil durch ein grammatisches gründliches Erlernen derselben das innere Leben am vielseitigsten, ja von allen Seiten in Anspruch genommen wird“. Indem er namentlich auf die Herrlichkeit hellenischer Sprache und Literatur hinwies, „der einzigen, die ein in sich abgeschlossenes organisches Ganze bilde“, betonte er, dass von der grammatischen Kenntniss der alten Sprachen auch die wahre Erfassung der Muttersprache bedingt sei. Nachdrücklich empfahl er auch einen grammatisch-historischen Unterricht in dieser, die unter allen modernen Sprachen der hellenischen am meisten verwandt sei und in der sich zugleich der Geist der christlichen Zeit am reinsten offenbare. Neben diesen Sprachen schien ihm „vor allen ändern Wissenschaften Mathematik dem Gymnasium angemessen, a) weil sie, insofern sie alle Formen und Gesetze des Denkens anschaulich macht und praktisch übt, ein strenges systematisches Denken am bequemsten einleitet, b) weil sie die Phantasie ebenso sehr als den Verstand beschäftigt und jene regelnd, diesen schärfend zugleich Lehrerin der Besonnenheit, der göttlichen *σωφροσύνη* wird, welche allen grossen wahrhaft mathematischen Männern zu allen Zeiten eigen war, c) weil die mathematische Methode, welche aus Gründen, deren Wahrheit unzweifelhaft ist, durch Schlüsse, deren Richtigkeit den Verstand zum Beifall zwingt, ihre Lehren darthut, eins ist mit der philosophischen, wie Benedict Spinoza, der grösste Philosoph der neuen ja vielleicht aller Zeiten am besten durch seine unsterblichen Werke beweist.“ Ausserdem hielt er Geschichte in Verbindung mit Geographie für einen nothwendigen Lehrgegenstand, nicht nur weil ein Theil derselben beim Erlernen der alten Sprachen unentbehrlich, sondern auch „weil die Kenntniss der Gegenwart, in welcher der Knabe und Jüngling lebt, und der Zukunft, für welche er sich bildet, bedingt ist von der Kenntniss der Vergangenheit“. Auch schien ihm ein verständiger Geschichtsunterricht besonders geeignet „die dem Knaben- und Jünglingsalter eigenthümliche Heftigkeit und Anmassung zu zügeln und

das religiöse Gefühl zu wecken und zu nähren“. Dagegen glaubte er, dass die religiöse Bildung nicht durch die übliche Art des Religionsunterrichts gefördert werde; er wollte an dessen Stelle ein „durch alle Classen fortgehendes sinniges Lesen der Bibel“ einführen und dem Lehrer, der dasselbe leitete, „überlassen, über einzelne Stellen in dem Buch der Bücher sowohl seine eigenen religiösen Gefühle auszusprechen als auch in seinen Schülern ähnliche Empfindungen zu erwecken“. Die Lehre der „Dogmen des Christenthums in ihrer verschiedenen Bedeutung“ betrachtete er als „Sache der Kirche, zu welcher sich jeder einzelne Gymnasiast bekennt“, sie liege „nicht dem Gymnasio ob, welches, weil es die religiöse Bildung für identisch mit der wahrhaft wissenschaftlichen erkennt, sich nie anmassen wird die Religion einzeln und abgesondert lehren zu können. Aber jeder Lehrer des Gymnasii unterrichte mit Religion; er lasse kein Mittel, keine Gelegenheit vorüber, das höhere religiöse Gefühl seiner Schüler in Anspruch zu nehmen und früh in ihren jugendlichen Gemüthern zu erwecken eine fromme Liebe zum Unendlichen, der sich in der Natur und Geschichte offenbart; mit Gott und einem Gebet zu ihm beginne und ende täglich der Unterricht auf dem Gymnasio.“

Nicht weniger bezeichnend als diese Ausführungen Schulzes über die Lehrgegenstände eines Gymnasiums erscheinen seine Vorschläge hinsichtlich der Art und Folge ihrer Behandlung. Das Gymnasium sollte in fünf Hauptclassen zerfallen, die der Regel nach in sieben Jahren zu absolviren waren. Für Quinta war $\frac{1}{2}$ Jahr, für Quarta 1 Jahr, für Tertia $1\frac{1}{2}$ Jahre, für Secunda und Prima je zwei Jahre bestimmt. In letztere sollte kein Schüler versetzt werden, der nicht in der deutschen, griechischen und lateinischen Grammatik fest sei; um die vorzüglichsten Primaner gerade in den Sprachen weiter zu fördern, sollte hierfür wie in Weimar eine Selecta eingerichtet werden; die Gegenstände der hier zu ertheilenden Lectionen „könnten sich auf den gesteigerten Unterricht in der deutschen, griechischen und lateinischen Literatur beschränken, so dass die Selectaner zugleich mit den Primanern an dem eigentlichen Unterricht in den Wissenschaften Theil nähmen und

nur in dem Sprachunterricht von ihnen gesondert wären, weil besonders bei diesem die Ungleichheit der Schüler in den Kenntnissen und Fertigkeiten nachtheilig wird.“ Empfohl Schulze in Prima zu statarischer Erklärung die Ilias und Herodot, Ciceros rhetorische Schriften, Sallust und Horaz, so bestimmte er für Selecta Sophokles und Plato, Tacitus, Ciceros philosophische Schriften und Juvenal oder Persius. Neben griechischen und lateinischen Stilübungen sollten hier auch lateinische Disputirübungen und im Deutschen „Uebungen in wissenschaftlichen Ausarbeitungen“ neben der Erklärung eines deutschen Dichters vorgenommen werden. Schulze legte den grössten Werth darauf, dass der Schüler angeleitet werde, „was er gefühlt und erkannt, in lebendiger Rede und in Schrift“ wieder auszusprechen; das Schreiben in einer fremden Sprache erklärte er für besonders geeignet, „die Klarheit des Denkens und der Darstellung in der Muttersprache zu befördern“. Bei allen diesen praktischen Uebungen sah er es schon nach seiner Begriffsbestimmung des Gymnasiums als hauptsächliche Pflicht des Lehrers an, „die ganze Individualität seiner Schüler zu berücksichtigen und jedes getrübt Element derselben nachzuweisen“. Wie er im Einzelnen die Stunden in den verschiedenen Classen vertheilt wissen wollte, zeigt die nachfolgende Tabelle, in der ich zu leichter Uebersicht seine Vorschläge zusammengestellt habe.

	V.	IV.	III.	II.	I.	Selecta.
Deutsch	8	4	4	2	2	2
Griechisch	8	6	8	8	6	6
Lateinisch	—	8	8	10	10	8
Mathematik	6	4	4	4	6	
Geschichte	2	3	3	3	3	
Geographie	6	3	—	—	—	
Mythologie	—	—	2	—	—	
Alterthümer	—	—	—	2	2	
Religion	—	2	1	1	1	
	30	30	30	30	30	16

Zu besonders bedeutsamem Ausdruck kommt, wie man sieht, hier namentlich Schulzes Schätzung des Griechischen. Mit ihm sollte der Unterricht in den fremden Sprachen schon

in Quinta beginnen, das Lateinische erst in Quarta angefangen werden. In beiden unteren Classen waren verhältnissmässig viele Stunden für die Geographie bestimmt, deren Bedeutung für die Geschichte Schulze nachdrücklich betonte; auch davon abgesehen, schrieb er auf dieser Stufe ihr einen besonders wohlthätigen Einfluss auf die formale Bildung zu, „wenn sie im Sinn der Alten gedacht und nach Pestalozzis Methode behandelt“ werde; später sollte ihre „ins Einzelne gehende Kenntniss dem Privatfleiss überlassen“ und zunächst in Tertia statt ihrer Mythologie der alten Welt vorgetragen werden; Schulze hob dabei den Zusammenhang zwischen den Mythen und den kosmischen und klimatischen Verhältnissen der Völker hervor. Die in Tertia für die Mythologie angesetzten zwei Stunden sollten endlich in Secunda den römischen und in Prima den griechischen Alterthümern gewidmet werden.

Bald nach Einreichung dieses Plans empfing Schulze einen Brief von Passow, aus dem er zu seiner Freude ersah, dass er mit dem Freunde, „ohne es zu wissen, in Hinsicht des Griechischen und Lateinischen ganz zusammengetroffen“ war; am 5. October berichtete er Passow über den wahrhaft begeisternden Eindruck, den ihm dessen Aufsatz über „die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung für die Bildung der deutschen Jugend“ gemacht hatte*). War er nicht mit allen einzelnen hier gegebenen Ausführungen einverstanden, so bestärkten sie ihn doch in seiner Auffassung der Stellung, die dem Griechischen im Unterricht zukomme. Dass nicht nur für dessen Vorrang gegenüber dem Lateinischen sich beide Freunde in Danzig und Hanau so entschieden erklärten, dass beide jetzt deshalb auch den classischen Unterricht

*) Auf die Bedeutung dieses im ersten Hefte des Archivs für deutsche Nationalbildung veröffentlichten, dann auch in Passows Vermischten Schriften S. 1—19 wieder abgedruckten Aufsatzes hat nachdrücklich H. Schmidt in seiner 1849 im 3. Jahrgang der Zeitschrift für das Gymnasialwesen I, 208 ff. erschienenen Abhandlung hingewiesen; hier sind S. 222 A. 1 auch die Aeusserungen von Heinrich Stephanus, Hemsterhuys, Ruhnken u. S. 255 A. 1 die Worte von Gedike über das Verhältniss von Griechisch und Lateinisch im Unterricht abgedruckt, welche alle es für wünschenswerth erklärten, mit ersterem statt mit letzterem den Anfang zu machen.

mit dem Griechischen statt mit dem Lateinischen begonnen sehen wollten, ist bezeichnend für sie wie für die Zeit, in der kurz zuvor kein Anderer als Fichte die gleiche Forderung nachdrücklich vertreten hatte. Schulze aber täuschte sich schon damals nicht über die Schwierigkeiten, die der Ausführung seines Plans entgegen standen. Seine Collegen in der Inspection waren nicht nur hinsichtlich dieses Punktes anderer Meinung als er, sie erklärten sich auch gegen seine Ausführungen über den Religionsunterricht wie gegen seinen Vorschlag zur Verbesserung des Schulfonds „von allen Hagestolzen, welche das dreissigste Jahr zurückgelegt, eine ihren Einkünften angemessene Abgabe“ zu fordern. Auch auf die Unterstützung des Generaleurators konnte er bei seinen Anschauungen über den classischen Unterricht nicht rechnen, denn Pauli selbst fehlte die Kenntniss des Griechischen; noch schlimmer war, dass dieser seinen Plan, persönlich nach Hanau zu kommen, zuerst von Woche zu Woche hinauschieben musste und als er endlich im August die Reise unternahm, auch dann gerade die Angelegenheit des Gymnasiums nicht zu regeln vermochte.

Da unter diesen Umständen die nothwendige Reform des Hanauer Schulwesens verzögert wurde, war Schulzes amtliche Thätigkeit zunächst sehr gering, er benutzte die Musse eifrig zu literarischer Arbeit, vor allem zur Fortsetzung seiner Ausgabe Winckelmanns. Im Juni konnte er bereits 60 enggeschriebene Bogen an Meyer schicken, die den Anfang des vierten Bandes der Kunstgeschichte, den Schluss des Textes derselben enthielten. Es schien ihm hier besonders nöthig zahlreiche Anmerkungen hinzuzufügen; neben ihnen beschäftigte ihn die griechische Anthologie. Er wollte alle auf die bildende Kunst bezüglichen Epigramme übersetzen, sie nach der Zeit, in welcher die Künstler lebten, oder zu welcher die beschriebenen Kunstwerke wahrscheinlich gefertigt wurden, ordnen, das Ganze mit erklärenden Noten begleiten und so, wie er Passow im Juli schrieb, „die ganze Kunstgeschichte in Gedichten erfreulich und lehrreich vorüberführen. Elis wird das Kind getauft. Schon mehr als 200 Epigramme sind übersetzt, genau, fast wörtlich, aber

ohne steif zu sein, hoffe ich. Die Arbeit macht viel Vergnügen, aber sie ist nicht leicht, manche Epigramme haben unübersteigliche Schwierigkeiten.“ Ausser den Dichtern studirte er besonders eifrig die griechischen Historiker. Er übernahm die Beendigung der von Borheck begonnenen Uebersetzung des Arrian; zu dem von ihm übersetzten siebenten Buch fügte er sachliche und sprachliche Noten und fertigte auf den Wunsch der Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt, die ihn zu dieser Arbeit veranlasst hatte und in deren Verlag sie veröffentlicht wurde*), ein Register zu sämtlichen Büchern Arrians an. Hierdurch wurde er zu weiteren Forschungen über Alexander den Grossen angetrieben; besonders freute ihn die Bekanntschaft, die er dabei mit dem „trefflichen Werke“ von Saint Croix, *Examen critique des anciens historiens d'Alexandre le Grand* machte. Er hatte nach seinen bezeichnenden Worten an Passow bei einem Franzosen eine Gründlichkeit und einen Tiefsinn, wie er sie hier fand, nicht erwartet; dennoch zeigt er auch ihm gegenüber Selbstständigkeit und Kritik; gleich in der ersten Anmerkung polemisiert er gegen ihn und erhebt namentlich bei der Besprechung des Endes Alexanders mehrere Einwendungen. In der im November verfassten Vorrede zu seiner Uebersetzung Arrians kündigte Schulze zugleich eine ähnliche grössere Arbeit an; schon im October hatte er Passow geschrieben, dem „ersten und vorzüglichsten“ der alten Historiker denke er einen grossen Theil seiner nächsten Jahre zu widmen, in Jahresfrist hoffe er den ersten Band einer Uebersetzung des Thukydides veröffentlichen zu können. Die „Hermannsche Buchhandlung erlaubt mir nach Lust und Musse daran zu arbeiten — ein begeisterndes Geschäft und recht geeignet mich weiter zu bilden und mir Ruhe und höhere Klarheit zu geben“.

Wie beide Freunde gehofft hatten, fand er in der That in Hanau grössere innere Ruhe. Als er zuerst nach dort gekommen war, hatten ihm „die Neustadt mit ihren geraden

*) Unter dem Titel: Arrians Feldzüge Alexanders. Dritter Band. Aus dem Griechischen übersetzt von Johann Schulze. Frankfurt am Main 1813. In der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung 154 S.

menschenleeren Strassen und den zum grössten Theil ärmlich gebauten Häusern und die Altstadt mit ihren engen winkligen Gassen einen tristen Eindruck gemacht“, in dem völlig fremden Ort hatte ihn ein Gefühl der Einsamkeit beschlichen; bald aber empfand er als eine Wohlthat nach den mannigfachen Aufregungen seiner Weimarer Jahre, dass er hier vor allem dem stillen Verkehr mit seinen Büchern sich widmen konnte; sein Gehalt von 1200 Gulden, der im Verhältniss zu den durch die Noth der Zeit herabgedrückten Einkünften vieler Hanauer Bürger für einen einfach lebenden Junggesellen ansehnlich war, gestattete ihm jetzt eine bedeutende Summe zur Vermehrung seiner Bibliothek zu verwenden, ja auch einige Kunstgegenstände sich anzuschaffen. So fand er im Laufe des Sommers immer mehr Gefallen an dem ruhigen Ort und auch an manchen seiner Bewohner, deren Hanau damals etwa 12,000*) zählte; er verkehrte gern in den Familien einiger angesehenen Beamten und Kaufleute; oft kam Bernhard Hundeshagen zu ihm, der damals mit seiner Publication über den Barbarossa-Palast in Gelnhausen beschäftigt war. Wissenschaftliche Anregung boten ihm Besuche im benachbarten Frankfurt bei dem Historiker Schlosser**) und in der Familie des Raths Schlosser, sie lieferten ihm

*) In dem Jahrgang 1812 des Staatskalenders für das Grossherzogthum Frankfurt wird die Bevölkerung der Stadt auf 11,997, die des 18 Quadratmeilen umfassenden Departements Hanau auf 57,854 Seelen angegeben. Vergl. über beide auch den eben 1812 veröffentlichten „Versuch einer topographisch-statistischen Beschreibung des Grossherzogthums Frankfurt von P. A. Winkopp“ (XVI u. 542 S.), besonders S. 241—308. S. 67 ff. u. 262 wird hier hervorgehoben, wie unter der damaligen grossen Stockung des Handels ganz besonders die Hanauer sehr ansehnlichen Fabriken und Manufacturen litten; es hing damit zusammen, dass die Preise der Wohnungen verhältnissmässig niedrig waren; so wohnte Schulze nach seinem eigenen Ausdruck „fürstlich“ für 66 Gulden jährlich. Unermesslich theuer war dagegen nach einer Mittheilung von ihm an Passow das Porto; er musste einmal für einen Brief von diesem zwei Gulden zahlen.

**) Mit persönlichem Interesse las Schulze daher auch Schlossers Geschichte der bilderstürmenden Kaiser; er urtheilte Passow gegenüber, sie sei „kritisch, ungeheuer fleissig, aber ohne Phantasie, weshalb dem Leser auch das Bild jener Zeiten nicht lebendig vor die Seele tritt“.

aus ihren Bibliotheken auch die Hilfsmittel zu seinen Studien, die ihm in Hanau fehlten; er war Mitglied des Frankfurter Museums und arbeitete für diese gelehrte Gesellschaft einen Vortrag über die Verdienste Alexanders des Grossen um Kunst und Wissenschaft aus. Besonders aber zog es ihn nach Homburg zu Isaac Sinclair*); „an ihm, schrieb er an Passow, habe ich einen neuen tief sinnigen talentvollen Freund *optimae notae* gewonnen“. Durch Sinclair, den ersten Beamten des Landgrafen Friedrich V., wurde Schulze auch bei diesem, dem Vater der von ihm verehrten Fürstin von Rudolstadt, eingeführt; vor allem fand sein Interesse für die zeitgenössische Literatur in dem Umgang mit seinem Freunde neue Nahrung. Dieser hatte selbst wenige Jahre zuvor unter dem Namen Crisalin drei Trauerspiele über den Cevennenkrieg veröffentlicht, durch die Tieck nach seinem eigenen Bekenntniss zu seiner Erzählung über den Aufruhr in den Cevennen angeregt ist; unter dem gleichen Pseudonym gab er jetzt Gedichte heraus, die nach Schulzes Urtheil manches Schöne enthielten, wengleich ihr Verfasser bisweilen gegen das Technische fehlte. Daneben hatte er im Frühjahr 1811 sein dreibändiges philosophisches Werk: Wahrheit und Gewissheit seinem Jugendfreund Hegel übersandt, den er einmal beabsichtigt hat nach Homburg zu ziehen; es ist für Schulzes damalige Interessen bezeichnend, dass er in all den Sätzen, die er in seinen Briefen an Passow und später auch in seinen

*) S. über Sinclairs Leben und Schriften namentlich die eingehende Darstellung von Karl Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Homburg I, 191—251, über seine Beziehungen zu Hegel Rosenkranz, Hegels Leben S. 81 ff. 268 ff., über seine Freundschaft mit Hölderlin Christoph Schwab in der seiner Ausgabe von Hölderlins sämtlichen Werken eingefügten Biographie des Dichters II, 287. 295 ff. Schwab hat die hier über S. gemachten Mittheilungen in seiner Einleitung zu den 1874 veröffentlichten „Ausgewählten Werken Hölderlins“ wiederholt und S. 29 die irrthümliche Behauptung hinzugefügt, Sinclairs Nachlass sei in Schulzes Hände gekommen, leider aber durch einen unglücklichen Zufall vernichtet worden. Neue Zeugnisse für die treue Freundschaft, die Sinclair Hölderlin bewährte, sind 1883 in der von Kelchner herausgegebenen Schrift über Hölderlins Beziehungen zu Homburg veröffentlicht.

Denkwürdigkeiten Sinclair gewidmet hat, über diese philosophischen Bestrebungen und Beziehungen desselben schweigt. Nachdrücklich hebt er dagegen dessen Freundschaftsverhältniss zu Hölderlin hervor; auch er wurde dadurch zur Beschäftigung mit den Werken dieses „eigenthümlichen Geistes“ getrieben, der, nach seinen Worten „Pindarische Hoheit mit christlicher Liebe verband“; unübertreffbar erschienen ihm „einzelne Stellen selbst in seinem Sophokles, den er schon halb im wahnsinnigen Zustand übersetzte“. Manche bisher unbekannte Gedichte Hölderlins, die in Sinclairs Besitz waren, wurden durch Schulzes Vermittelung veröffentlicht. Neben der Begeisterung für Hölderlin gab dieser in seinen Briefen an Passow damals seiner Freude an dem Zauberring und namentlich an der Undine seines Lieblings Fouqué Ausdruck; vor allem aber wurde er, wie er dem Freunde schrieb, „nicht müde, die Darstellung von Goethes Dichtung und Wahrheit zu bewundern und das mannigfaltige belehrende dieses einzigen Buches mit sich zu verarbeiten und in sich aufzunehmen“; weh that ihm nur „die Stelle über Herder, weil sie mit einer Härte und Kälte gegen den edlen Todten abgefasst ist, die nicht zu der Schonung und Menschlichkeit passt, mit der alles Uebrige behandelt ist“.

Dem Brief vom 1. December 1812, der diese Worte enthielt, legte Schulze ein Gedicht bei, dass er selbst zu Ehren Ifflands verfasst hatte. Dem Mineralogen Leonhard, der in Hanau ein Privat-Theater leitete, war es gelungen, Iffland zu einem Gastspiel auf diesem zu gewinnen; unter grösstem Beifall trat er als Vater Dominique in Merciers Essighändler und als Bittermann in Kotzebues Menschenhass und Reue auf; Schulze wanderte an einem kalten Decembertag dann noch nach Frankfurt, um ihn in Kotzebues Armen Poeten auch dort zu bewundern. In zwei Gedichten feierte er Ifflands Auftreten in Hanau und seinen Abschied*); zu

*) Beide Gedichte sind ohne Nennung des Verfassers, nur das erste mit der Unterschrift J. S. versehen, von Leonhard in seiner ausführlichen Darstellung von Ifflands Gastspiel in Hanau in seinem Buch: Aus unserer Zeit in meinem Leben I, 291 ff. und 299 ff. abgedruckt. II, 18 erwähnt dieser, dass er „von Hanau her mit Schulze

seiner Freude äusserte sich dieser ihm gegenüber sehr günstig über seinen früheren Aufsatz, in dem er das Spiel des Künstlers in Weimar besprochen hatte; durch eine ähnliche Schrift dachte er auch jetzt ihm für die genussreichen Abende in Hanau und Frankfurt zu danken. Er veranlasste seinen Freund Sinclair, der mit ihm in Frankfurt zusammen Iffland gesehen hatte, seine Beobachtungen niederzuschreiben; doch liessen dann die Zeitereignisse und drängende amtliche Arbeiten Schulze nicht zur Abfassung der Abhandlung kommen, in der sie verwerthet werden sollten.

Seit dem September hatte er, da die geplante Reform sich noch immer verzögerte, praktisch die Hand an die Verbesserung des Unterrichtswesens gelegt, indem er in dem alten reformirten Gymnasium zu unterrichten begann. Er übernahm den Sprachunterricht in der ersten Classe; die wenigen Schüler, die in ihr sassen, waren in lateinischer und noch mehr in griechischer Grammatik sehr unsicher; Schulze trieb deshalb zuerst in sechs Stunden wöchentlich grammatische Uebungen und bald hatte er die Freude zu sehen, dass sein nach der langen Pause doppelt reger Eifer zu lehren bei seinen bisher vernachlässigten, aber wohl beanlagten Zöglingen gute Früchte trug. Um so mehr war ihm daran gelegen sie weiter zu fördern; er verzichtete auf die Durchführung mancher in seinem Gutachten vom Sommer besonders stark betonter persönlicher Ansicht, um durch Verständigung mit Pauli eine neue bessere Organisation des Gymnasiums, die den Gedanken der Verfügung vom 1. Februar entsprach, doch noch im Winter ins Leben zu führen. Am 29. October 1812 hatte Pauli einen Lehrplan für das grossherzogliche Gymnasium und Lyceum in Frankfurt*) veröffentlicht; im wesentlichen diesem entsprechend wurde nun das Hanauer Gymnasium organisirt; nur nöthigten dessen beschränkte Mittel den Unterricht vorläufig in vier stufen-

befreundet war, dem Wissenschafts-Wirken in der Literatur und ein gedeihlicher Eifer für das Unterrichtswesen in allen Zweigen ehrenwerthe Berühmtheit erwarben.“

*) Unter diesem Titel ist der Lehrplan in einer eigenen 29 Quartseiten füllenden Publication Frankfurt am Main 1812 veröffentlicht.

mässig fortschreitende Classen zu vertheilen, während in Frankfurt sechs Classen eingerichtet wurden. Sollte in jeder dieser letzteren der Cursus ein Jahr dauern, so wurde in Hanau für die zweitunterste und die oberste Classe ein Cursus von je zwei Jahren bestimmt; im Ganzen sollten demnach sechs Jahre zur Absolvirung jeder der beiden Anstalten genügen. Aufgenommen sollten in dieselben nur Schüler werden, welche die Elementarkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen und einige Fertigkeit im Auffassen eines leichteren Lehrvortrags besaßen: die Kenntnisse, die in Hanau bei der Aufnahme in die drittunterste Classe der jetzt zugleich an Stelle des alten lutherischen Gymnasiums neu errichteten Bürger- und Realschule gefordert wurden. Wie im Einzelnen dann im Gymnasium nach Schulzes Vorschlägen jetzt die Stunden auf die Lehrgegenstände vertheilt wurden, zeigt folgende Tabelle.

	IV.	III.	II.	I.
Sittenlehre	2	2	2	2
Deutsch	6	6	4	6
Lateinisch	10	10	10	10
Griechisch	—	4	6	6
Französisch	4	4	4	4
Mathematik	2	2	2	2
Geographie	2	2	—	—
Geschichte	—	—	2	2
Kalligraphie	4	—	—	—
	30	30	30	32

Schulze hatte, wie man sieht, seine Forderung aufgegeben, den Anfang im classischen Sprachunterricht mit dem Griechischen zu machen, und die Stundenzahl für dasselbe sehr beschränkt. Dafür waren jetzt in jeder Classe nicht weniger als vier Stunden für das Französische bestimmt, während er in seinem Gutachten vom Sommer es überhaupt nicht für nothwendig erklärt hatte, noch eine moderne Sprache in den Kreis der Lehrgegenstände zu ziehen; nur falls man dies wolle, schien ihm schon damals die französische, namentlich wegen ihres logischen Charakters und ihrer Beweglichkeit, die passendste zu sein. Gegenüber seinen Vorschlägen vom

Sommer war jetzt auch die Zahl der mathematischen Stunden erheblich verringert; doch entsprach es ganz seinen damals vorgetragenen Gedanken, dass in dem Frankfurter Lehrplan ebenfalls die Bedeutung der Mathematik für die „Entwicklung des Denkvermögens“ besonders betont und nach diesem Zweck die Methode ihres Vortrags auf dem Gymnasium bestimmt wurde. Auch sonst zeigt ein Vergleich des im Sommer und des im Winter von Schulze entworfenen Planes neben allen bedeutsamen Unterschieden noch mehr wichtige Uebereinstimmungen; jedenfalls betrachtete auch Schulze es als einen erfreulichen Fortschritt gegenüber den früheren Verhältnissen, wenn wie in Frankfurt, jetzt auch in Hanau die Gedanken der Verfügung vom 1. Februar 1812 ins Leben geführt wurden. Da das Gymnasium danach keiner Confession angehören sollte, wurde der besondere Unterricht in den Glaubenslehren der einzelnen Bekenntnisse deren Geistlichen vorbehalten; in der Schule sollte eine „auf die im Gewissen geoffenbarten, im Christenthum allgemein anerkannten sittlichen Vorschriften begründete Sittenlehre“ vorgetragen und damit der Vortrag der Geschichte des alten und neuen Testaments verbunden werden. In dem betreffenden Abschnitt des Frankfurter Lehrplans war dabei ausdrücklich hervorgehoben, um eine heilsame Wirkung dieses Unterrichts hervorzubringen, müsse der Vortrag einfach, deutlich, warm und belebt sein und ebensosehr des Herzens als des Kopfes sich zu bemächtigen suchen.

Schulze war von der richtigen Erkenntniss erfüllt, dass überall für die Erreichung eines günstigen Erfolges auf die Art der Lehrer noch mehr ankomme als auf die Bestimmungen der Lehrordnung; hinsichtlich dieser hatte er von vornherein bemerkt, dass seine Gedanken bei der Ausführung mannigfaltige Erweiterung oder Beschränkung zuließen; er ertrug letztere um so williger, da die Auswahl der neu zu berufenden Lehrkräfte ihm ganz überlassen wurde. Allein mit den bisherigen Lehrern des alten Gymnasiums konnte er die nöthige Besserung nicht erzielen; von ihnen werden neben dem bisherigen Rector Hadermann, der wegen Alters und Kränklichkeit bald in den Ruhestand versetzt

werden musste, in der Bekanntmachung, durch welche im Januar 1813 die Eröffnung der reorganisirten Anstalt angekündigt wurde, noch unter deren ordentlichen Lehrern der frühere Conrector Zipf und Cantor Rauch aufgeführt; mit dem französischen und dem mathematischen Unterricht wurden zwei ausserordentliche Lehrer betraut, mit ersterem der Emigrant de Bertier, mit letzterem Emmel; zu ihnen traten unter den Ordinarien zwei durch Schulze neu berufene Professoren hinzu. Er hatte zuerst einen Versuch gemacht Götting nach Hanau zu ziehen, dieser aber lehnte die ihm angebotene Professur ab, weil er sich noch weiter in Berlin ausbilden wollte; darauf schlug Schulze den damaligen Privatdocenten in Heidelberg Dr. Börsch, den er früher in Leipzig als gründlich und kenntnissreich, als „lebendiges Lexicon“ hatte schätzen lernen, und — Friedrich Rückert vor, der sich 1811 als Privatdocent der Philologie in Jena habilitirt, seine dortige Lehrthätigkeit aber bereits wieder aufgegeben hatte. Schon am 5. October konnte er Passow melden, dass Beide wahrscheinlich kommen würden; am 1. December berichtete er, Börsch sei bereits seit einigen Tagen als Professor in Hanau eingetroffen, und in einer Nachschrift zu diesem Brief fügte er hinzu: „Eben erhalte ich von Pauli den angenehmen Auftrag Rückert das Decret als Professor in Hanau zu übersenden“. Durch diese Berufung wurde ein lebhafter Wunsch von Rückerts Vater erfüllt, der hoffte, dass in der neuen Thätigkeit die damals tief niedergedrückte Stimmung seines Sohnes sich besserte; dieser selbst war sehr zweifelhaft, ob die angebotene Stelle ihm zusagen würde. Noch am 22. December schrieb er aus seinem elterlichen Haus in Ebern nach Jena, zu Anfang des neuen Jahres werde er eine Reise nach Hanau machen, um dort wegen der ihm angetragenen Professur „die Umstände selbst einzusehen und vermuthlich nach Zerschlagung des ihm nicht sehr zuständigen Handels wieder zurückzukehren“. Als er dann aber wirklich nach Hanau kam, fesselte ihn Schulze; sie verkehrten viel und freundschaftlich mit einander, assen täglich mit dem oben erwähnten Franzosen de Bertier zusammen zu Mittag und ergingen sich, wie Schulze ausdrücklich bemerkt, „in vertraulichem Zwie-

gespräch nicht nur über wissenschaftliche Gegenstände, sondern auch über die Gefahren und Hoffnungen des deutschen Vaterlandes“. In der Bekanntmachung vom 18. Januar wurde demnach Professor Rückert unter den ordentlichen Lehrern der Anstalt aufgeführt; es wurden ihm 14 Stunden wöchentlich, neben dem Geschichtsunterricht in den beiden obersten Classen, der Unterricht im Deutschen in der untersten und in der obersten Classe zugewiesen. In letzterer sollte nach den auch für Hanau gültigen Bestimmungen des Frankfurter Lehrplans, „um den guten Geschmack gegen Verirrungen zu sichern und einigermassen ein ästhetisches Urtheil zu begründen, eine theoretische Uebersicht von den Hauptgattungen der redenden Künste, ihren inneren Gesetzen und Zwecken durch den Vortrag der Poetik und Rhetorik ertheilt“ werden; wohl erwartete Schulze gerade von Rückert, dass er bei diesem Vortrag, wie ausdrücklich gefordert war, Trockenheit vermeiden und denselben anschaulich und lebendig gestalten werde. Ausserdem wurde in der erwähnten Bekanntmachung mitgetheilt, dass sich Rückert und Börsch zu ausserordentlichem Unterricht in der spanischen, portugiesischen, italienischen und englischen Sprache erboten. Gern hätte Rückert noch mehr Unterrichtsgegenstände übernommen, wenn ihm dafür auch eine höhere Besoldung als die ihm von Pauli zugesicherten 250 Gulden zuerkannt wäre; doch nahm er das Rescript, in welchem seine Mehrforderungen abgeschlagen wurden, zunächst schweigend hin und betheiligte sich auch weiter an den Berathungen der Lehrerconferenz vom 20. Januar, in der ihm dasselbe überreicht war. Aber schon in dem Protocoll der folgenden Conferenz, die am 25. Januar abgehalten wurde, fehlt sein Name; plötzlich verschwand er aus Hanau unmittelbar vor der Eröffnung des reorganisirten Gymnasiums, die am 1. Februar stattfand*).

*) Schulze sagt in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich: „in der Nacht vor dem 1. Februar, an welchem die Eröffnung des Gymnasiums verheissen war“, und an einer andern Stelle erwähnt derselbe, dass dieser Tag auch zur Einführung der neuen Lehrer bestimmt war; diese seine Angabe stimmt also durchaus mit seiner Erzählung in dem von Duncker S. 45 abgedruckten Brief an Ritschl vom 14. Februar 1866 überein. Auffallend erscheint dabei allerdings, dass schon am 2. Fe-

In ergreifenden Worten schilderte er in einem Brief an Schulze seine Gemüthsverworrenheit; für ihn sei kein Heil als das von Anfang an falsch angezettelte Gewebe gewaltsam zu zerreißen; er bat ihn bei Pauli zu entschuldigen, mit seiner Ehre und seinem Ruf menschlich und nicht staatsbürgerlich zu schalten. Schulze entsprach dem Vertrauen, das der Flüchtling auf ihn gesetzt hatte; er schrieb sofort persönlich an Dalberg, indem er zwei Reisesonette beifügte, die der unglückliche Dichter ihm mitgeschickt hatte und erreichte dadurch wirklich, dass jede Verfolgung, ja jede Rüge desselben unterblieb.

Ueber die Gründe, welche Rückert zu diesem Verzweiflungsschritt bestimmten, liegen verschiedene Aeusserungen Schulzes vor. Am 5. März 1813 berichtete er an Passow, Rückert habe sich heimlich von Hanau entfernt, „aus blosser Hypochondrie“; man wird bei dieser Mittheilung zu beachten haben, dass am Schluss des Briefs ausdrücklich bemerkt wird: „Ich habe fast nichts als Facta geschrieben, weil die Besorgniss, dass auch dieser Brief verloren gehe mich abhält Dich mit meiner Seele Gefühlen bekannt zu machen“. Leider hat er seine damals ausgesprochene Absicht, dem Freunde in seinem nächsten Schreiben mehr über diese Angelegenheit zu erzählen, nicht ausgeführt; erst ein halbes Jahrhundert später hat er nach Rückerts Tod sich in zwei Briefen an Ritschl und Beyer und in seinen Denkwürdigkeiten wieder über die Flucht des Dichters geäussert und als Grund derselben damals die leidenschaftliche Aufregung bezeichnet, in welche Rückert durch den Rückzug der Franzosen aus Moskau versetzt sei. Aus den oben mitgetheilten Daten ergibt sich nun aber, dass mit Recht die hierauf gegründete Behauptung zurückgewiesen ist, der ersten Nachricht über die Katastrophe der grossen Armee sei unmittelbar die Flucht des Dichters der geharnischten Sonette aus Hanau gefolgt; dieser kam vielmehr erst nach dort, nachdem schon am 16. December Napoleon auf seiner eiligen Reise nach Paris Hanau berührt hatte; dass hier die ersten geharnischten Sonette bereits

bruar Pauli die unten zu erwähnende anderweitige Besetzung der Rückert überwiesenen Lehrstunden anordnen konnte.

gedichtet seien, erscheint kaum als wahrscheinlich nach dem, was wir über ihres Verfassers damalige Stimmung erfahren. Aber wohl hat er in vaterländischen Gedichten, die, wie Schulze in seinen Denkwürdigkeiten sagt, auf der Bettenburg entstanden und 1814 veröffentlicht wurden, geläutert und geklärt Anregungen verwerthet, die er in jenen Hanauer Tagen, die er im Verkehr mit Schulze empfangen hatte. Ausdrücklich hat dieser bezeugt, dass ihrer Beider Gefühle und Ansichten über des Vaterlandes Noth und Hoffnungen in vollstem Einklang standen und dass sie sich hierüber in vertraulichem Gespräch ergingen; in solchem hat sicherlich Schulze nicht verfehlt zu erzählen, dass er der Erste war, der Napoleon am 16. December bei seiner Durchfahrt durch Hanau erkannt hatte. Noch mehr als ein halbes Jahrhundert später schildert er genau in seinen Denkwürdigkeiten, wie er an diesem Tag nach dem Mittagessen im Gasthof zum Riesen am Fenster stand auf die tiefbeschnittene Strasse blickend. „Ein Schlitten fuhr vor, ich erkannte beim Aussteigen Napoleon und eilte hinein dem Gastwirth Ebermaier Kunde zu geben. Schwerfällig bewegte er sich aus dem Gastzimmer und kehrte bald keuchend mit der Nachricht zurück, dass der Kaiser, um ein Diner bei ihm einzunehmen, sich in einem Zimmer des ersten Stockwerks befinde. Heiter tändelte der Kaiser mit der ihm aufwartenden Frau Ebermaier und eilte Abends über Frankfurt trotz des Eisgangs im Rhein nach Mainz“*).

Mit welchen Gefühlen musste Schulze diese Heimkehr des Führers des grossen Armee betrachten, deren gewaltige Massen ihm vor einigen Monaten bei seiner Reise von Weimar nach Hanau auf allen Strässen in stolzer erschreckender Haltung begegnet waren! Noch wenige Tage zuvor hatte Iffland, als er ihn Abends nach seinem Gastspiel in Frankfurt be-

*) Auch H. Emmel bemerkt in seiner Schrift über die Schlacht von Hanau S. 19, dass Napoleon am 16. December bis 3 Uhr im Gasthaus „zum Riesen“ eine kurze Rast hielt. Nach dieser Erzählung kam Napoleon zwischen 11 und 12 Uhr Morgens nach Hanau. Was hier weiter über sein Benehmen berichtet wird, das von der „Erregtheit seines Gemüths und dem grössten Seelenkampf“ gezeugt habe, klingt weniger wahrscheinlich als Schulzes im Text angeführte Mittheilung.

suchte, ihm seine volle Hoffnungslosigkeit über die Lage des preussischen Staats ausgesprochen; auch bei dieser Gelegenheit hören wir, wie Schulze von der Sorge um das Geschick des Vaterlandes erfüllt war. Berührt es uns eigenthümlich, dass im December 1812 Patrioten wie er und Sinclair die Stimmung fanden in Kotzebueschen Rührstücken Iffland zu bewundern, so ist es doch nicht minder bezeichnend für sie und ihre Generation, dass Sinclair in seinen oben erwähnten Betrachtungen über Ifflands Spiel vor allem hervorhob, dasselbe sei „für einen Deutschen lehrreich und aufmunternd“, weil man daraus sehe, „wie unser Gemüth in seiner Vielseitigkeit und besonders unsere Sprache uns Anlass giebt, selbst die Eigenschaften uns in einem Grade hoher Vollkommenheit anzueignen, die von unserer Individualität am entferntesten zu liegen scheinen“, weil „auch hier der Deutsche den Franzosen durch seine Gemüthlichkeit übertraf“. Einen tiefen Eindruck von Ifflands deutschem Wesen und seiner patriotischen Gesinnung hatte damals auch Schulze empfangen. Als er nach dem Tode des Künstlers zu seinem Andenken Verse dichtete, die auf dem Hanauer Liebhabertheater gesprochen wurden, da mahnte er ein Opfer „dem deutschen Mann zu bringen, der stets dem Vaterlande, dem bedrängten diene“. Und nicht nur mit Iffland und Rückert, nicht nur mit deutschen Schriftstellern hat Schulze in diesem bedeutungsvollen Winter patriotische Gedanken ausgetauscht. Als er und Sinclair in Frankfurt im Weidenbusch übernachteten, trat unerwartet der jüngste Sohn des Landgrafen von Homburg Prinz Leopold zu ihnen ins Zimmer; er hatte im März 1812 seinen Abschied aus dem preussischen Heer genommen, um nicht wie er damals an Friedrich Wilhelm III. schrieb, „gemeine Sache machen zu müssen mit den Feinden Deutschlands“*); sobald die Hoffnung neu aufleuchtete, sie unter

*) Diese Worte seines Abschiedsgesuchs, das Schwartz, Friedrich V. von Homburg Bd. III S. 219ff. veröffentlicht hat, beweisen die Richtigkeit der schon früher von Max Lehmann (Knesebeck und Schön S. 66) geäußerten Behauptung, dass Leopold seinen Abschied nahm „weil er nicht unter Napoleons Fahnen fechten wollte“; auch sonst sind in Schwartzs Buch gerade die reichhaltigen Mittheilungen über Leopold

preussischen Fahnen zu bekämpfen, suchte er nun diese wieder auf; in der ersten Schlacht des Befreiungskampfes hat er, wie er einst sich gewünscht, für die deutsche Sache sein Leben gelassen. Mit besonderem Interesse für ihn betrachtete Schulze später das Denkmal auf dem Kreuzberg, das „ihn in der Gestalt des nach dem Lorbeerkranz greifenden Kriegers in seinen edlen überaus ähnlichen Zügen vergegenwärtigt“.

Die Nachrichten von dem Ausgang des russischen Feldzugs erregten gewaltig auch in Hanau die Gemüther; franzosenfeindliche Kundgebungen der Bevölkerung veranlassten ein schärferes Auftreten der Polizei. Diese schritt auch gegen Schulze ein. Um sofort bei der Eröffnung des Gymnasiums seinen Mitbürgern darzulegen, mit welchem Geiste er die neue seiner Leitung unterstellte Lehranstalt zu beseelen gedenke, hatte er als Einladungsschrift zu der Feier die im vorigen Capitel erwähnte Rede drucken zu lassen, die er im März des vergangenen Jahres bei seinem Abschied von Weimar gehalten hatte. In ihr gab namentlich eine Ausführung über Tacitus dem Polizeiminister Albini begreiflichen Anstoss. Schulze hatte hier seine Schüler an ihre gemeinsame Beschäftigung mit „den kernigten Werken des tief sinnigen Römers erinnert, der voll bitteren Unwillens gegen seine sklavische Zeit in den Trümmern der einst freien Roma schwermüthig klagt“; aus ihnen „suchte ich Euch mit männlichem Hass zu erfüllen gegen ein feiges an sich selbst verzweifelndes Volk und mit tapferer Liebe für die Selbstständigkeit des heimischen Landes, weil der fromme Sinn, den ich Euch als Leitstern durch des Lebens viel verschlungene Pfade wünschte, in dem vater-

besonders werthvoll und erfreulich. Vergleicht man hier namentlich S. 232 und Schulzes Aufzeichnungen, so erscheint als wahrscheinlich, dass das nach letzteren im Text geschilderte Zusammentreffen des Prinzen mit Schulze und Sinclair in Frankfurt im Februar 1813 stattfand; Schulze erzählt dasselbe zwar in unmittelbarem Anschluss an seinen Bericht über Ifflands Gastspiel im December 1812, bemerkt dann aber selbst, dass „Leopold, wenn ich nicht irre, an seinem Geburtstag von Homburg zu Fuss aufgebrochen war, um sich auf heimlichen Wegen nach Preussen und zur preussischen Armee zu begeben“ — und der Geburtstag des Prinzen war der 10. Februar.

ländischen Boden den nächsten und schönsten Spielraum zur Entwicklung seiner Thätigkeit findet und traurig gehemmt wird in seiner liebevollen Offenbarung, wenn das Vaterland unwürdige Fesseln trägt.“ Diese Worte, die im März 1812 unter der Herrschaft Karl Augusts in der Aula des Weimarer Gymnasiums unbeantwortet geblieben waren, veranlassten im Januar 1813 den Polizeiminister des Primas des Rheinbundes, die ganze Auflage der unter seinen Augen gedruckten Schrift confisciren zu lassen. Schulze beschwerte sich darüber zuerst bei Pauli, und als dieser ihn abwies, bei dem Grossherzog selbst und bat, wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, um seine Entlassung für den Fall, dass er sich in seinem neuen Amt nicht zu den in der confiscirten Rede ausgesprochenen Grundsätzen bekennen dürfe. Der Grossherzog aber, fährt er fort, „versicherte mich in seinem Bescheide, dass er mit dem Inhalte der Rede einverstanden sei und nur ihre Verbreitung wegen der drohenden politischen Verhältnisse augenblicklich nicht für rathsam erachte. Mit diesem Bescheide konnte ich mich um so mehr beruhigen, als mir fast gleichzeitig gestattet wurde, die Rede nach einer Abänderung der Stelle, die mir selbst bei ruhigem Erwägen bedenklich erschienen war, durch den Druck zu veröffentlichen“. Wirklich wurde sie bald darauf bei Hoff in Hanau zusammen mit den Worten herausgegeben, in denen Schulze am 1. Februar bei Eröffnung des Gymnasiums den Satz zu erweisen gesucht hatte: „Das wahre Leben einer öffentlichen Schule ist dadurch bedingt, dass Lehrer und Schüler sich als ein Ganzes betrachten.“ Er hatte dabei des „Fürsten von deutscher Art und Sitte“, Philipp Ludwigs gedacht, von dem in „einer unglückschwangeren verhängnissvollen Zeit“ die hohe Landesschule gestiftet war, dessen Werk der Grossherzog „den höheren Forderungen eines mehrgebildeten Zeitalters“ anzupassen wünsche, dessen letzten Willen es gelte „mit deutscher Treue und deutscher Gewissenhaftigkeit zu vollstrecken“*).

*) In der „zwei Schulreden“ betitelten Schrift, die wie die confiscirte Rede bei Kittsteiner in Hanau gedruckt, Hanau 1813 bei Frie-

Dieser Aufgabe nahm Schulze mit regem Eifer sich an; er konnte sich nicht verhehlen, dass die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, seit der Bekanntmachung seines Planes noch gewachsen waren. Schwer empfand er die Verlegenheit, die durch Rückerts Austritt entstanden war; die diesem überwiesenen 14 Stunden wurden durch eine Verfügung vom 2. Februar so vertheilt, dass Börsch den Geschichtsunterricht in den beiden obersten Classen und den Vortrag der Poetik und Rhetorik wie die damit verbundene Leitung der deutschen Stilübungen in Prima übernahm, während die sechs Lehrstunden im Deutschen in der untersten Classe dem Pfarrer Zimmermann übertragen wurden, der ausserdem in allen Classen die Sittenlehre vortrug. Auch

drich Hoff und in Commission der J. Ch. Hermannschen Buchhandlung in Frankfurt am Main erschienen, füllt die Weimarer Abschiedsrede S. 7—24, der Vortrag vom 1. Februar S. 27—42. In ersterer sind jetzt die oben gesperrt gedruckten Worte gestrichen; der fragliche Satz lautet hier S. 20: „In den körnigten Werken des tief sinnigen Römers, der voll bitteren Unwillens gegen seine sklavische Zeit schwermüthig klagt, ehrte ich die Reinheit seiner Gesinnung und die alterthümliche Kraft; aber ich suchte Euch vor seinem sich einschmeichelnden Schmerz über den Untergang des Römischen Heldenthums zu bewahren, weil der fromme Sinn, den ich Euch als Leitstern durch des Lebens vielverschlungene Pfade wünschte, an die Unsterblichkeit des Schönen und Grossen glaubt und jedes Herrliche, das versank im Strome der Zeit, durch die Allmacht des Geistes mit verklärter Gestalt ins Dasein zu rufen vermag, heiter getröstet über den Tod des Einzelnen durch den Hinblick auf das ruhige ungestörte Leben des Ganzen.“ Eine ähnliche kleinere Aenderung nahm Schulze gleich in der Einleitung vor; er hatte hier erwähnt, dass „der Gedanke an die schmäbliche Versunkenheit unseres Volks“ ihn oft gewaltsam bestürmte; statt dieser Worte setzte er jetzt die weniger anstössigen: „der Gedanke an den sittlichen Stumpfsinn unserer Zeit“. Nach dieser Duncker nicht bekannt gewordenen Publication ist seine Darstellung zu berichtigen, auf die ich im Uebrigen diejenigen Leser verweise, welche sich noch genauer namentlich über die Einzelheiten der Beziehungen zwischen Rückert und Schulze und die damaligen Hanauer Verhältnisse und Stimmungen unterrichten wollen. Die von mir oben gegebene Formulirung deutet hoffe ich den Weg an, auf welchem die vielbestrittene Frage über die Zeit und Umstände der Entstehung der geharnischten Sonette entschieden werden kann, indem sie zugleich erklärlich macht, dass hierüber so verschiedene Ansichten aufgestellt sind.

des collegialen Beistandes des französischen Sprachlehrers de Bertier sollte sich Schulze nicht lange erfreuen. Wie er berichtet, war in diesem Franzosen „dem Gymnasium ein Mann von ungewöhnlicher geistiger Befähigung und tiefer Frömmigkeit zugeführt. Er stammte aus einer begüterten gräflichen Familie; ein begeisterter Anhänger der Bourbonen, war er aus seinem Vaterland entflohen, um den Spähern der Napoleonischen Polizei zu entgehen, und eilte in seine Heimath zurück, sobald er unter den durch den Brand von Moskau veränderten politischen Zuständen hoffen konnte, unentdeckt den verwaisten Kreis seiner Familie zu erreichen.“ Schon im Februar 1813 verliess er Hanau; an seiner Stelle wurde zuerst ein französischer Abbé engagirt; dieser aber reiste, nachdem er zwei Tage unterrichtet hatte, ohne seinem Director ein Wort zu sagen, nach Frankfurt und meldete von da aus, die dortigen Carnevalslustbarkeiten hielten ihn noch länger fest. Schulze wusste nun in Hanau Niemand mehr für den Unterricht im Französischen aufzutreiben als Herrn Ticher; bezeichnender Weise wurde für ihn geltend gemacht, er habe wenigstens das für sich, dass er 37 französische Sprachlehrer in Hanau überlebt habe. „Denn, setzte Schulze in seinem Bericht hinzu, diese flüchtigen Leute gehen wie sie kommen“.

Die Schüler, welche das so zusammengesetzte Lehrercolleg zu bilden hatte, waren sehr verschiedenartig und fast sämmtlich ungenügend vorbereitet; um so aner kennenswerther fand mit Recht die vorgesetzte Behörde die Erfolge, die in verhältnissmässig kurzer Zeit erreicht wurden. Zu wiederholten Malen erklärte Pauli im Sommer der Ober-Schul-Inspection gegenüber, nachdem sie ihm Conferenzprotocolle und Arbeiten der Schüler des Gymnasiums zur Einsicht eingeschickt hatte, dass namentlich in Schulzes unmittelbarem Wirkungskreis, in der obersten Classe, in welcher der wichtigste Theil des sprachlichen Unterrichts in seiner Hand lag, die Hoffnungen übertroffen seien, die man an seine „thätige herz- und einsichtsvolle Leitung“ geknüpft habe. Er hatte im Griechischen mit den Schülern, welche zuerst auch in den Elementen der Grammatik noch unsicher waren, allmählich immer schwierigere Stilübungen vornehmen können;

in den letzten Monaten des Semesters hatte er dazu namentlich passende Abschnitte aus Xenophon ausgewählt; in zwei Stunden wöchentlich hatte er ihnen den ersten Gesang der Ilias erklärt und in einer Stunde die Hymnen der Homeriden theils cursorisch mit ihnen gelesen theils schriftlich von ihnen übersetzen lassen. Im Lateinischen hatte er Ciceros Tusculanen und Virgils Eklogen, von deutschen Schriftstellern ausgewählte Gedichte Goethes, Schillers und der Brüder Schlegel und von Prosastücken u. a. Goethes Bemerkungen über Winckelmann und seine Beschreibung des römischen Carnevals, Schleiermachers Weihnachtsfeier und Adam Müllers Rede zum Andenken der Königin Luise durchgenommen; er war „sich bewusst, dass er in keiner Lection mehr als in dieser mit glücklichem Erfolg auf alle geistigen Kräfte, auf die gesammte Bildung seiner Schüler gewirkt und dass ihm von seiner Seite kein Lebensaufwand zu gross geschienen, um seine Schüler zu begeistern für das Schöne und Heilige“.

Wir entnehmen diese Mittheilungen den ausführlichen Schulnachrichten, welche Schulze am Ende des ersten Semesters des Gymnasiums veröffentlichte. Sie bilden den zweiten Theil seiner Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung, die in den letzten Tagen des September 1813 abgehalten wurde; im ersten gab Schulze eine Probe seiner Uebersetzung des Thukydidens. Wenn er hierzu die berühmte Grabrede des Perikles wählte, so leitete ihn dabei nicht nur die Bewunderung der „Gediegenheit der künstlerischen Ausarbeitung und die hohe Schönheit der Sprache in diesem ausdrucksvollen Denkmal hellenischer Bildung“. Wie seinen Altersgenossen Dahlmann, der wenige Jahre zuvor die gleiche Rede zu übersetzen versucht hatte, fesselte auch ihn an derselben namentlich „die Grossartigkeit ihrer männlichen Haltung“, die Wärme und Tiefe dieser Betrachtung „des seligen Tods für Freiheit und Vaterland“; er dachte dadurch, wie er in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich sagt, „stillschweigend ein Todtenopfer den im Kampf für Deutschlands Befreiung bisher Gefallenen“ zu bringen. Nicht allein diese Worte verrathen, mit wie tiefer innerer Bewegung Schulze dem Kriege im Osten Deutschlands folgte, über dessen Wechsel-

fälle nur ungenaue und unzuverlässige Nachrichten nach Hanau gelangten; sie tritt deutlich auch zu Tage in der Rede, mit der die Prüfung am 30. September abgeschlossen wurde. In dieser bezeichnete er in Anknüpfung an eine Schilderung der hellenischen Spiele als den höchsten Zweck öffentlicher Feierlichkeiten der Schule, dadurch dass sie sich hier als ein Ganzes darstelle, sollten ihre Zöglinge lernen „die Natur eines sittlichen Vereins und die Bedingungen seines Lebens zu fassen und zu erkennen, ihm mit begeisterter Liebe anzuhängen und so sich anzubilden für ein wahrhaft sittliches Leben in den grössern Kreisen der Familie, der Geselligkeit und des Staates“. Denn die Schule wolle „Bürger bilden, die das Nächste und Fernste mit Klarheit sinnig verbinden und ihre reine Seele nie mit der Schmach eines selbstischen Gedankens beflecken; Bürger, die den Staat nicht bloß mit dem Mund zweideutig bekennd, sondern in ihrem Inniginnersten hegend durch unläugbare That das Vaterland würdig vertreten und dessen heilige Gesetze und volksthümliche Sitten auf keinem Punkte ihres Daseins vergessen; Bürger endlich, die im tiefsten Durchdrungensein ihres Gemüths von dem heiligen, in der Geschichte der Menschheit waltenden Geist unerschrocken, wenn das Vaterland ruft, dem Tod entgegen gehen, voll der trostreichen Hoffnung, dass aus dem hingeopferten Dasein jedes einzelnen Bürgers hervorblühen wird ein schöneres Leben dem geliebten ewigen Ganzen.“ Und dem entsprechend ermahnte er seine Schüler: „Erwachset in unbescholtenem Wandel zu echten deutschen Männern, die ein volksthümliches Ganze, die ihr hochbegünstigtes, ihr gottgeliebtes Vaterland zu erkennen, zu lieben und mit Kraft zu beschirmen vermögen. Solche Bürger sucht der bedürftige Augenblick und an dem Probirstein dieser ahndungsvollen Gegenwart wird sich bewähren, was fest in seinen unvergänglichen Bollwerken ruht, was würdig ist auf die Nachwelt zu kommen.“

Diese wie Schulzes frühere patriotische Aeusserungen sind echte Zeugnisse der deutschen Ideologie jener Tage; den Franzosen gründlich unverständlich war sie ihnen doch verdächtig. Auch Schulze lief in dieser Zeit wenige Wochen

vor der Schlacht bei Leipzig Gefahr nach Mainz abgeführt zu werden, ein ähnliches Schicksal zu erleiden, wie es seinen Haller Freund Blanc betroffen hatte, den aus zweijähriger französischer Gefangenschaft erst die Ankunft der Russen in Cassel befreite. Der Verdacht aber, den die französische geheime Polizei gegen ihn hegte, störte auch jetzt nicht sein Verhältniss zum Fürst Primas des Rheinbundes; einige bezeichnende Züge zu dessen Charakteristik hat aus seinem persönlichen Verkehr mit ihm in diesen entscheidungsvollen Monaten Schulze in seinen Denkwürdigkeiten erzählt. Als er im April einmal am Grossherzoglichen Hof zu Besuch war, forderte Dalberg selbst ihn auf seinem Freund dem Geheimen Rath Voigt in Weimar, dem Sohn des Ministers, eine Warnung zukommen zu lassen; Schulze schrieb darauf sofort an dessen Mutter; aber als sie seinen Brief erhielt, war ihr Sohn schon in Erfurt gefangen gesetzt, weil er ein Schreiben über die Bewegungen der Armee an den Kanzler Müller gerichtet hatte. Wohl wurde er dann nach dessen und der Herzogin Luise Vorstellungen frei gegeben; aber in Folge der Gemüthserschütterung und des Aufenthalts in den ungesunden Festungsräumen befiel ihn ein Fieber, dem er noch im Mai erlag. Mit tiefer Wehmuth äusserte sich Schulze noch als Greis, da er Otto Jahns Buch über den Minister Voigt*) las, über den frühen Hingang von dessen „edlem reichgebildeten Sohn, mit hoher Achtung für die würdige Haltung des pflichtgetreuen auch nach dem härtesten Schlag des Schicksals muthig und ergeben in seinem Beruf ausdauernden Vaters“.

Wenige Monate nach dem Gespräch über Voigt gab Dalberg in einer für ihn wichtigsten Stunde durch eine bedeutungsvolle Mittheilung Schulze ein noch grösseres Zeichen seines Vertrauens. Dieser war zur Ueberreichung seines Programms nach Aschaffenburg gekommen; seine Wirksamkeit für das Gymnasium fand die wärmste Anerkennung beim Grossherzog, der ihm das Ritterkreuz seines kürzlich ge-

*) Vgl. in Jahns Einleitung zu seiner Publication der Briefe Goethes an Voigt namentlich S. 101—105 und die hier S. 103 angeführte Literatur.

stifteten Concordien-Ordens verleihen wollte. Schulze lehnte es ab, erhielt dann aber an der Tafel einen Platz gegenüber dem Fürsten, der hier heiter sich unterhielt und gutmüthig diejenigen tadelte, die sich bittend um Verleihung seines Ordens an ihn gewandt hatten. Nach Aufhebung der Tafel aber liess er sich von Schulze allein in die benachbarte Bildergalerie begleiten und begann dort ein ernstes Gespräch. Als dabei der Tod seines Lieblingsbruders berührt wurde, fiel er, so berichtet Schulze, „in meine Rede mit den Worten ein: ‘Man muss nur hinaus sein über Furcht und Hoffnung.’ Diese Worte sprach er mit einem solchen mich ergreifenden Ernst, dass ich ihn um eine nähere Erklärung zu bitten wagte. Er erwiderte: ‘Bei der Kunde von dem für den Kaiser Napoleon unglücklichen Ausgang des Feldzugs in Russland habe ich sämmtliche Fürsten des Rheinbundes aufgefordert, denselben aufzulösen und sich zur Wiedererlangung ihrer verlorenen Freiheit und Selbstständigkeit mit einander zu verbinden. Aber keiner derselben hatte hierzu den erforderlichen Muth; kurz vor der heutigen Tafel habe ich eine Depesche erhalten, nach welcher sich Baiern vom Rheinbunde losgesagt hat. Jetzt wo der Kaiser Napoleon im Unglück ist, von ihm abzufallen und im Rücken feindlich gegen ihn aufzutreten vermag ich nicht; unwiderruflich ist mein Entschluss gefasst und ich habe mit heute aufgehört Grossherzog von Frankfurt zu sein.’ Vergebens bat ich ihn die Ausführung seines Entschlusses in etwas zu verzögern. Die Postpferde waren schon vor der Tafel bestellt und der Grossherzog begab sich noch an demselben Tage nach Constanz, seinem Bischofssitz.“

Die angeführten Erklärungen Dalbergs lauten sehr verschieden von den Worten, die er nach Leonhards Mittheilung noch kurz zuvor diesem gegenüber geäussert hatte; aber dass er hiernach, als er zuerst gedrängt wurde mit Napoleons Gegnern zu verhandeln, zunächst jeden Zweifel an Napoleons Glück als unberechtigt zurückwies, schliesst keineswegs aus, dass er bald darauf für das ihn bestimmende Motiv seines Handelns die Abneigung erklärte, gegen den von ihm bewunderten Mann in der Stunde des Unglücks feindlich

aufzutreten; bezeichnend erscheint namentlich, dass in allen damaligen Worten und Thaten des unzweifelhaft für das Wohl seiner Unterthanen interessirten Fürsten von irgend einer Rücksicht auf seine Pflichten gegen sie schlechthin nichts zu spüren ist, dass er sich bei diesen Entscheidungen allein durch seine persönlichen Gefühle bestimmen liess. Wohl begreift sich Eichhorns Zorn über den Grossherzog, der in der Stunde der Gefahr Land und Leute im Stich liess und dann später aus dem selbstgewählten Exil am 28. October den König von Baiern ersuchte, „von dem Grossherzogthum Frankfurt im Namen des Erbgrössherzogs Eugene Napoleon Civil-Besitz zu nehmen“. Natürlich dachten die Verbündeten nicht daran einem feindlichen General, dem Stiefsohn Napoleons das Land zu überweisen, in dem sie eben mit den Franzosen gekämpft hatten; kein anderer Ort des Grossherzogthums war so unmittelbar durch diese Kämpfe betroffen, als Hanau.

Immer drückender war in den letzten Monaten für Schulze und seine Mitbürger die Last der Einquartierung geworden; sie hatte ihn zu Ausgaben genöthigt, die er kaum im Stand war zu leisten; aus nächster Nähe sollte er nun die Schrecken des Krieges kennen lernen, als Napoleon nach der Leipziger Schlacht die Trümmer seines Heeres über Hanau nach dem Rhein zurückführte und es hier in den letzten Octobertagen von 1813 zu seinem letzten Kampf auf deutschem Boden mit den bairisch-österreichischen Truppen kam, die unter Wredes Führung den Flüchtigen den Weg zu verlegen suchten. Wie Schulze berichtet, beobachtete er vom Thurm des Gymnasiums aus am 30. October den Beginn der Schlacht; am 31. kam er persönlich in verschiedenartigste Berührungen mit Angehörigen beider streitenden Heere. Mehrere französische Offiziere quartirten am Morgen sich in seiner Wohnung ein und blieben hier bis gegen Mittag; sie zeigten Interesse für seine Bücher und Kupferstiche und verläugneten nach seinen Worten auch als Feinde die Humanität nicht, welche er an Baiern und Oesterreichern nur zu oft schmerzlich vermisste. Nachdem sie ihn verlassen hatten, ging er zu dem Gastwirth Wiedemann, bei dem er gewöhnlich zu Mittag ass; „der

Wirth, erzählt er, rief mich mit ängstlicher Miene zur Seite, vertraute mir, dass er einen schwer verwundeten Offizier in seinem Hinterhaus versteckt halte, und bat mich aufs dringendste einen Wundarzt zu beschaffen, welcher dem Kranken den ersten Verband anlegen könne. Ohne Zaudern versprach ich die erbetene Hülfe; ich eilte ohne irgend eine Kopfbedeckung von Strasse zu Strasse, gerieth unter die stürmenden Haufen der Verbündeten, fand endlich den langgesuchten Wundarzt und drängte ihn in die kaum geöffnete Thür Wiedemanns, ohne dessen Gruss und Dank abzuwarten. Ich war in der grössten Aufregung; während die übrigen Sturmcolonnen der Verbündeten vom Nürnberger Thor her nahten, traf ich an der Ecke meiner Wohnung und des Paradeplatzes auf einen Haufen bewaffneter Franzosen und rief ihnen zu: Vous êtes prisonniers. Entmuthigt streckten sie ihre Waffen und gaben sich gefangen; überdies erbeutete ich noch ein herrenloses Pferd, welches ich meinem armen Nachbar verehrte. In das obere Stockwerk seines Hauses, in welchem die Bibliothek von Bernhard Hundeshagen und die ganze Auflage von dessen Werk über den Palast in Gelnhausen sich befand, war eine der Granaten gefallen; mit welcher die Franzosen die Stadt beschossen hatten; sie entzündete sich erst in der folgenden Nacht vom 31. October auf den 1. November; auch das benachbarte Haus, worin ich wohnte, gerieth in die grösste Gefahr.“ Schulze fühlte sich vor allem verpflichtet für seine Wirthin, die verwittwete Frau Böhm und ihr einziges Kind zu sorgen; er dachte deshalb nicht an die Rettung seiner Habseligkeiten und nur auf den Antrieb eben von Frau Böhm suchte er wenigstens seine Manuscripte in Sicherheit zu bringen — er warf sie, darunter den ganz fertigen vierten Band des Winckelmann, seine Sammlungen zum Thukydides und seine Vorarbeiten zur Geschichte der griechischen Poesie in eine offene Schublade und stellte sie in den Garten. Hier aber wurden sie durch gerade einfallenden Regen und stürmisches Wetter gänzlich verdorben, unleserlich gemacht und in die vier Winde zerstreut. Dagegen gelang es wider Erwarten unter thatkräftiger Hülfe von Hanauer Bürgern das Haus vor den drohenden Flammen zu bewahren; so wurde

der Muth von Frau Böhm belohnt, die erklärt hatte nur im äussersten Nothfall ihr väterliches Besitzthum verlassen zu wollen, und auch Schulze blieben seine Bücher und Mobilien erhalten, die er nicht aus seiner Wohnung entfernt hatte*).

Lebhaft schildert er in vertraulichen Briefen die Schrecken dieser Nacht und der folgenden Wochen, in denen Krankheiten arg in der schwer heimgesuchten Stadt wütheten; aber, setzt er in einem Schreiben an seine Weimarer Freundin, die Bergräthin Kirst, hinzu: „bei allen Leiden, die dem Einzelnen jetzt begegnen, bleibt der Trost, dass das Ganze gewinnt, dass Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit auf eine schöne ehrenvolle Art errungen wird.“ Warm empfand er die „Freude über das Glück, das durch die Befreiung vom Tyrannenjoch dem deutschen Volk widerfahren“. Er dachte daran selbst in die Reihen der Kämpfer gegen Napoleon einzutreten. Als er bald nach der Hanauer Schlacht erfuhr, dass sein alter Weimarer Bekannter Müffling, der im Frühjahr 1813 wieder preussischer Offizier geworden war, jetzt in Hessen, in Marburg sich aufhalte, wandte er sich an ihn mit der Bitte, ihm den Eintritt als Freiwilliger in das preussische Heer zu ermöglichen. Müffling aber widerrieth diesen Schritt und machte ihm zur Pflicht, seinen amtlichen Wirkungskreis nicht zu verlassen, da er in diesem dem deutschen Vaterland mehr nützen könne, als in der Armee. Schulze folgte seinem Rath; wie sehr er davon überzeugt war, dass es auch in seinem friedlichen Wirken möglich und geboten sei patriotischen Geist zu bethätigen und zu pflegen, beweist die Rede, mit welcher er 14 Tage nach der Schlacht bei Hanau die Lectionen im Gymnasium am 15. November wieder eröffnete. In ihr gab er dem „allgemeinen Jubel über

*) Den Muth, die Ruhe und Besonnenheit, die Frau Böhm bei dieser Gelegenheit bewies, hebt auch ein mit der obigen auf Schulzes Aufzeichnungen gegründeten Schilderung im Wesentlichen übereinstimmender, mehrfach sie ergänzender Bericht ihres Bruders Karl hervor, der als 4. Beilage der von Röder bearbeiteten und zusammengestellten Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Hanau 1863 im 3. Heft der Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde veröffentlicht ist.

das gerettete Vaterland, dem Hochgefühl eines ganzen wiedergeborenen Volkes“ Ausdruck. „Was wir Bewohner dieser Gegend viele bange Jahre hindurch gewünscht, gehofft, in heissen Gebeten vom Himmel erfleht, ist gekommen plötzlich ohne unser Zuthun, ja vielleicht ohne unser Verdienst. Aufgelodert ist die lang verschlossene Kraft des deutschen Volks zur hellen hoffnungsreichen Flamme, schwer gefühlt, klar erkannt und vernichtet der tödliche Einfluss, den der kalte, eiserne, tiefverständige Sinn des hochbegabten, zur Geissel eines erschlaferten Jahrhunderts vom Schicksal bestimmten Mannes auf deutsche Lande und ihre Bewohner verübte, und wir dürfen den mütterlichen Boden, wo wir geboren, die ehrwürdigen Berge und Wälder, wo wir mit der vaterländischen Luft auch das tiefe unserm Volke eigenthümliche Naturgefühl eingeathmet, und die geweihten Stätten, wo unsere Väter kräftig gelebt und demüthig gestorben, ohne Erröthen wieder als die unsern begrüßen, frei aufblickend zur ewigen Sonne“. Aber um „jedes Getrübte, Unsichere und Fieberhafte“ aus der Freude dieser Tage zu verbannen, hielt Schulze eine ernste Betrachtung des unseligen Zustandes für nöthig, „worin sich das deutsche Volk gestürzt durch wachsende Herrschaft gemüthloser Selbstsucht und feigherzige Zersplitterung seiner angestammten Kraft, durch sklavische Verzweiflung an einem gemeinsamen volkstümlichen Leben und eitelkindische Liebhaberei fremder Gebräuche und Sitten, durch einen seltenen Unglauben, der den blossen von jeder Aussicht in die Unendlichkeit sich verwirrt abwendenden Verstand zum Götzen des Tags erhob, und durch eine Unvernunft ohne Beispiel, welche selbstgefällig klügelnd im irren Fieberwahne Hohn sprach jedem schönen gläubigen Gefühl“. Denn nur wer tief den Schmerz über die Versunkenheit des deutschen Volkes durchgeföhlt, nur der vermöge auch jetzt die Freude über seine Auferstehung in ihrem vollen Umfange zu fassen und ihr die wirksamste Richtung auf alle Verhältnisse des vaterländischen Daseins zu geben. Die frohe Empfindung gelte es „von allem Leidenschaftlichen, Einseitigen, Berausenden zu läutern, damit die nöthige Fassung und Besonnenheit bleibe, um die

Ungewitter alle, welche den Frühling des deutschen Lebens von aussen und leider auch von innen bedrohen, männlich abwehren und das schön begonnene Werk fortsetzen und vollenden zu können mit dem Ernst, der Ruhe, der Tüchtigkeit, welche dem deutschen Sinn geziemt und der Wichtigkeit des grossen Unternehmens entspricht“. Durch den Spiegel der Geschichte sei „das deutsche Volk zum Bewusstsein seiner selbst, seiner unüberwindlichen Kraft zu erheben und das neugeschlungene Band zwischen den einzelnen Stämmen immer enger und fester zusammenziehend in den deutschen Landen eine Burg des Glaubens und der Liebe zu gründen, welche kein Wanken der Zeit zu erschüttern vermag“. Als die Bestimmung der Schule wurde demnächst hingestellt, „in deutschen Jünglingen den volksthümlichen Geist zu entfalten und sie einzuführen in die Vorhalle deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft. Diese schöne aber schwierige Aufgabe zu lösen, fuhr Schulze fort, wird uns den Lehrern um so leichter werden, je inniger Ihr, Väter und Mütter, Euch mit uns zu Einem Zweck verbindet, je reiner Ihr Euch im Denken und Fühlen, in Wort und That von fremden Sitten und falschem Trug erhaltet und je sorglicher Ihr Eure Kinder mit dem Mark deutscher Gesinnung nährt“. In gleichem Geist ermahnte er schliesslich seine Schüler zu bedenken, was in dieser Zeit deutschen Jünglingen gezieme.

Den „wiedergeborenen Hessen“ weihte Schulze seine beiden letzten Reden, die eben besprochene und die am Schluss des vorigen Semesters gehaltene, als er sie zusammen am 29. November veröffentlichte*), an dem glücklichen Tage, wie er ihn in seinem Vorwort nennt, da der „angeerbte Fürst eine von ihm geliebte und ihn liebende Stadt nach sieben Jahren schmerzlicher Trennung wieder als die seine begrüsst“. „Als Deutscher“ theilte er die Freude der Hanauer über die Wiederkehr des Kurfürsten; in dieser Stimmung dichtete er ein Kirchenlied für den ersten Gottesdienst, der nach dessen

*) Unter dem Titel: Zwei Reden von Dr. Johann Schulze, Oberschulrath, Director und Professor in Hanau. Geweiht den wiedergeborenen Hessen. Hanau 1813 im Verlag bei Johann Gerhard Scharneck. 33 S. 8°.

feierlichem Einzug gehalten wurde. Inbrünstig erflehte er in ihm Gottes Segen für die deutschen Waffen; freudig begrüßte er es, dass auch Hanauer im Anfang des Jahres 1814 in den Kampf gegen Napoleon zogen, dass sich hier unter der Führung seines Freundes Rupprecht die vierte Schwadron der freiwilligen Jäger bildete. An sie richtete er am 16. Februar patriotische Worte bei der Weihe der Fahne, die für sie von Hanauer Jungfrauen gestickt war; eine ähnliche Rede hatte er schon am 20. Januar bei dem Ausmarsch des Regiments Kurprinz gehalten. Und als nach beendetem Feldzug im Sommer das Regiment und die Schwadron der freiwilligen Jäger heimkehrten, da wurde wieder Schulze beauftragt, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, mit welcher Hanau Behörden und Bürgerschaft die zurückkehrenden Krieger willkommen hiessen, die an der Belagerung der Festungen im östlichen Frankreich rühmlichen Antheil genommen hatten*).

Die patriotischen Worte, die er in all diesen feierlichen Stunden gesprochen, die Kriegslieder, die er damals gedichtet hat, bezeugen, wie sein Herz für den Kampf der Befreiung des Vaterlandes schlug, dessen Schmach und Noth er lebhaft empfunden hatte. Trotz seiner Werthschätzung Dalbergs sah auch er eine gerechte und erfreuliche Wendung darin, dass die Napoleonische Schöpfung des Grossherzogthums Frankfurt zusammenbrach und der Theil desselben, der früher dem Kurfürsten von Hessen unterstanden hatte, diesem sofort von

*) Zusammen mit der in voriger Anmerkung erwähnten Schrift sind die beiden Reden, die Schulze am 20. Januar und am 16. Februar 1814 hielt, mit Anerkennung in den von Wachler herausgegebenen Neuen theologischen Annalen 1814 Bd. II, S. 440f. besprochen. Erstere ist unter dem Titel: „Die Weihe des Bundes durch eine Rede vor dem hessischen Regiment Kurprinz in der Stunde des Abzugs aus Hanau am 20. Januar 1814 gehalten. Hanau mit Kittsteinerschen Schriften“ (16 S. 8) im Druck erschienen; die zweite Rede veröffentlichte Schulze in der von ihm herausgegebenen Beschreibung der „Weihe der Fahne für die Hanauischen Freiwilligen zu Ross. Zum Besten der unbemittelten Vaterlandsvertheidiger. Hanau mit Kittsteinerschen Schriften 1814“ 41 S. 8 mit einem Kupfer. Auf letzterem ist die heute in der reformirten Kirche aufbewahrte Fahne abgebildet, auf welche die Worte gestickt sind, mit denen Schulze seine Rede schloss: Gott mit uns, Wer wider uns? —

den Verbündeten überwiesen wurde. Er fühlte sich zu guten Hoffnungen angeregt, da er den heimkehrenden Fürsten bei dem jubelnden Empfang, der ihm in Hanau zu Theil wurde, zu dem österreichischen Gesandten sagen hörte: *Ce moment fait oublier l'amertume de sept années.* Nur zu bald sollte er schwere Enttäuschungen erleben. Mit schärfstem Tadel hat Eichhorn sich über die Regenten geäußert, an deren Stelle der Kurfürst trat, nicht nur über König Jerome, sondern auch wie erwähnt über Dalberg; es war dem Kurfürsten, meint er, „nicht zu verdenken, dass er alle Spuren der letzten Regierung zu vertilgen sich bemühte. Diesen Zweck hätte er aber, fährt Eichhorn fort, sicherer erreicht, wenn er nicht mit schnöder Verachtung des Geistes der Zeit eine Gerechtigkeit des Unverstandes und der Rohheit geübt hätte, die in sehr vielen Gemüthern seiner Unterthanen einen Unwillen erregte, welcher bis zur Verzweiflung steigend die schlimme Zeit der vorigen Regierung zurückwünschte“*). Die Richtigkeit dieses Urtheils wird durch viele Zeugnisse hessischer und nithessischer Zeitgenossen, durch viele aktenmässig festgestellte Thatsachen bestätigt; aus ihnen ergiebt sich zugleich, dass die fanatische Liebhaberei des Kurfürsten zum Veralteten nur übertroffen und beschränkt wurde durch „seine Leidenschaft, Schätze aufzuhäufen“; selbst in dem panegyrischen Nachruf, den 1822 der hessische Archivdirector Rommel dem „Regenten von altfürstlicher Art“ gewidmet hat, werden die Folgen seiner „Neigung zur Sparsamkeit“ beklagt. Wie unter diesen Eigenschaften des Herrschers sein Staat und Volk zu leiden hatten, konnte Schulze genau beobachten. Vom Fenster seiner Wohnung aus sah er auf dem Paradeplatz die Soldaten wieder mit Zöpfen exerciren; weinend kam der alte Gärtner von Philippsruhe am Abend des 29. November 1813, des Tags also, wo der Kurfürst jubelnd in Hanau empfangen war, zu ihm mit der Nachricht, er sei

*) In der anonym von ihm herausgegebenen Schrift: Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein. Deutschland 1814 S. 58. Siehe ebenda S. 28 die oben angeführten Worte über Dalberg, das Urtheil von Rommel in seiner Kassel 1822 veröffentlichten Schrift: Wilhelm der Erste S. 43.

eben entlassen worden, und nur mit Mühe gelang es Schulze die Zurücknahme dieser Verfügung durchzusetzen. Er selbst wurde unmittelbar dadurch betroffen, dass der Kurfürst bestrebt war alles genau so wieder herzustellen, wie er es 1806 verlassen hatte, und alle seitdem eingetretenen Aenderungen abzuschaffen. Im kurhessischen Staatskalender wurden demgemäss als Hanauer Unterrichtsanstalten wieder die obere und untere Abtheilung der hohen Landesschule und die lutherische Schule aufgeführt, Schulze und Börsch überhaupt nicht erwähnt und von ihren Collegen Zipf und Rauch, denen Dalberg den Professor-Titel verliehen hatte, Ersterer wieder als Prorektor, Letzterer als Cantor Präceptor bezeichnet. Allerdings liess nun so gründlich wie auf dem Papier sich in Wirklichkeit die Reaction nicht durchführen. Niemand dachte an eine Herstellung der hohen Landesschule in ihrer alten Gestalt; Schulze und seinen Collegen wurde gestattet den Unterricht weiterzugeben, den sie am 15. November wieder aufgenommen hatten, und am 13. December verfügt, dass die Hanauer Schulen, deren neue Organisation sich in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit auf das Beste bewährt hatte, beibehalten werden sollten. Aber hatte Dalberg mit reger persönlicher Theilnahme viel für deren Förderung gethan, so traf die neue Regierung für sie sehr verhängnissvolle Massregeln, die geradezu ihr Weiterbestehen bedrohten. Durch das Organisationspatent vom 1. Februar 1812 war der ganze reine Ertrag der Stempeltaxe im Grossherzogthum zur Verbesserung der Lehranstalten bestimmt und zwar ein Drittel für die Universität, zwei Drittel für die Schulen der einzelnen Departements; schon am 4. December wurde vom Kurfürsten das Enregistrement und das Stempelgesetz aufgehoben. In einer von Schulze entworfenen Eingabe stellten die Mitglieder der Oberschulinspection vor, allein diese Einnahme, welche jährlich etwa 4—5000 Gulden betrug, habe bisher möglich gemacht, die Lehrerbesoldungen und andere Kosten der öffentlichen Schulen im Departement Hanau zu bestreiten; würde hierfür nicht schnell ein Ersatz geschaffen, so liessen weder die alten noch die neu getroffenen Schuleinrichtungen sich erhalten, da die andern Einnahmen des Schulfonds gänz-

lich unzureichend seien; schon jetzt hätte mehreren Lehrern ihr Gehalt vom dritten Quartal des laufenden Jahrs an nicht mehr bezahlt werden können. Aber diese und weitere Eingaben blieben schon deshalb unberücksichtigt, weil die 1812 errichtete Oberschulinspektion als aufgelöst betrachtet wurde, nachdem der Kurfürst nur die Behörden wiederherzustellen befohlen hatte, die vor dem 1. November 1806 bestanden hatten; die Mehrzahl ihrer Mitglieder zog sich deshalb von der Theilnahme an ihren Berathungen und Beschlüssen zurück. Die Consistorien aber, denen vor 1806 die Bildung des Schulwesens anvertraut war, konnten nicht das Interesse der neuen Hanauer Schulen vertreten, in denen nach der ihnen ausdrücklich bei ihrer Gründung gegebenen Bestimmung die Jugend ohne jeden Unterschied der Confession unterrichtet werden sollte. Nach einem Antrag der Hanauer Regierung wurde daher Ende März 1814 die Einsetzung einer besondern Commission angeordnet, welche aus den Directoren der Regierung und der beiden Consistorien in Hanau bestehen und jetzt zunächst ein Gutachten über die Einrichtung des Hanauer Schulwesens erstatten sollte. Ende April, nachdem also bereits fast ein halbes Jahr seit der Rückkehr des Kurfürsten verstrichen war, wurde zum Mitglied dieser Commission auch Schulze ernannt und ihm so die Möglichkeit gegeben, in anerkannt amtlicher Stellung nach Kassel darüber zu berichten, wie dringend im Interesse der Hanauer Bevölkerung namentlich die Aufrechthaltung der 1812 getroffenen Organisation des Gymnasiums und der Bürgerschule und die Beschaffung der hierzu nöthigen Geldmittel zu wünschen sei. Viele Hanauer Bürger unterzeichneten eine Petition, in der unter warmer Anerkennung der Leistungen beider Schulen der gleiche Wunsch ausgesprochen wurde; Ende Juli wurde daraufhin zur Bezahlung der rückständigen und der 1814 fälligen Lehrergehalte eine provisorische Bewilligung aus der Landkasse zugesagt und zur Leitung des Hanauer Schulwesens eine neue Commission eingesetzt. Die Directoren der Regierung und der beiden Consistorien hatten selbst erklärt die erforderlichen pädagogischen Kenntnisse sich nicht zutrauen zu können; die neue Commission wurde aus

Schulze, dem Professor Hadermann, dem Kammerrath Schön-
hals, dem lutherischen Pfarrer Emmel und dem reformirten
Pfarrer Heinemann gebildet. Schulze entwarf eine Instruction
für die Commission, wie einen neuen Lehrplan für Gymnasium
und Bürgerschule; nach seinen Vorschlägen sollte in er-
sterem Französisch wie Hebräisch nur in ausserordentlichen
Lectionen gelehrt und der Abgang zur Universität nur den
Gymnasiasten gestattet werden, die sich in dem einzurichten-
den Abiturientenexamen das Zeugniß der Reife erworben
hätten. Dringendere Sorgen aber als die Durchführung dieser
Reformvorschläge nahmen hauptsächlich die Schulcommission
in Anspruch; immer grössere Schwierigkeiten und Gefahren
für das Gymnasium ergaben sich daraus, dass die Nothlage
der Lehrer nicht beseitigt, die Besoldungen ihnen nicht ge-
zahlt wurden, da die Direction der Landkasse erklärte, dass
sie ausser Stande sei die Summe herzuleihen, die für Schul-
zwecke zugesagt war; erst Ende September kam es zu dürf-
tigen Abschlagszahlungen. Unmittelbar zuvor hatte Schulze
berichtet, dass einer der Lehrer, Vater einer zahlreichen
Familie, zu einem Anlehen von 100 Gulden gezwungen war,
bei dem er 16 Gulden Zinsen zahlen musste, ein anderer
keine Wohnung finden konnte, weil er die Miethe für die
alte Wohnung, die ihm aufgesagt worden, noch nicht zu
zahlen vermochte, ein dritter — er selbst — alles, was er
an Gold- und Silbersachen besass, verkaufen musste, um die
alten Schulden für die Einquartierung zu tilgen. Er sah
sich genöthigt dabei auch manche ihm gemachte Geschenke
zu veräussern, darunter auch eine kostbare Standuhr, die
Dalberg noch aus seinem Exil ihm gesandt hatte; auch
mehrere freundliche Briefe, die dieser im Sommer 1814 an
Schulze richtete, geben Zeugniß, wie der gestürzte Herrscher
frei von Bitterkeit fortfuhr, sich warm für die „gute Stadt
Hanau“ und die Menschen und Anstalten zu interessiren, die
in ihr wissenschaftliche Bildung förderten*).

*) Seiner persönlichen Achtung und Dankbarkeit für Dalberg
hat Schulze noch in seinen letztwilligen Bestimmungen dadurch Aus-
druck gegeben, das er dessen von Döll in Gotha aus Carrarischem Mar-
mor angefertigte lebensgrosse Büste, die er zufällig auf einer Auktion

Die Schwierigkeiten, die dadurch entstanden, dass sein Nachfolger in der Regierung gerade das Gegentheil solchen Wohlwollens bewies, vermochte Schulze nicht zu überwinden — trotz aller Anstrengungen, die er machte. Er übernahm persönlich mehr Lehrstunden, da bei der geschilderten Geldnoth Pfarrer Zimmermann seine Thätigkeit am Gymnasium einstellte und auch Börsch die seine beschränkte; durch den Eifer, mit dem Schulze seiner Amtsthätigkeit sich widmete, erzielte er, dass seine Schüler, mit denen er in diesem Jahr u. a. den König Oedipus, Properz und Tacitus' Agricola gelesen hatte, die Schlussprüfung im September gut bestanden; aber um so mehr „zitterte“ er, wie er in amtlichen und vertraulichen Schreiben sagte, für das nächste Schuljahr — und leider sollten seine Befürchtungen sich nur allzusehr bewahrheiten. Persönlich war ihm die Unsicherheit seiner eigenen Lage besonders deshalb drückend, weil er ihretwegen Bedenken tragen musste, den für sein Leben segensreichsten Schritt zu thun, das Ehebündniss mit der Frau zu schliessen, mit der eben die entscheidungsvollen Monate des Jahrs 1813 ihn zusammengeführt hatten.

Am 3. Januar 1784, also zwei Jahre vor ihm, war in Wiesbaden Caroline, die einzige Tochter des nassauischen Geheimen Raths Rössler geboren, der später nach der alten Heimath seiner Familie, nach Hanau gezogen und dort 1803 gestorben ist; sie war 28 Jahre alt, als Schulze sie in seinem ersten Hanauer Sommer in Philippsruhe bei einem gemeinsamen Bekannten zum ersten Male sah. Schwere Schicksalsschläge hatten sie getroffen: ihr Mann, Fabrikant Böhm und ihr Töchterchen waren ihr durch frühen Tod entrissen; still lebte sie ihrem Schmerz und der Pflege des einzigen Kindes, das ihr geblieben war, eines damals kränk-

erworben hatte, der von Dalberg begünstigten Akademie in Erfurt überwiesen hat, wo dieselbe im Sitzungssaal der königlichen Regierung aufgestellt wurde. Dass Schulze stets „mit der grössten Vorliebe“ von Dalberg sprach, erwähnt auch Ranke in einem seiner Briefe an seinen Verleger (S. 119), welchem er eben unter Beziehung auf das Urtheil Schulzes empfahl die ihm von Beaulieu-Marconnay angebotene Biographie Dalbergs nicht zurückzuweisen.

lichen Knaben Ludwig. Ihre Erscheinung zog Schulzes Aufmerksamkeit auf sich, aber zu einer näheren Bekanntschaft zwischen Beiden kam es damals nicht. Eine solche trat erst ein, nachdem er sich im folgenden Sommer in dem ihr von ihrem Vater überkommenen Haus am Paradeplatz eingemietet hatte*); hier lernte er in der Schreckensnacht des Brandes die Fassung und Umsicht, die Ruhe und den Muth seiner Wirthin kennen und bewundern. Wie in diesen gefahrvollen Stunden theilten Beide in den folgenden Wochen schmerzliche und freudige Eindrücke; immer deutlicher kam ihnen dabei zum Bewusstsein, wie trefflich sie sich verstanden und ergänzten. Am zweiten Weihnachtstag, am 26. December 1813, erzählt Schulze selbst, „entschied sich mein Verhältniss zu Frau Böhm; wir verständigten uns zugleich dahin, unsere eheliche Verbindung nicht eher zu vollziehen, als bis meine dienstlichen Beziehungen zur kurhessischen Regierung festgestellt und geregelt worden“. Schwer litten beide darunter, dass ein Monat nach dem andern verstrich ohne das gewünschte Resultat zu bringen; Ende 1814 glaubten sie, da nun auch auf dem Wiener Congress die Rechte der Beamten des Grossherzogthums Frankfurt Vertretung fanden, die Zukunft soweit gesichert zu sehen, um den Tag für ihre Verheirathung ansetzen zu können. Hierfür wurde der 3. Januar 1815 bestimmt, der Geburtstag von Frau Böhm, den schon ein Jahr zuvor Schulze durch ein ihr gewidmetes Gedicht gefeiert hatte. Aber gerade in der Nacht vom 2. auf den 3. Januar überfiel ihn eine heftige Lungenentzündung; zwei

*) Früher hatte er in der „weissen Lilie“ beim Schenkewirth Pannot in der Hirschgasse gewohnt; von hier ist ein Brief an Böttiger vom Juni 1812 datirt und hierauf die oben mitgetheilte Aeusserung über die Billigkeit seiner fürstlichen Wohnung zu beziehen. In das Rösslersche Haus, in das Schulze im Sommer 1813 zog, ist später das Landrathsamt verlegt; eben in diesem Haus sind die Brüder Grimm geboren. Am 14. October 1815 berichtete Wilhelm, den Schulze in einem Brief an Passow einen „gar lebenswürdigen Menschen“ nennt, seinem Bruder Jakob, er habe in Hanau Schulze besucht. „Er war ganz über die Massen freundschaftlich, denk, ich bin gerade bei ihm zuerst in das Zimmer gekommen, wo ich getauft wurde, und habe in des seligen Vaters Arbeitsstube gesessen“. S. Beider Briefwechsel aus der Jugendzeit S. 476.

Monate lang  rduldete er, wie er später Passow berichtete, „schreckliche Schmerzen; in sechs fürchterlich langen Wochen habe ich keine Minute geschlafen; die Aerzte, deren ich fünf gebrauchte, hielten mich für verloren; durch einen derselben hatte ich das Hoffnungslose meines Zustandes erfahren und mich ruhig ergeben mit Demuth in das Unvermeidliche gefügt“. Er suchte auch die „treue unermüdliche Gefährtin seiner Leiden durch tröstenden Zuspruch zu erheben und wieder in die Stimmung zu versetzen, in welcher sie schon früher harte Schicksalsschläge, ohne sich selbst zu verlieren, ertragen hatte“; ihrer sorgsamten Pflege schrieb er es zu, dass er endlich doch genas. In ihrer Begleitung unternahm er am 29. März den ersten Ausgang, um sich in den milden Strahlen der Frühlingssonne des neu geschenkten Lebens zu erfreuen. Bald darauf begann er auch seine Lehrthätigkeit wieder; freilich waren seine Kräfte noch so schwach, dass er nicht, wie sonst seine Gewohnheit war, stehend unterrichten, sondern nur sitzend auf einem Stuhl in der Mitte des Classenzimmers sich seinen Schülern verständlich machen konnte. Nach solchen Leiden und Schwierigkeiten fand endlich am 4. Juni 1815 die Trauung durch den lutherischen Superintendenten Vulpius statt; es war, bemerkt Schulze in seinem Tagebuch, „ein trüber umw lkter veränderlicher Tag; aber heiter, rein und fest war der Wille, mit welchem wir uns gegenseitig die Hand der Liebe und Treue gereicht. Du heiliges Wesen schaue gnädig auf uns herab und lass uns unter Deinem Schirm und Schutz zu einer frommen Familie gedeihen“.

Im vorangegangenen Sommer hatte Passow Schulze besucht und sich doppelt des Wiedersehens gefreut, da ihm des Freundes ganzes Wesen bestätigte, „dass seine edle Natur sich von ihren meisten Schlacken befreit hatte. Was noch fehlt, schreibt er an ihre gemeinsame Freundin Frau von Voigt in Weimar, wird sich gewiss bald finden, zumal da er sich in Kurzem mit einer nach dem Urtheil aller durchaus trefflichen Frau verbinden wird“. Frau Böhm war damals im Bad in Schwalbach; um sie persönlich kennen zu lernen, reiste Passow nach dort und verlebte mit ihr und Schleier-

macher einen unvergesslichen Tag. „Schulzes Freundin, urtheilt er, ist eine durchaus gediegene ernste tiefruhige Frau, ungefähr seines Alters, aber noch immer ausgezeichnet schön. Ich zweifle nun nicht mehr, dass das Glück seines Lebens fest begründet ist und zugleich die höchste Reinigung und Weihung seines ganzen Wesens“*). Einen ähnlichen Eindruck von der günstigen Veränderung, die nicht zum wenigsten dieser Einfluss auf ihn bewirkt hatte, scheint Goethe empfangen zu haben, als er im Herbst 1814 nach Hanau kam; „nie habe ich, meldete bald darauf Schulze an Passow, ihn milder und freundlicher gesehen; mein Wesen schien ihm jetzt mehr als früherhin zuzusagen und er hat mich auf eine wahrhaft herzliche Weise behandelt“. Schulzes Persönlichkeit und Leistungen wurden damals auch in hessischen Kreisen vielfach gerühmt; die Hanauer Regierung und der Hanauer Magistrat wiesen auf seine Verdienste hin; als bei seiner gefährlichen Krankheit sich das Gerücht verbreitete, er sei gestorben, schrieb Wilhelm Grimm, der persönlich ihn erst im Herbst darauf kennen lernte: „Er soll als Schuldirektor viel Gutes gestiftet haben und ein geistreicher lebendiger Mann gewesen sein“**). Warme Anerkennung zollte ihm auch Kurprinzessin Auguste, die Schwester Friedrich Wilhelms III.; als sie durch das Verhalten ihres Gemahls sich veranlasst sah im Winter 1815 ihren Wohnsitz in Hanau zu nehmen, bezeugte ihr dort die Bürgerschaft gleiche Theilnahme und Verehrung wie kurz zuvor in Marburg, wo noch heute ein Denkmal auf der nach ihr benannten Augustenruhe an ihren Aufenthalt erinnert; die Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit ihres Wesens, die Goethe sieben Jahre zuvor in dem ihr gewidmeten Gedicht besungen hatte, fesselten jetzt auch Schulze, da er von ihr beauftragt wurde ihre beide Töchter Marie und Caroline wöchentlich zwei Stunden zu unterrichten. Sie konnte sich dabei auf das Beste von seiner Tüchtigkeit und seinem pädagogischen Geschick überzeugen; warm verwandte sie sich für seine und seines Gymnasiums gerechte Ansprüche; Er-

*) S. Passows Leben und Briefe S. 192.

***) S. seinen Brief an Jacob in dem Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 444.

folg aber hatten auch ihre Vorstellungen nicht. Was Schulze gefürchtet und vorher verkündigt hatte, trat ein: seine Collegen verloren den Muth zu längerer Thätigkeit, da trotz aller Bitten und Mahnungen die ihnen gebührende Belohnung ihnen nicht zu Theil wurde. Im Frühjahr 1815 ging Börsch von Hanau nach Marburg, es war nur ein ungenügender Ersatz, dass Schulze den Pfarrer Hausknecht bestimmte, einen Theil des Unterrichts in den unteren Classen zu übernehmen; im August musste er vorstellen, dass bei dem zu befürchtenden Abgang Hausknechts der gänzliche Einsturz des Gymnasiums unvermeidlich sei, wenn nicht vor dem Anfang des künftigen Semesters die vacant gewordenen Lehrerstellen wieder besetzt und zweckdienliche Mittel getroffen seien, um den Lehrern eine pünktliche Auszahlung ihrer Besoldungen zu sichern. Wohl durfte er darauf hinweisen, dass er und seine Collegen Zipf und Rauch sich auf das äusserste angestrengt hätten, um die Lücken auszufüllen; eben von seiner schweren Krankheit genesen hatte er in der obersten Classe noch die Geschichtsstunden und die deutschen Stylübungen übernommen, so dass er allein in dieser jetzt alle Lectionen mit Ausnahme des französischen und mathematischen Unterrichts gab. Immer mehr widmete er seine ganze Arbeitskraft der Schule; von literarischen Arbeiten konnte er deshalb nur die Ausgabe Winckelmanns fortsetzen, von welcher im Jahr 1815 der vierte Band der Kunstgeschichte mit besonders reichhaltigen Anmerkungen erschien*) und für die er eine Uebersetzung des Trattato preliminare anzufertigen begann; trotzdem war er ausser Stand zu hindern, dass 42 Stunden wöchentlich im Gymnasium in Folge des Lehrermangels unbesetzt blieben.

*) Vom 22. März 1815 ist die Vorrede zu der ersten Abtheilung des sechsten Bandes von Winckelmanns Werken, des vierten der Kunstgeschichte datirt, in welcher auf 358 Seiten der Schluss des Textes der Kunstgeschichte abgedruckt ist; am 18. December 1815 sandte Schulze an Görres die zweite Abtheilung, welche nicht weniger als 1555 Anmerkungen auf 422 Seiten enthält. Schon im März 1815 hatte er auch die Uebersetzung des Trattato preliminare begonnen; Böttiger gegenüber sprach er aus, dass diese Arbeit mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden sei.

In öffentlicher Rede schilderte er bei dem Schluss des Schuljahrs diese Nothlage und kündigte an, dass, wenn nicht schleunige Hülfe erfolge, er in die traurige Nothwendigkeit versetzt sei, die vier bisher bestandenen Classen in drei zu verwandeln und also die einzige Schule des Fürstenthums Hanau, welche höhere wissenschaftliche Vorbildung bezweckte, in ihren Grundfesten zu erschüttern. „Werdet Ihr, fragte er seine Hörer, als Freunde und Beförderer des deutschen Lebens nicht unsere Trauer billigen, wenn Ihr bedenkt, dass der provisorische Zustand, d. h. die allmähliche Zerstörung dieser im deutschen Sinn gedachten und während der feindlichen Herrschaft neu belebten Anstalt mit dem Zeitpunkte beginnt, wo wir und mit uns alle Völker der deutschen Lande das Fest der Auferstehung aus dem Grabe der Sklaverei feiern?“ Es war bezeichnend für den Redner, wie er neben der Trauer dem Gefühl der Freude Ausdruck gab, dass trotz aller ungünstigen Verhältnisse, welche der Schule den Untergang drohten, seine Collegen und er nicht ohne glücklichen Erfolg für die Bildung ihrer Zöglinge gearbeitet, bezeichnend namentlich, wie er die Kraft und den Muth, mit der sie bis jetzt gewirkt, nicht ihnen zum Verdienst anrechnen wollte. „Man muss, sagte er, selbst öffentlicher Lehrer sein um zu wissen, welche wunderbare Stärkung mit unsichtbar sichtbarer Gewalt immer von neuem aus diesem schwierigen, aber schönen Berufe erblüht, und wie der Anblick einer unmündigen bildungsfähigen Jugend den Lehrer hebt, kräftigt und begeistert, dass er in seliger Selbstvergessenheit nur das Ewige fühlt, welchem er dienen möchte, indem er die werdenden Geschlechter der Menschen zum heiligen Dienste des Ewigen bildet. Diese Begeisterung des öffentlichen Lehrers steigert sich um so mehr, je grössere Schwierigkeiten sich ihm entgegen thürmen und je weniger er sich einer Hülfe von aussen erfreuen darf. Nimmer kann und wird er, so lange die Flamme dieser Begeisterung seinen Busen durchglüht, durch eine träge lässige hinbrütende Verwaltung seines hochwichtigen Amts zum Verräther werden an der heiligen Unschuld der ihm übergebenen Jugend. Er wird und muss ganz sein,

wofür er sich ausgiebt, bis zum letzten Augenblicke, und lieber wird er, wenn eine unbesiegbare Gewalt der Umstände an der pflichtmässigen Bildung seiner Schüler verhindert, an dem Kreise seiner öffentlichen Wirksamkeit freiwillig scheiden, als dass er einem feilen Söldner gleich sein besseres Wollen und mit ihm das gefährdete Heil geliebter Zöglinge den erbärmlichen Rücksichten auf persönliches Wohl kleinherzig aufopfern sollte. Aber er wird auch, wenn ein glücklicher Erfolg seine Bemühungen krönt, die Begeisterung, welche ihn erleuchtete und ihn aufrecht erhielt im nächtlich-stürmischen Dunkel niedriger Verhältnisse, als ein unmittelbares Geschenk einer gnädigen Gottheit erkennen, und fern von jeglichen Ansprüchen auf persönliches Lob demüthig dem ewigen Geiste huldigen, welcher wirkend Alles in Allem Gedeihen gab zu einem guten Werk. Und so schliessen wir den Kranz der Empfindungen, mit welchen wir diese Stunde feiern, am würdigsten durch das demüthige Gefühl des innigsten Danks gegen ihn, den Ewigen, der unsere Arbeit gesegnet und uns gestärkt, dass unser Muth nicht erlahmte, sondern bis jetzt in dem Kampfe mit einer ungünstigen Gegenwart sich siegreich behauptete“. „Ein schönes Morgenroth, so schloss er diese Rede, dämmerte am Himmel des deutschen Volks; Wolken können für den Augenblick den Glanz der Sonne verfinstern, aber sie fordert ihr Recht und wird früher oder später wieder hervorbrechen in ihrer unvergänglichen Schöne, um die Saat zu reifen, welche dem deutschen Volke eine sichere Zukunft verheisst. Darum lasst uns wachen und sorgen, dass es dem kommenden Tage nicht an Arbeitern gebreche.“

Aus der hier verkündeten Gesinnung hat Schulze die Kraft geschöpft, mit welcher er immer neue Anstrengungen nicht scheute, um seine geliebte Schule aufrecht zu halten; aber all seine Bemühungen fanden auch fernerhin bei der hessischen Regierung weder Anerkennung noch Unterstützung. Da auch eine neue Eingabe von ihm, in welcher nochmals dringend die Nothwendigkeit schleuniger Hülfe vorgestellt wurde, unerhört blieb, musste beim Beginn des neuen Schuljahrs, wie er vorausgesagt hatte, wirklich die dritte Classe

ganz geschlossen werden; in Folge dessen konnte kein Schüler aus der vierten Classe in die dritte Classe und alle Schüler der dritten mussten sofort in die zweite Classe versetzt werden, obgleich keiner von ihnen die für diese erforderliche Reife hatte. Um ihnen aber in der zweiten Classe den nöthigen Unterricht zu verschaffen und zugleich die bisherigen Mitglieder der zweiten Classe nicht ganz in ihrer Ausbildung zu hemmen, wurden Letztere fortan fast in allen Stunden mit den Primanern zusammen unterrichtet. Schulze hob hervor, wie schwierig die Durchführung dieser unvermeidlichen Massregeln für die Lehrer und wie bedenklich sie für alle Schüler sei; ihm wurde dadurch auch die grosse Freude genommen, mit der ihn ein Blick auf seine Classe bisher erfüllt hatte. Aber auch dieser Nothstand rührte die hessische Regierung nicht; da die Bürgerschule nicht minder verfallen war, äusserte vielmehr Geheimer Rath von Carlshausen, der vom Kurfürsten beauftragt wurde, Vorschläge zur künftigen Einrichtung des Hanauer Schulwesens zu thun, Anfang 1816 die Absicht, die beiden Schulen mit einander zu einer Anstalt zu verschmelzen. Einstimmig erklärten alle Mitglieder der Schulcommission sich gegen diesen Plan; Schulze verlangte, dieselbe solle Seine Excellenz auffordern diesen Gedanken doch zunächst näher zu entwickeln. Dixi et salvavi animam meam, schloss er sein Votum. Seine Geduld war erschöpft; hatte er eine Garantie für die Erfüllung seiner persönlichen gerechten Ansprüche in den Beschlüssen des Wiener Congresses über die Beamten des Grossherzogthums Frankfurt gesehen, so blieb bei dem Kurfürsten auch der betreffende Artikel 45 der Wiener Schlussacte zunächst ohne Wirkung. Schulze wandte sich deshalb persönlich an Stein, der im Namen der Verbündeten über die Ueberweisung Hanaus mit dem Kurfürsten verhandelt hatte; Stein erwiderte ihm: „Herr, geben Sie mir mehr Kanonen, als der hat; sonst kann ich Ihnen nicht helfen“*).

*) Vielleicht bezieht sich gerade auf diese Begegnung zwischen Stein und Schulze die ähnlich lautende mehrfach nachgeschriebene Erzählung von Pertz in Steins Leben III, 475, dass „als sich jemand gegen Stein über den Kurfürsten von Hessen beklagte, er ausrief:

Unter diesen Umständen hatte Schulze es für seine Pflicht halten müssen, für seine Kraft einen andern Wirkungskreis zu suchen. Alte Liebe fesselte ihn an den preussischen Staat und an seine Bildungsanstalten; in ihm, dachte er, wie er Passow schrieb, „für seine deutsche Gesinnung den freiesten und günstigsten Spielraum zu finden“. Von diesem Standpunkt aus musste ihm besonders eine Stellung in dem eben Deutschland wiedergewonnenen, Preussen überwiesenen Rheinland erstrebenswerth erscheinen — und umgekehrt war er eben für solche durch seine Hanauer Thätigkeit besonders gut vorbereitet. Mehrfache Verhandlungen wurden angeknüpft: Schulze schrieb u. A. an seinen alten Haller Studiengenossen Kortüm, der jetzt als Director in Düsseldorf wirkte; von seinen Haller Lehrern interessirten sich Wolf und Schleiermacher, die 1814 ihn in Hanau besucht hatten, für seine Berufung nach Preussen; schon bald nach der Befreiung des linken Rheinufers von französischer Herrschaft hatte ihm Görres mehrere bestimmte Anträge gemacht, der damals bekanntlich von Gruner zum Director des öffentlichen Unterrichts ernannt war. Mit wärmster Sympathie kam Schulze dem Herausgeber des Rheinischen Merkur entgegen, von dessen „herrlichem Eifer für die gute Sache“ er sich grosse Wirkungen versprach. Mit hohem Genuss las er, wie Görres „mit Blitz und Donnerkeilen“ schleuderte; der Merkur erschien ihm „wie ein Vesuv von einer hohen Hand mächtig hingepflanzt in die Ecke zwischen Mosel und Rhein zum Schutz und Trutz gegen das Franzosenthum“*).

Was kann das Alles helfen? Geben Sie mir Kanonen; mit Vernunftgründen ist bei dem nichts auszurichten“. Doch ist auch sehr möglich, dass sich Stein zu einer derartigen Aeusserung mehr als einmal veranlasst sah. Ein bezeichnendes Gegenstück zu der unten erwähnten Mittheilung Schulzes über seinen Freund Rupprecht bietet der ebenda V, 48 abgedruckte Brief Steins vom 9. Mai 1816 über die hessischen Officiere und namentlich über den Oberstlieutenant Baumbach, dem Stein sich freute eine Stellung verschafft zu haben, in welcher er „nicht mehr abhängig von seinem undankbaren herzlosen Landesherrn — glaubt dieser Greis, Gott werde seine Undankbarkeit gegen Männer, die für ihn Leben und Vermögen eingesetzt, ungestraft lassen?“

*) S. seinen Brief an Görres vom 24. Mai 1815 in G.s gesammelten

Er selbst lieferte Görres einen Beitrag; als nach der zweiten Einnahme von Paris nachgeholt werden sollte, was bei der ersten versäumt war, die von den Franzosen geraubten Schätze der Museen und Bibliotheken zurückgefordert wurden, veröffentlichte er im Merkur*) eine Mahnung, den handschriftlichen Nachlass Winckelmanns, der aus der Villa Albani nach Paris entführt war, nicht länger in den Händen des Volks zu lassen, das von Winckelmann unerbittlich gehasst wurde. „Was dem teutschen Volke angehört, darf, meinte er, kein König oder Kaiser in übel verstandener Gutmüthigkeit auf neue an die Franzosen verschenken. Jetzt oder nimmer können die Teutschen auch Winckelmanns zürnenden Schatten versöhnen und besonders den Preussen geziemt es ihrem grossen Landsmann dieses erste und würdigste Todtenopfer zu bringen“. Seine Mahnung blieb ohne Erfolg; aber je mehr der Herausgeber des Merkur seinen Mitarbeiter kennen lernte, um so iebhafter wünschte er den gesinnungsverwandten erprobten Pädagogen für die Bildung seiner rheinischen Heimath zu gewinnen; er bot ihm deshalb verschiedene Aemter an; namentlich schlug er vor, ihm die Direction des Gymnasiums in Coblenz zu übertragen. Doch Görres' Vorschläge

Briefen II, 464. In einer Nachschrift vom 2. Juni empfahl er seinen Freund Rupprecht, den oben erwähnten Führer der vierten Escadron der freiwilligen Jäger, der eine Anstellung im preussischen Heer suchte, da man ihm im Hessischen trotz seiner wiederholten Bitten keinen Wirkungskreis angewiesen. Nach den ebenda S. 472 ff. abgedruckten Zeilen Schulzes vom 30. September und 18. December 1815 ist mehrfach erzählt, dass seine Berufung nach Coblenz durch Görres bewirkt sei; im Text ist nach genaueren Aufzeichnungen Schulzes, namentlich nach seinen Briefen an Passow die thatsächliche Entwicklung der Berufsangelegenheit geschildert.

*) In Nr. 276 vom 31. Juli 1815. Dass diese Mahnung von Schulze verfasst ist, ergiebt sich aus Briefen von ihm an Passow und Böttiger, in denen er schrieb, er habe sich wegen der Rückforderung des Winckelmannschen Nachlasses an Müffling, den damaligen Gouverneur von Paris, gewandt und in gleicher Absicht einen Artikel im Merkur veröffentlicht; Müffling habe deshalb mit Humboldt gesprochen und hoffe ein günstiges Resultat. Wie die Franzosen verstanden sich der Erfüllung solcher Anforderungen zu entziehen, schildern anschaulich die Berichte Grootes in Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung Bd. I, 38 ff.

kamen nicht zur Ausführung, da Sack, an den er dieselben zunächst gerichtet hatte, bekanntlich Anfang 1816 vom Rhein nach Pommern versetzt wurde und vor seinem bevorstehenden Abgang keine neuen Einrichtungen hinsichtlich des Schulwesens treffen wollte. Schulze billigte dies durchaus; Görres hatte nach seiner Ansicht nur darin gefehlt, dass er ihm Dinge als entschieden vorgelegt hatte, die noch problematisch waren. Inzwischen aber war bereits von anderer Seite Schulzes Berufung nach Coblenz beantragt; sie wurde besonders durch Süvern betrieben und durchgesetzt, der unter allen damaligen Berliner Geheimen Räthen mit grösstem Eifer und Verständniss für das Schulwesen des Staats bemüht war. Schon im Sommer 1815 hatte er bei einer Reise nach dem Rhein und Main persönlich mit Schulze verhandelt; nachdem auch Graf Solms-Laubach, der 1816 das Oberpräsidium über eine der neugebildeten rheinischen Provinzen übernahm, sich sehr günstig für Schulze geäussert hatte, wurde dieser durch Rescript vom 14. März 1816 zum Schulrath bei dem Consistorium und Schulcolleg in Coblenz mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Thalern ernannt; er wurde angewiesen sich baldigst bei dem neuen Oberpräsidenten in Coblenz, bei Ingersleben zu melden und seine Geschäfte zu übernehmen.

Schulze zauderte keinen Augenblick diesem Ruf zu folgen. Allerdings hatte er kurz zuvor aus Kassel nun endlich seine definitive Ernennung zum Oberschulrath erhalten, aber auch jetzt war dabei mit keiner Silbe seiner Besoldung gedacht. Noch an demselben Tage, an dem das von den Ministern Schuckmann und Bülow unterzeichnete Rescript in seine Hände kam, am 4. April richtete er darauf ein Schreiben an den Kurfürsten, in dem er um seine Entlassung aus dem hessischen Dienst und zugleich um baldigste Auszahlung der von seiner Besoldung ihm noch zukommenden 1312 Gulden bat. Es fiel ihm nicht leicht von seinen Schülern und der Bevölkerung zu scheiden, deren Begabung und Beweglichkeit, deren Tüchtigkeit und Bildsamkeit er noch ein halbes Jahrhundert später warm anerkannt hat*); manche Freunde hatte er sich

*) In einem Brief an Leopold Schmidt vom 29. November 1865.

gewonnen, mit denen er auch ferner verbunden blieb, darunter namentlich seinen Schwager Karl Rössler, der später um die Stadt Hanau mannigfache Verdienste sich erworben und auch als Mineralog sich ausgezeichnet hat; wohl empfand er, welches Opfer er seiner Frau auferlegte, indem er ihr zumuthete die Stadt zu verlassen, in der sie angesessen war, an welche alte und theure Erinnerungen von ihr und ihrer Familie*) sich knüpften, auf deren Friedhof ihr Vater, ihr erster Mann und ihr Töchterchen ruhten. Aber sie selbst war nicht zweifelhaft darüber, dass sie ihn nur in seinem Entschlusse bestärken dürfe; da sie persönlich ihn nicht sofort begleiten konnte, weil sie ihm kurz zuvor am 15. März den ersten Sohn geboren hatte, trat er am 14. April 1816, am ersten Ostertag, zunächst allein die Reise an, die ihn aus der Ebene an Main und Kinzig in den Mittelpunkt der romantischen Pracht des Rhein- und Mosellandes führte, aus dem Hanau des Kurfürsten von Hessen in das Coblenz Gneisenaus.

*) Schulze selbst nahm ein besonderes Interesse an Winter von Guldenborn, dem Vater der Urgrossmutter seiner Frau, der im dreissigjährigen Krieg aus schwerster Noth den Grafen von Hanau und die Stadt gerettet hatte. Er dachte einmal daran die Biographie desselben zu schreiben; eine solche ist 1863 von G. W. Röder in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte Bd. X, S. 97—172 veröffentlicht.

Fünftes Capitel.

Coblenz 1816—1818.

Nichts fand Schulze in den ersten Wochen seines Coblenzer Lebens mehr zu beklagen als die Trennung von seiner Frau; wir verdanken diesem Umstande, dass wir durch die ausführlichen Briefe, die er an sie schrieb, genau über seine ersten dortigen Eindrücke unterrichtet sind*). Lebendig

*) Ausser diesen und anderen Briefen Schulzes, namentlich solchen an seinen Schwager Karl Rössler boten mir für den folgenden Abschnitt besonders werthvolle Aufschlüsse die eingehenden Berichte von ihm über die damals ihm unterstellten Gymnasien, die sich jetzt in den Akten des rheinischen Provinzialschulcollegiums befinden und deren Benutzung mir von diesem gütigst gestattet wurde. Ueber den Kreis hervorragender Persönlichkeiten, in den Schulze hier eintrat, sind interessante Mittheilungen in der Sammlung von Görres' Briefen und Schriften, von Delbrück im Leben Gneisenaus Bd. V S. 4 ff., von A. Hagen, Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten S. 219 ff., von K. Schwartz, Leben von Clausewitz II S. 172 ff. und von Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach S. 41 ff. und in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Meusebach und den Brüdern Grimm S. VIII ff. veröffentlicht. Wie Wendeler benutzte auch ich das aus dem Besitz von Sixt von Armin auf die Berliner Königliche Bibliothek gekommene Exemplar der von Meusebach gedichteten und von ihm nur an 25 Freunde vertheilten „Eintagsschönchen, auf- und abgeblüht zu Coblenz an dem Rhein 1814—1818“, deren Lectüre den geselligen Verkehr in Meusebachs Coblenzer Freundeskreis vor Augen stellt. Für die Erkenntniss der Umwandlung, die sich in Coblenz unter dem Einfluss der 1815 begründeten Verhältnisse und namentlich der im folgenden Abschnitt erwähnten preussischen Civil- und Militärbeamten vollzogen hat, finden sich bezeichnende Daten namentlich im ersten Band von Perthes' Politischen Personen und Zuständen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft, in der hier S. 487 ff. von ihm aufgeführten Literatur, in seinen Mittheilungen über seines Vaters Rheinreise 1816 im zweiten Band von Perthes' Leben (6. Aufl.,

spricht sich in ihnen aus, wie ihm das Herz aufging, da er in dem schönen Land, wo „in den grünen Rhein die Mosel fließt“, an dessen Wiedergewinn für Deutschland sich freuen, an dessen Neubelebung durch deutschen Geist mitarbeiten durfte, in Gemeinschaft mit gleichgesinnten hochbegabten Patrioten, die hier um Gneisenau sich sammelten. Durchaus entsprachen seiner Stimmung die Gedichte, in denen seine hier gewonnenen Freunde Schenkendorf und Meusebach den Helden und seine Tafelrunde am Rhein besangen; in treuer Brust hat auch er stets die Erinnerung an die sonnigen Frühlingstage, an denen er mit ihnen zusammen „auf leichtem Kahn den grünen Fluss hinunter fuhr“, und das Bild des Feldherrn behütet, dessen „Wüdr' und Huld und klare Milde heitere Ehrfurcht rings geboten“. Je schmerzlicher er unter kurhessischer Herrschaft jede Regung freier deutscher Gesinnung an massgebender Stelle vermisst hatte, um so mehr erquickte ihn der Eintritt in einen Kreis, dessen Glieder bei mannigfachen grossen Verschiedenheiten sämmtlich einig waren in dem Bestreben, auch im Frieden den Geist zu bewahren und zu bethätigen, in dem ihr Haupt kühn das Vaterland befreit hatte.

Einen Hauch dieses Geistes verspürte Schulze sofort bei dem ersten eingehenden Gespräch, das er in Coblenz führte. Als er hier am Abend des 15. April 1816 eintraf, hörte er, dass hier jetzt als Major Wilhelm von Scharnhorst lebe. Beide hatten zusammen einst in Halle studirt; Schulze war sehr erfreut hier den alten Bekannten wiederzufinden. Tief ergriff ihn die Rührung, mit welcher dieser älteste Sohn Scharnhorsts von seinem grossen Vater sprach und dessen Bild ihm zeigte; mit froher Hoffnung erfüllte ihn, was ihm dieser nahe Vertraute, der spätere Schwiegersohn Gneisenaus von dem Feldherrn und seiner Umgebung, von den Coblenzer Menschen und Verhältnissen erzählte. Er konnte sich bald von der Richtigkeit dieser Schilderung persönlich überzeugen. Schon am Abend des 17. verlebte er in einer Gesellschaft,

S. 89 ff.), in den drei ersten Bänden von Eilers' Wanderung durchs Leben und den neueren in der Zeitschrift für preussische Geschichte Bd. XIX S. 499 verzeichneten Schriften.

in die Scharnhorst ihn einführte, einige angenehme und anregende Stunden mit mehreren ihm gleichalterigen Offizieren und Civilbeamten; als er am Tage darauf Gneisenau seinen officiellen Antrittsbesuch machte, wurde er von ihm sofort zur Tafel geladen. „Mit wahrer Begeisterung, schrieb er unmittelbar darauf seiner Frau, bin ich von Gneisenau gegangen. Du glaubst nicht, was für ein schöner Mann er ist; auch sein Organ ist sehr wohlklingend und die Wunde über das Gesicht giebt ihm ein wahrhaft heroisches Aussehen“. Königlich erschien ihm die Würde, mit welcher Gneisenau ihn empfangen hatte; im Gespräch, das dieser „bei seiner vielseitigen Bildung immer auf wichtige Gegenstände zu leiten“ wusste, bewunderte er seinen scharfen historischen Blick. Aus den Schilderungen von Arndt und Steffens, von Raumer und Haeckel ist bekannt, wie Gneisenau den Umgang mit „Civilisten“ liebte, wie er in ihm seiner Achtung für eine jede Art höherer geistiger Bildung lebenswürdigsten Ausdruck gab; mit Schulze liess er sich, da er dessen Uebersetzung des Arrian kannte, in eine weitläufige Discussion über Alexander den Grossen ein und „sehr richtig urtheilte er, dass er durchaus eine poetische Natur gewesen“. Immer lieber gewann Schulze in den folgenden Wochen den „herrlichen Mann“, je klarer dessen Gemüthsleben sich ihm enthüllte; auch er erfuhr, wie unwiderstehlich gebietend gerade die „stille Demuth“ Gneisenaus, „vor seinem Ruhm sein eigenes Erröthen“, die natürliche warme Freundlichkeit des „Manns von Stahl und Eisen“ wirkte. Nie hat er vergessen, wie der Besieger Napoleons ein Gespräch über diesen mit den Worten schloss: „Unsere Klugheit hat ihn nicht überwunden, sondern die hohe ihm unverständlich gebliebene Begeisterung und Vaterlandsliebe des preussischen Volks“. Entzückt schilderte er seiner Frau, wie er bei einem Besuch einmal „den Helden Deutschlands unter mehr als vierzig Kindern fand, mit denen er spielte, um seinem Sohn, einem Knaben von fünf Jahren, eine Freude zu machen“.

In dem Kreis, in welchem der Einfluss dieses Mannes herrschte, war alles kleinliche und prunkende Scheinwesen ausgeschlossen; in ungezwungenem und heiterem Verkehr

entfaltete sich frei in Ernst und Scherz die Eigenart der geistvollen Menschen seiner Umgebung, die nach Meusebachs Wort nicht zu unterscheiden wussten, ob sie ihn verehren oder lieben mussten. Gleich bei ihrem ersten Gespräch hatte er Schulze empfohlen, den Chef seines Generalstabes, seinen nächsten Freund Clausewitz aufzusuchen; dessen hervorragende geistige Bedeutung trat auch Schulze sofort entgegen; „er gilt, schrieb er seiner Frau, für den klügsten und wissenschaftlichsten Offizier in der ganzen Armee“. Besonders hingezogen aber fühlte er sich zu Karl von der Gröben, der noch zwei Jahre jünger als er, acht Jahre jünger als Clausewitz, jetzt neben diesem Gneisenau zur Seite stand. Er hatte kurz zuvor am Schluss all seiner Irr- und Kriegsfahrten, die er für den heiligen Kampf der Befreiung unternommen hatte, sich in Paris das schönste Siegespfand gewonnen, da ihm hier „in Lieb und Frieden Dörnbergs Tochter die Hand bot“; im Genuss des neuen Glücks, das ihm und dem Vaterlande erblüht war, erschien der hochgewachsene, kräftige, tapfere Mann, den Gneisenau gern seinen Bayard nannte, als einer der liebenswürdigsten Menschen, die Schulze je gesehen; namentlich ansprechend fand dieser Gröbens herzliche Freundlichkeit gegen Kinder; deshalb bestimmte er ihn neben seinem Schwager Karl Rössler und seinem alten Freunde Passow zum Pathen seines eben geborenen Söhnchens. Schon nach jener ersten Gesellschaft, an welcher er in Coblenz Theil nahm, hatte er seiner Frau geschrieben, am meisten habe ihm Gröben und unter den anwesenden Civilbeamten Karl von Meusebach gefallen. 1815 nach Coblenz als Präsident des für die Rheinlande errichteten provisorischen Revisionshofes berufen, hat auch dieser „seltene und seltsame“ Mann dort seine glücklichsten Tage gesehen; hat er erst später in Berlin, wohin er 1819 versetzt wurde, seine grossen literarischen Sammlungen in einer Ausdehnung betrieben, dass sie seinem Namen ein dauerndes Andenken sichern, so war doch das stille Gelehrtenleben, das er in der Grossstadt geführt hat, nicht frei von mancherlei ihn betrübenden und bedrückenden Verstimmungen; in den „wonnereichen Fluren, in den lachenden Gefilden“ des Rheinthals aber ist

ihm, wie er selbst gesungen, „ein voller Kranz von Blumen in reicher Blüthe aufgegangen“; durch seinen unerschöpflichen Humor, mit dem er stets neu und eigenartig die geselligen Zusammenkünfte der Freunde zu würzen wusste, hat er den Namen des „Präsidenten der Coblenzer Liebenswürdigkeit“ sich erworben.

In besonders nahen Beziehungen standen Meusebach und Gröben zu den beiden hervorragenden deutschen Schriftstellern, die damals ebenfalls diesem Kreise angehörten; bald ist auch Schulze in ein freundschaftliches Verhältniss zu ihnen, zu Görres und Schenkendorf getreten. Gleich bei der ersten persönlichen Begegnung mit Letzterem erfreute er sich der Verbindung von männlichem Freimuth und zarter Innigkeit der Empfindung bei dem ritterlichen patriotischen Sänger; schon vorher hatte er am 20. April Görres, der eben von einer Reise heimgekehrt war, zufällig bei einem Besuch getroffen, war von ihm sofort mit nach Haus genommen und hatte den mächtigsten Eindruck von den Ausbrüchen seines „grossartigen Zorns“, von den „glühend warmen Bildern empfangen, mit denen er die Schlechtigkeit und Mattherzigkeit der meisten deutschen Fürsten malte“. Vollständig stimmten sie im Urtheil über den Kurfürsten von Hessen zusammen. Dieser hatte Görres einmal einen Wechsel von 14 Louisdor mit dem Wunsch übersandt, er möge nichts über Hessen in seinen Merkur aufnehmen, was er nicht zuvor nach Kassel eingeschickt habe; den gewünschten Erfolg hatte er natürlich durch solch grobes Mittel noch weniger erreicht als sein vertrauter Diener Buderus von Carlshausen, welcher den Namen des Verfassers der Artikel, in denen er angegriffen war, hatte erfahren wollen und dem Görres darauf gerathen hatte, er möge doch selbst einen Bericht über seine Geschäftsführung der Oeffentlichkeit übergeben oder bei seinem Kurfürsten die Einsetzung einer Commission zur Prüfung der gegen ihn erhobenen Anklagen beantragen*).

*) Die betreffenden Artikel „aus Hessen“ im Rheinischen Merkur waren von Wilhelm Grimm verfasst, in dessen Kleinen Schriften I, 543 ff. sie wieder abgedruckt sind. S. hier S. 546 und 547 die Bemerkungen über Buderus von Carlshausen und vgl. über diesen auch Stengel,

Freilich keineswegs überall billigte Schulze so wie hier Görres' Verfahren; aber noch hatte nicht klar die Verschiedenheit ihrer Auffassung wichtigster Fragen sich entwickelt, noch fühlten sich die meisten Mitglieder dieses Coblenzer preussischen Beamtenkreises mit dem rheinischen Tribunen durch ihnen gemeinsame nationale Gefühle, Sorgen und Hoffnungen verbunden. Bewunderten sie das Feuer seines Geistes, die Wucht und den unerschrockenen Freimuth seiner Rede, so sprach auch ihnen wie Friedrich Perthes, der 1816 Coblenz besuchte, für Görres' „moralischen Sinn“ sein Hauswesen und seine Familie, namentlich „seine herzliche einfache gar liebe Frau“, die nach Schulzes Worten „zu dem unbeugsamen fast starren Charakter des Mannes einen schönen versöhnenden und mildernden Gegensatz bildete“. Als einen besonderen Reiz ihres Coblenzer Lebens empfanden bald beide Schulzesche Eheleute den Verkehr mit ihr und anderen Frauen, die nicht minder als ihre eben besprochenen Männer sie anzogen, so mit Henriette von Schenkendorf, mit Ernestine von Meusebach, zu der Frau Schulze schon von früher her Beziehungen hatte, und mit Marie von Clausewitz, der durch ihre Jugendfreundin die Kurprinzessin Auguste Schulze nachdrücklich empfohlen war; bald erkannte auch er, wie sehr sie „ebenso durch ihren Verstand als durch ihre Herzensgüte und Bescheidenheit ausgezeichnet“ war.

Ausser den Genannten erwähnt Schulze von Mitgliedern des geselligen Kreises, in dem er sich „jugendlich heiter“ bewegte, noch den ihm schon von Weimar her bekannten Müffling, der im Mai 1816 in Coblenz eintraf, um dort in den folgenden Sommern grössere Vermessungsarbeiten zu leiten, von andern Generalen Aster, Braun, Dobschütz, ferner die Adjutanten Gneisenaus Jasmund, Hansen, Stosch und Tümping, endlich von Civilbeamten den Regierungs-Präsidenten von Schmitz-Grollenburg, den General-Procurator Eichhorn und seinen nächsten Collegen Assessor Lange, den talentvollen

Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen II, 13 ff. 398 ff. und mit Schulzes Erzählung über die aus Cassel an Görres gerichtete Geldsendung Wilhelm Grimms Schreiben vom 7. Mai 1815 in den Görres-Briefen II, 463.

Uebersetzer Herodots; auch er hebt ausdrücklich hervor, welch vortreffliches Einvernehmen zwischen Militärs und Civilisten herrschte, wie „frei, herzlich und lebendig“ es bei ihren Zusammenkünften herging. „Man scherzt, foppt einander und ist mit allem, was sich bietet, zufrieden“: so schreibt er seiner Frau nach einem Nachmittag, an dem er zusammen mit Meusebachs, Scharnhorst und Hansen die Marxburg bestiegen hatte; die belebte Unterhaltung hatte ihn nicht minder erfrischt, als die köstliche Luft und der Blick auf die blühenden Bäume an beiden Ufern des herrlichen Stroms. Bald darauf berichtete er von einem abendlichen Ueberfall bei Eichhorn. „Ein Ueberfall, Du wirst lachen. So nennt der Kreis meiner hiesigen Freunde eine Gesellschaft, welche sich zusammenthut und unangemeldet zu diesem oder jenem des Abends geht und sich von ihm bewirthen lässt, vorlieb nehmend mit dem, was gerade da ist. Die Ueberfallenden waren dieses Mal stark an Mannschaft: Görres mit seiner Frau, Meusebach und Frau, Stosch, Scharnhorst und Gröben und meine Wenigkeit, die vom Strome mitgezogen wurde; dem heiteren Charakter der hiesigen Gesellschaft gemäss wurde Bindekuh gespielt und endlich bei einer Guitarre und Violine von Einzelnen gesungen. Alle waren in der besten Laune und so blieb die Gesellschaft fast bis zwei Uhr zusammen“. Schulze war überzeugt, solcher Umgang mit solchen Menschen, die auf das glücklichste helle Lebenslust mit ernster Arbeit für grosse ideale Ziele verbanden, werde das Einleben in die neue schöne Heimath auch seiner Frau erleichtern, deren Abwesenheit allein ihm immer sehnsüchtigere Seufzer entlockte. Alle Wünsche für sein persönliches Behagen schienen erfüllt, da ihm nach anderthalb Monaten der Trennung die Stunde des Wiedersehens mit ihr schlug. Um ihr bei dem Umzug behülflich zu sein, reiste er Ende Mai nach Hanau, dort feierten sie Anfang Juni den ersten Jahrestag ihrer Hochzeit und die Taufe ihres Erstgeborenen; unmittelbar darauf fuhren sie nach Coblenz, wo sie am Clemensplatz eine geräumige freundliche Wohnung in einem neugebauten Hause bezogen. Aus ihren Fenstern sahen sie auf eine schöne

Lindenallee, auf ein Stück des Rheins und die nahen Berge: voll ergriff sie der poetische Zauber des Lebens in dieser Gegend unter diesen Verhältnissen.

Die Vereinigung, in der sie und ihre gleichgestimmten Freunde auf diesem durch Natur und Geschichte geweihten Fleck deutscher Erde deutsche Gesinnung pflegten, hat ihnen allen für ihr ganzes Leben erquickende und anregende Eindrücke hinterlassen; nicht lange aber ist sie ungestört geblieben. Die unter einander so verschiedenartigen Genossen dieses Kreises fühlten sich verbunden und gehoben durch ihnen gemeinsame patriotische Hoffnungen und durch die gleiche Verehrung des vaterländischen Helden, um den sie hier am befreiten deutschen Rhein sich geschaart hatten; „es lag, schrieb Marie von Clausewitz später an Gneisenau, ein ganz eigener Zauber darin gerade mit Ihnen dort zu sein, jede Freude über die himmlische Gegend, jeder frohe Gedanke an die Befreiung schien neuen Dank, neue Verehrung für den Befreier zu heischen. . . Dies Gefühl theilten alle mit mir, es war das Band, das uns mit einander vereinigte, und dieser einzige Berührungspunkt wäre hinreichend gewesen, um uns alle zu einer Familie zu machen.“ Wie musste es da von ihnen Allen empfunden werden, dass die hochfliegenden Wünsche, die sie für des Vaterlandes Neugestaltung hegten, sich nicht erfüllten, dass nach den Tagen höchster patriotischer Begeisterung politische Müdigkeit und Abspannung, Enttäuschungen und Reibungen in Deutschland und Preussen sich geltend machten, dass der „Familie“ selbst unter dem zusammenwirkenden Einfluss dieser allgemeinen Verhältnisse und ganz persönlicher Momente ihr Haupt und mehrere ihrer Glieder entzogen wurden! Schon am 28. April 1816 hatte Schulze seiner Frau gemeldet: „Ein grosser Verlust steht allen Coblenzern bevor; Gneisenau wird auf unbestimmte Zeit Urlaub nehmen.“ Wohl sprach er dann mehrfach in den folgenden Wochen seine Hoffnung auf Hebung der Missverständnisse aus, die Gneisenau zu solchem Entschluss bestimmt hatten; diese Hoffnung aber ist bekanntlich nicht in Erfüllung gegangen; am 13. Juli schied Gneisenau für immer aus dem Kreis, der in ihm sein Haupt

verehrt hatte. Im folgenden Jahr wurde Gröben vom Rhein nach Schlesien versetzt; noch ehe dasselbe zu Ende ging, wurde Schenkendorf an seinem 34. Geburtstag, am 11. December 1817, seinen Freunden und dem Vaterland durch einen unerwartet frühen Tod entrissen. Bei seiner Bestattung erinnerte Schulze daran, wie „milde und schonend, hilfreich und freundlich, bescheiden und sicher der heimgegangene Freund trotz seines Feuereifers gegen alles Verkehrte, Schwächliche und Schlechte allen seinen Brüdern begegnete, wie gross und herrlich sein Herz für König und Vaterland, für die Selbstständigkeit und Einheit des deutschen Volkes schlug, wie kräftig, eindringlich und stark seine Stimme ertönte, wenn sein liederreicher Mund das grossartige Heldenthum der deutschen Vorzeit sang oder die Schlangen der Gegenwart beschwor, indem er zum muthigen Widerstand gegen Schlawheit und Halbheit, fremde List und Uebermacht mahnte und den seligen Tod fürs Vaterland preisend die Edlen verherrlichte, die in solchem Kampf ihr Leben beschlossen“. Besonders aber betonte er die warme Liebe des gebornen Ostpreussen zum deutschen Rhein und seinen Anwohnern, sein Streben, ihren Wohlstand, ihre Zufriedenheit zu fördern und sie je länger je mehr mit den übrigen Preussen zu einigen und zu befreunden.

Für die hier bezeichnete nationale Aufgabe, deren Lösung Schenkendorf, Schulze und die anderen ihnen befreundeten preussischen Beamten am Rhein erstrebten, schienen ihnen die Beziehungen besonders wichtig zu sein, die sie mit Görres verbanden; aber gerade bei einem Blick auf seine Persönlichkeit und seine Geschieke in diesen Jahren treten deutlich auch die Schwierigkeiten entgegen, mit denen sie zu ringen hatten. Der Anklang, welchen der Rheinische Merkur gefunden hatte, erklärt sich daraus, dass er warmen und geistvollen Ausdruck den patriotischen Gefühlen der Zeitgenossen gab, ihrem Hass gegen alle undeutschen Bestrebungen, wie ihrer jugendlich schwärmerischen Begeisterung für deutsches Denken und Schaffen auf allen Gebieten des Lebens; aber so entschieden hier die Notwendigkeit einer politischen Herstellung Deutschlands betont wurde, so sehr

fehlte es an Klarheit über die Wege, die einzuschlagen waren, um das heiss ersehnte Ziel zu erreichen; hierfür förderliche praktische Massregeln zu ergreifen oder auch nur bestimmt zu bezeichnen war Görres nach seiner Anlage, seiner Bildung und seiner Thätigkeit am wenigsten befähigt. Wie erwähnt fühlte Perthes, als er 1816 ihn in Coblenz aufsuchte, sich auch im persönlichen Verkehr mit dem von ihm geschätzten Schriftsteller von ihm sehr angezogen durch das „Geniale des Geistes, das Rasche der Phantasie“, fand aber auch viel Unsicheres in seinen Ansichten. „Nach seinen Schriften und Briefen, schrieb er, hatte ich zwar Geistessprünge, gewagte Behauptungen, zuckende Blitze der Phantasie und des Witzes erwartet, aber nicht das sich selbst oft widersprechende recht eigentlich revolutionäre Räsonniren. Görres weiss gewiss nicht, was er will.“ Eine leidenschaftliche Opposition war ihm nach Perthes' Urtheil durch seine Zeit und sein Land eingepflanzt. Denn in Coblenz und Düsseldorf fand Perthes in dem Volk „etwas so Zerstreutes, über alles leichthin Räsonnirendes, was auch in der Religion sich ausspricht“, zugleich eine solche Hochschätzung der eigenen und solche Geringschätzung und Unkenntniss aller nicht rheinischen Sitten und Verhältnisse, dass es Preussen sehr schwer werden müsse, diese Bevölkerung für sich zu gewinnen. Die „wechselseitige gute Meinung, die Preussen und Rheinländer von einander hegten“, lernte er bei einem Tischgespräch kennen, bei dem „Meusebach und ein eiserner Kreuzritter die Preussenpartei gegen den Rhein-Görres bildeten; sie nannten alle aus der Revolution hervorgegangenen liberalen Ideen und Institute Napoleonismus und der sei es eigentlich, den die Rheinländer liebten und den sie nicht fahren lassen wollten. „Lithauer seid Ihr, rief ihnen dagegen Görres zu, Lithauer, denen die Leibeigenschaft noch an der Ferse klebt“*).

*) In ähnlicher Weise äusserte sich Görres in seinen schon von Stengel a. a. O. II, 196 citirten Briefen an die Grimms vom 15. Januar und 7. Juni 1817 über „das lithauische unverständige Volk“, mit dem er gestritten, und „unsere lithauische Wirthschaft“, über die ihm „speierlich“ werde. Wie verkehrt die Urtheile waren, die er bei seiner „natürlichen Parteilichkeit für das Rheinland“ über die Altpreussen fällte,

Scharf und klar hob unter den Genossen des Coblenzer Kreises namentlich Clausewitz die Gefahr hervor, die aus solcher Stimmung von Görres sich entwickeln könne. In einem vertraulichen Schreiben äusserte er 1817, dieser sei durchaus nicht mit den gewöhnlichen Schreibern der Provinz zu verwechseln, weit entfernt von dem Franzosenthum, das vielen Rheinländern anklebe, rechtschaffen und edeldenkend, aber in seinen politischen Grundsätzen mehr Demokrat als sich mit einer grossen Monarchie vertrage und weil er das Volk für einen verfolgten, misshandelten, gutmüthigen und redlichen Menschen ansehe und das wahre Verhältniss zwischen Volk und Regierung nicht erkenne, nicht revolutionsscheu. Er wünschte eben deshalb, dass Görres, der, seit bei der neuen Organisation der Behörden, in den Rheinlanden das ihm von Gruner anvertraute Amt des Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts weggefallen war, ohne amtliche Wirksamkeit lebte, von der Regierung beachtet und ihm eine bedeutende Stelle übertragen würde, um ihn selbst zu der Einsicht zu bringen, wie schwer es sei, die Forderungen der Opposition zu befriedigen. Aber zur Ausführung eines solchen Gedankens kam es nicht; vielmehr traten immer neue Reibungen zwischen diesem und Berliner Staatsmännern in der Auffassung seiner persönlichen Angelegenheiten, in der Behandlung seiner Landsleute und namentlich in der Verfassungsfrage ein.

Wie die Unklarheit der Wortführer der öffentlichen Meinung und die verschieden klingenden Aeusserungen der Regierung in dieser Angelegenheit zusammenwirkten, um die Gährung zu steigern, die in den Zeitverhältnissen begründet war, das zeigt besonders auch ein Blick auf die Geschichte der Agitation, die Görres in den letzten Monaten von 1817 und den ersten von 1818 betrieb. Am Tage des Wartburg-

die er weder kannte noch verstand, wie unberechtigt es jedem unbefangenen Kenner derselben erscheinen musste, wenn die Rheinländer „wohl das gesammte preussische Wesen Lithaumentum nannten, als ob das ein Schimpf wäre“, ist Görres selbst gegenüber von Jacob Grimm in seinem Brief vom 20. December 1822 dargelegt. (Görresbriefe III, 67 ff.)

festes, am 18. October 1817 regte er bei einem Festmahl zur Erinnerung der Leipziger Schlacht in Coblenz den Erlass einer Adresse an, in welcher dem König die vertrauensvolle Hoffnung, dass er bald sein Versprechen der Verleihung einer Verfassung erfüllen werde, und zugleich die Bitte ausgesprochen wurde, für die Ausführung des Artikel XIII der Bundesacte beim Bundestag einzutreten, um eine gleiche Beruhigung des übrigen Deutschland herbeizuführen. Bezeichnend für Görres waren die Worte der Adresse, nach denen die Wünsche ihrer Unterzeichner „ihrem wesentlichen Inhalte nach auf die Wiederherstellung der Freiheiten der Landschaft und der uralten wahrhaft deutschen Verfassung“ gingen, noch mehr die Bildung einer Deputation aus Abgeordneten des „Lehr-, Wehr- und Nährstandes“, als deren Wortführer er am 12. Januar 1818 die Adresse, für die er in Stadt und Land zahlreiche Unterschriften gesammelt hatte, dem persönlich kurz zuvor ins Rheinland gekommenen Staatskanzler überreichte, und seine bei diesem Anlass gehaltenen Vorträge. Hardenberg wies in seinen Erwidernsworten treffend darauf hin, wie unklar und bedenklich für eine freiheitliche Entwicklung manche der ihm vorgetragenen Wünsche seien, hörte jedoch freundlich den rheinischen Tribunen an, weil es ihm darauf ankam, dass Regierung und Bevölkerung sich kennen und verstehen lernten, um sich wechselseitig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In dieser Ueberzeugung dankte er Görres auch für die Blätter, in denen letzterer die Geschichte ihrer Unterredung der Oeffentlichkeit erzählte; gerade diese aber boten Beider gemeinsamen Gegnern in Berlin willkommenen Anlass den König gegen die populäre Bewegung einzunehmen; gleiche Verfügungen wurden gegen die Agitation für die Coblenzer Adresse erlassen; aber dadurch wurde dann wieder bei den Rheinländern und besonders bei Görres das Misstrauen gegen die Regierung und die feindliche Stimmung gegen alles gestärkt, was sie nach Görres' Ausdruck „das steinerne bittere Preussenthum“ nannten.

Ein besonders lebhaftes Interesse nahm Schulze an allen diesen Aeusserungen und Geschicken seines von ihm be-

wunderten rheinischen Freundes. Es war ihm peinlich, dass er beauftragt wurde sich von diesem die Akten und Geschäfte der aufgehobenen Generaldirection des öffentlichen Unterrichts übergeben zu lassen und Görres für den Verlust dieses Amtes keine ihn befriedigende Entschädigung erhielt; um die Nothwendigkeit einer solchen dem Ministerium darzulegen, verfasste er mehrere Eingaben, welche von seinem Vorgesetzten, von Ingersleben gebilligt und unterschrieben wurden und auch in Berlin nicht ohne Wirkung blieben. Schulze theilte auch keineswegs die dort besonders gehegten Bedenken gegen Görres' politisches Auftreten; er wünschte die Wiederaufnahme des Rheinischen Merkur, der kurz vor seinem Eintreffen in Coblenz unterdrückt war*); er unterschrieb auch ebenso wie Meusebach die Coblenzer Adresse. Er zog sich dadurch nicht nur eine officielle Rüge zu, den einzigen Tadel, wie er bemerkt, welchen er je von einer vorgesetzten Behörde erhielt; auch Clausewitz missbilligte diesen Schritt von ihm. In einem vertraulichen Brief an Gneisenau führte er aus, wie bedenklich ihm alle solche Akte individueller Willkür, revolutionären Einschreitens durch Volkadressen und Volksgesellschaften erschienen; als die weitere Entwicklung seine Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt und die Gegensätze geschärft hatte, betonte er in dem Aufsatz über politische Umtriebe**), den er einige Jahre darauf niederschrieb, nachdem Sand Kotzebue ermordet und Görres

*) Auch Schulze war der gleichen Ansicht, wie Zeune in seinem Schreiben aus Berlin an Görres vom 28. Januar 1816 (Görres-Briefe II, 485 ff.), dass die Unterdrückung des Merkur durch den russischen Kaiser veranlasst sei; im August 1816 äusserte auch Gneisenau in einem Brief an Clausewitz „die Hoffnung, dass man Görres erlauben werde den Merkur fortzusetzen“. S. Gneisenaus Leben V, 130.

**) Dass dieser interessante Aufsatz, den Schwartz in seinem Buche über Clausewitz am Ende seiner Darstellung von dessen Coblenzer Periode abgedruckt hat, sicherlich erst in Berlin geschrieben ist, beweist die besondere Rücksicht, die darin auf die im Text erwähnten Ereignisse genommen ist. Clausewitz' Brief an Gneisenau über die Coblenzer Adresse vom 12. November 1817 s. im Leben Gneisenaus V, 265 ff.; beim Lesen des letzten Absatzes drängt sich die Vermuthung auf, dass er zu einem späteren Schreiben gehört.

seine Schrift über Deutschland und die Revolution veröffentlicht hatte, nachdrücklich die Verkehrtheit dieses Buchs, das ewig in allgemeinen Declamationen, Bildern, Gleichnissen und Allusionen schwebe und dessen Verfasser es „bei aller Philosophie und Geschichte und Naturwissenschaft, die in seinen Schriften walten, an dem klaren Menschenverstande, an der schlichten einfachen Wahrheit“ fehle. „Was kann es, schrieb Clausewitz damals, für ein tüchtiges Schaffen in der praktischen Welt helfen, aus der Idee einen dünnen Faden fortzuspinnen, den selbst von den Lesern nur der zehnte Theil mit eignen Augen sieht und verfolgt und der von der übrigen Staatsbürgerschaft ewig ignorirt wird, an diesen dünnen Faden, weil er nicht eine einzige Realität tragen kann, lauter Schaumblasen von allgemeinen Begriffen sich anhängen und auf diese nun ein in hundert Farben spielendes Licht der Beredtsamkeit fallen zu lassen?“ Diese Worte richteten sich gegen Görres als den „besten Repräsentanten eines Unwesens“, in dem Clausewitz eine unter den literarisch gebildeten Deutschen seiner Zeit weit verbreitete Krankheit erkannte; unleugbar war eine Abirrung nach dieser Richtung auch für eine Natur wie die Schulzes zu fürchten; um so bedeutsamer und segensreicher war für ihn selbst seine amtliche Thätigkeit. Sie stellte ihm bestimmte praktische Aufgaben; war zu ihrem Verständniß und ihrer Behandlung nach dem ganzen Gang seiner bisherigen Entwicklung, nach seinem gründlichen Studium der Alten, nach den Erfahrungen seiner praktischen Thätigkeit in Weimar und Hanau der protestantische Schüler Wolfs und Schleiermachers von vornherein mehr geeignet als der redegewaltige katholische Publicist, so lernte er dabei immer besser, was Clausewitz mit Recht immer mehr an Görres vermisste, „dicht bei der concreten Wahrheit zu bleiben, klar und bestimmt über die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft zu denken“ und nach solcher Einsicht zu urtheilen und zu handeln; in stiller mühsamer aber fruchtbarer Arbeit wirkte er im Dienst des preussischen Staates für die Klärung und Verwirklichung der nationalen Gedanken des Coblenzer Freundeskreises, während Görres in zorniger Verbitterung von dem

Staat sich abwandte, durch den allein sie zu erfüllen waren, immer tiefer in romantische Phantasien sich verlor.

Von Schulzes Beamtenfähigkeiten überzeugte sich bald auch sein Vorgesetzter, der alte Ingersleben. Gneisenau hatte bei dessen Ernennung zum Oberpräsidenten in Coblenz Hardenberg gegenüber Bedenken geäußert, dieser aber sein Vortheil als ungerecht bezeichnet und die Zuversicht ausgesprochen, dass Ingersleben vollkommen in die rheinischen Provinzen passe; „er ist ein Mann von angenehmem Aeussern, hat sehr gefällige Formen und hat in seinem bisherigen Posten und bei der Uebernahme von Schwedisch-Pommern sehr gute Geschäftskennntnisse gezeigt, auch sich Liebe und Zutrauen erworben“*). In der That rechtfertigte er Hardenbergs Wahl; an Talent und Energie stand er wohl nicht nur Ludwig von Vincke, sondern auch seinem Cölner Collegen Solms-Laubach nach; aber seine Milde und Freundlichkeit machten ihn bei den Rheinländern beliebt und erleichterten und förderten die Wirksamkeit der ihm unterstellten tüchtigen Beamten, die er vertrauens- und verständnissvoll unterstützte. Ganz besonders hatte Schulze seines Wohlwollens sich zu erfreuen; im October 1816 berichtete dieser seinem Schwager, der alte Herr sei, wie er bisweilen bei wichtigen Veranlassungen zu thun pflege, auf seine Studirstube gekommen und habe ihm einen Bericht an das Ministerium des Innern vorgelesen, in dem er eine Gehaltserhöhung für ihn beantragt

*) S. Hardenbergs Brief an Gneisenau im Leben Gneisenaus V, 91. Nach dem ebenda S. 74 abgedruckten Brief Boyens empfahl dieser schon am 31. Januar 1816 Ingersleben, der sich sehr willig zeige, an Gneisenau. Da leider in der Allg. Deutschen Biographie Ingersleben keine Berücksichtigung gefunden hat, so muss, wer über seine Lebensverhältnisse sich unterrichten will, auch heute noch den 9. Jahrgang (1831) des Neuen Nekrologs der Deutschen S. 415 ff. aufschlagen; ein von Meusebach auf ihn verfasstes Gedicht findet sich in den Eintagschönchen S. 35; dass er nur in Folge einer Verwechslung mit einem gleichnamigen Verwandten fälschlich als Mitglied des Tugendbundes bezeichnet ist, hat Bärsch in seinen Beiträgen zu dessen Geschichte S. 28 bemerkt. Seine väterlich wohlwollende Art rühmt auch Eilers in seiner Wanderung durchs Leben II, 15 ff., der ebenda auch Schulzes Collegen Lange schildert.

und ihn einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Geschäftsmann genannt habe. Schulze legte auf dieses Lob besondern Werth, weil man ihn in Berlin Ingersleben gegenüber als einen schwärmerischen Menschen geschildert hatte: es machte ihm Freude, den „Leuten, die mit Geringschätzung auf die Theoretiker herabsehen“, zu zeigen, wie wenig Schwierigkeiten es ihm kostete, sich in den Geschäftsgang und in die Geschäftsformen zu finden, bei deren Behandlung seine Hanauer Erfahrungen ihm trefflich zu Statten kamen; die Anerkennung, die ihm gezollt wurde, that ihm doppelt wohl, nachdem er „unter dem hessischen Joch nur Gerechtigkeit gesucht und nicht gefunden“ hatte.

So war ihm hier ein fruchtbares Wirken für die grossen Aufgaben möglich, an deren Lösung er mit Ingersleben zu arbeiten hatte; wie sehr Beide in deren Auffassung einverstanden waren, zeigt sich deutlich darin, dass Ingersleben ausdrücklich seine volle Zustimmung zu der Denkschrift erklärte, welche Schulze am Ende des Jahres 1816 über das Kirchen- und Schulwesen im Grossherzogthum Niederrhein und besonders im Regierungsbezirk Coblenz verfasste*). Er war dazu durch den damaligen Staatsrath, den späteren Minister Klewitz veranlasst, der von Berlin in das Rheinland gesandt war, um an Ort und Stelle die dortigen Verhältnisse zu studiren und Vorschläge wie zur Linderung der durch die Missernte von 1816 entstandenen Noth**) so auch zur Regelung der Verfassungs- und Verwaltungsfragen zu thun; unter allen hochwichtigen Gegenständen schien ihm, wie er

*) Auf diese im Berliner Geh. Staatsarchiv (Rep. 74 H. II Nr. 13) aufbewahrte Denkschrift hat schon Treitschke, Deutsche Geschichte II, 277 hingewiesen.

**) Die hierauf bezüglichen interessanten Schreiben an den König und an Klewitz aus dem November 1816 sind von Neigebaur in seiner Darstellung der provisorischen Verwaltungen am Rhein von 1813—1819 (Köln 1821) S. 291 ff. abgedruckt; nur sehr kurz sind dagegen in diesem Buche die uns besonders interessirenden Verhältnisse des Unterrichtswesens behandelt. Dessen Verfall unter französischer Herrschaft und die Bemühungen Sacks für seine Hebung schildert Neigebaur S. 117 ff.; aus der spätern Zeit theilt er nur S. 259 ff. die Urkunden über die Gründung der Universität Bonn mit.

in seinem Berichte an Hardenberg hervorhob, die Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens oben an zu stehen, weil sie über die Stimmung und Bildung des jetzigen und der künftigen Geschlechter entscheide: sie war, nach seiner Ansicht, besonders wichtig und schwierig in den Rheinprovinzen, da diese „den feindlichen Einwirkungen so nahe liegen und katholische Unterthanen einem protestantischen Landesherrn ungleich mehr Vorsicht als einem katholischen unerlässlich machen“.

Von einer Betrachtung des katholischen Kirchenwesens im Rheinland ging auch Schulze in seiner Denkschrift aus. War durch die Wirren und Stürme der Revolutionszeit hier überall eine Zerrüttung seiner Ordnungen herbeigeführt*), so machte solche sich namentlich auch im Gebiet des Rhein- und Mosel-Departements bemerkbar, das Schulze aus persönlicher Anschauung am genauesten kannte und am meisten bei seinen Ausführungen berücksichtigte. Um einen bessern Zustand herzustellen, hielt er wie Klewitz eine baldige Besetzung der erledigten Bischofstühle und dabei eine solche Bestimmung ihrer Sprengel für wünschenswerth, „dass in jedem Regierungsbezirk auch nur eine bischöfliche Behörde wirksam wäre und nicht wie bis jetzt im Regierungsbezirk Coblenz fünf bischöfliche Behörden mit ihren Sprengeln sich gegenseitig durchkreuzten“. Doch fürchtete er, es würde noch geraume Zeit verfließen, ehe die Rheinprovinzen Bischöfe erhielten, wenn „man vor ihrer Ernennung die Abschliessung eines Concordats mit dem durch seine Leiden und traurigen Erfahrungen wenig bekehrten römischen Stuhl für nöthig“ erachtete; bei seinem Misstrauen gegen Verhandlungen mit dem „anmassungsvollen“ Rom, bei seinem lebhaften Wunsch nach einer „Organisation für die deutsche katholische Kirche, welche auf die reinen Grundsätze des ehrwürdigen Alterthums gebaut und den Bedürfnissen des an Kenntnissen und Erfahrungen fortgerückten Zeitalters angemessen“ sei, rieth er,

*) Vgl. darüber wie über die Gedanken und Versuche der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse Laspeyres, Geschichte und Verfassung der katholischen Kirche Preussens I, 733 ff. und O. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage II B, 1 ff.

dass der Staat zunächst für eine bessere Ordnung der Domcapitel und Herstellung der Landcapitel Sorge; vor allem legte er darauf Gewicht, dass der Staat „sich die Anhänglichkeit der Geistlichen nicht durch Begünstigung der Hierarchie, sondern durch die ihre Bildung fördernden Mittel und durch menschliche Rücksicht auf ihre erbarmenswerthe Lage“ sichere. Er wünschte deshalb eine bessere Besoldung für die katholischen Pfarrer, die sofortige Bewilligung einer Zulage von jährlich hundert Franken für die sogenannten Succursalpfarer, zugleich aber namentlich die möglichst baldige Herbeiführung einer besseren disciplinarischen und literarischen Einrichtung der geistlichen Seminare, bei welcher dem Staat das Recht vorzubehalten sei, „das ganze Personal vom Regens an zu ernennen. Auch müsste festgesetzt werden, dass nur demjenigen die Aufnahme in das Seminar vergönnt sei, welcher sich auf einem Landesgymnasium das Zeugniß der unbedingten oder wenigstens bedingten Tüchtigkeit zu den akademischen Studien erworben und in einem dreijährigen Cursus alle theologischen Fächer auf einer Universität absolvirt und seine Fähigkeit zur Aufnahme in das Seminar in einer zuvor abzuhaltenden Prüfung bethätigt hätte“. Die Auffassung, die Schulze in diesen und andern wichtigen kirchenpolitischen Fragen vertrat, entsprach im Wesentlichen durchaus den Anschauungen, welche gleichzeitig in der durch Solms-Laubach veranlassten auf die Erfahrungen der preussischen Beamten am Niederrhein gestützten Denkschrift, welche ähnlich mehrfach auch in den folgenden Jahren durch Schulzes Kölner Collegen Grashof entwickelt sind*); Beide waren namentlich auch darin einverstanden, dass die katholische Geistlichkeit von der „unbilligen durch den Papst gebotenen

*) S. in den von ihm 1839 in Essen veröffentlichten Buch: Aus meinem Leben und Wirken namentlich seine S. 144 ff. und S. 168 ff. abgedruckten Gutachten von 1817 und 1818; in letzterem ist besonders beachtenswerth die Forderung strenger Handhabung der Grundsätze des 1672 zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg abgeschlossenen Religions-Recesses, dessen Bedeutung neuerdings mit Recht Max Lehmann in seiner Einleitung zum ersten Bande seiner Publication über Preussen und die katholische Kirche so nachdrücklich betont hat.

Forderung abstehe, vermöge welcher eine gemischte Ehe nicht eher die kirchliche Einsegnung erhält, als bis der protestantische Theil sich eidlich anheischig gemacht hat, alle aus der Ehe erwachsenen Kinder in der katholischen Religion erziehen zu wollen“. Besonders aber wurde von Beiden mit Entschiedenheit die Leitung des Schulwesens als Staatssache bezeichnet; in den beiden Denkschriften vom December 1816 wurde daher sehr eine Verfügung vom 17. August dieses Jahres beklagt, nach welcher das katholische Elementar-schulwesen wieder unter die bischöflichen Behörden gestellt und ihnen die Prüfung und Einsetzung der Lehrer zugewiesen war; da sie dazu weder die nöthigen Kenntnisse noch die erforderliche Zeit besäßen, so erörterte Schulze, werde dadurch die dringend nöthige Besserung der Schulen gehindert. Da während der französischen Herrschaft für den öffentlichen Unterricht nicht nur nichts geschehen, sondern vielmehr alles angewandt denselben von Grund aus zu zerstören, finde gerade hier die preussische Regierung „den freiesten und schönsten Spielraum sich durch zweckmässige Einrichtungen den Dank der Mit- und Nachwelt zu verdienen und sich auf die sicherste und erfreulichste Weise die Liebe und Anhänglichkeit der neuen Provinzen für immer zu gewinnen“. Unter diesem Gesichtspunkt legte Schulze besonderes Gewicht auch auf die von ihm zunächst betriebene Verbesserung der Gymnasien: mit ihr sei bereits ein guter Anfang gemacht; dankbar erkannte er die Unterstützung an, welche das Ministerium des Innern den von Coblenz aus gestellten Anträgen gewährte. „Noch schneller aber, führte er aus, würde die Organisation der in jedem Regierungsbezirk nöthigen Gymnasien erfolgen und noch wohlthätiger könnte die Wirkung dieser verbesserten Anstalten sowohl für die Rheinprovinzen wie für den ganzen Staat werden, wenn man nicht aus allzu grosser für die Rheinprovinzen unnöthigen Aengstlichkeit alle Lehrstellen mit Katholiken besetzen wollte. Durch die französische Herrschaft ist hier ein solcher Indifferentismus in Glaubenssachen einheimisch geworden, dass sich die Masse des Volks ebensowenig wie die höhern Stände um die Frage bekümmern, ob Jemand der katholischen oder der protestantischen Kirche

angehört. Diesen Indifferentismus, welcher an sich nicht zu loben ist, sollte die preussische Regierung zu einem für das Ganze heilsamen Zweck benutzen und an jedem grösseren Gymnasium für diejenigen Unterrichtsgegenstände, welche mit den Glaubensartikeln nichts gemein haben, wenigstens zwei wissenschaftlich gebildete und von treuer Liebe für den preussischen Staat erfüllte Protestanten anstellen. Diese könnten und würden den Ernst, die Gründlichkeit und den Umfang der norddeutschen Gymnasialbildung in die Rheinprovinzen verpflanzen, den hier fast erstorbenen Sinn für die alte classische Literatur wie auch für die deutsche Sprache und Wissenschaft in ihren Zöglingen wecken und die Gemüther der hiesigen von der Natur reich ausgestatteten Jugend mit der in Norddeutschland aufgeblühten Begeisterung für König und Vaterland gründlicher entflammen als es die katholischen Geistlichen, welche man anzustellen sucht, immer vermögen, da ihnen jene Begeisterung bis jetzt fremd geblieben. Auch möchte es wohl kein schicklicheres Mittel geben, die Rheinprovinzen mit den alten Stammländern des preussischen Staats allmählich näher zu befreunden, zwischen ihnen eine innere geistige Verbindung zu stiften und die für die preussische Monarchie unumgänglich nothwendige Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten zu bewirken, als gerade die Anstellung einiger tüchtigen und mit der grössten Sorgfalt auszuwählenden protestantischen Lehrer an den hiesigen Gymnasien und zwar besonders für den Unterricht in der alten classischen Literatur und in der Muttersprache. Uebrigens wird auch der für den Augenblick sehr fühlbare Mangel an gründlich gebildeten Sprachkennern von katholischer Religion die Anstellung einiger protestantischer Lehrer nothwendig machen und hinlänglich rechtfertigen.“

Den gleichen Standpunkt vertrat Schulze auch bei seinen Aeusserungen über das Kirchen- und Schulwesen der Protestanten, die ein Drittel der Bevölkerung im Regierungsbezirk Coblenz bildeten und im Ganzen in gutem Einvernehmen mit den rheinischen Katholiken lebten. Er empfahl „den Protestanten, ohne dass sie vor den Katholiken auch nur die

geringste Begünstigung erhalten, den möglichst freiesten Spielraum zur Entwicklung ihres geistigen und religiösen Lebens zu eröffnen“ und ihnen die Ansiedelung in den Rheinprovinzen möglichst zu erleichtern. Er wies darauf hin, dass ihr Kirchen- und Schulwesen weniger als das katholische den verderblichen Einfluss der französischen Herrschaft erfahren habe; ihre Geistlichen seien ohne Frage gebildeter als die katholischen; hätten sie sich in letzter Zeit um gründliche theologische Gelehrsamkeit wenig gekümmert, so verfehlten schon jetzt Ernst und Strenge des Consistoriums bei Prüfung der Candidaten und Herstellung der Kirchengzucht nicht ihre Wirkung. Dringend empfahl er auch für die protestantischen wie für die katholischen Geistlichen eine baldige Erhöhung ihrer Besoldung durch den Staat; sie sei bei ihnen noch mehr als bei diesen zu wünschen, da sie „gewöhnlich Familienväter sind und wenigstens einige literarische Bedürfnisse haben, welche man bis jetzt bei den katholischen leider! nicht gewährte“. Für das protestantische Elementarschulwesen erklärte er die bereits vom Coblenzer Consistorium beantragte Begründung eines Lehrer-Seminars für besonders förderlich.

Wie in der von Solms-Laubach veranlassten Denkschrift, wurde endlich auch in der Schulzes nachdrücklich die baldige Errichtung der rheinischen Universität empfohlen, „theils damit das väterlich gemeinte Wort unseres edlen Königs eingelöst werde, theils damit die studirende Jugend in den Rheinprovinzen, wo noch nie eine Universität im deutschen Sinne des Worts war, endlich Gelegenheit erhalte, sich mit der deutschen Wissenschaft und Kunst vertraut zu machen, theils damit die zerstreuten wissenschaftlichen Bestrebungen einzelner Männer in der hiesigen Jugend den schon längst ersehnten Mittel- und Stützpunkt gewinnen. Besonders aber für die Bildung der katholischen Geistlichen würde eine Universität mit einer aus gelehrten und frommen Männern bestehenden theologischen Facultät von den wohlthätigsten Folgen sein. Dass es mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, eine solche Universität zu gründen, kann nicht verkannt werden. Indessen scheint der gegenwärtige Zeitpunkt besonders günstig, aus Baiern, Württemberg, Baden und selbst aus

dem Grossherzogthum Weimar mehrere ausgezeichnete Lehrer katholischer Confession für den preussischen Staat zu gewinnen, vorzüglich wenn man ihnen die heitere Aussicht eröffnet, in Bonn lehren und leben zu können.“

Schulze beendete die Niederschrift dieser Erörterungen in der letzten Stunde des Jahrs 1816, des ersten Jahres seiner wie der Wirksamkeit der neuen preussischen Behörden im Rheinland „mit der frohen, auf Thatsachen gegründeten Hoffnung, dass schon das nächste Geschlecht in den Rheinprovinzen den Tag, welcher diese Länder mit Preussen vereinte, dankbar preisen wird, wenn die Rechtlichkeit und Milde, welche alle Schritte der Regierung leitet, sich mit der nöthigen durchgreifenden Strenge paart, die Verwaltung zu einer folgerechten Einheit ihrer Massregeln gelangt und es sich zum Hauptziel ihres Strebens macht, eine geistige Verbrüderung der Rheinländer mit den ältern Provinzen je länger je mehr zu bewirken“.

Von diesem Streben erfüllt hatte Schulze, wie erwähnt, schon ehe er diese Worte schrieb, namentlich um die Verbesserung des Unterrichtswesens sich bemüht. Ein Blick auf das, was ihm in seiner amtlichen Thätigkeit entgegengetreten war, lässt uns die Motive seiner Ausführungen erkennen. Sofort nachdem er nach Coblenz gekommen war, hatte er seine Aufmerksamkeit dem dortigen Gymnasium zugewandt und nach gründlicher Prüfung aller seiner Verhältnisse schon im Mai eine ausführliche Denkschrift über dieselben ausgearbeitet*). 1582 hatten die Jesuiten, welche sich eifriger Unterstützung durch die Trierer Erzbischöfe Jakob III. und Johann VII. zu erfreuen hatten,

*) Zum 300jährigen Jubiläum des Coblenzer Gymnasiums hat 1882 K. Wörbs eine Geschichte desselben seit 1582 veröffentlicht; in dieser sind für die älteren Zeiten namentlich die Arbeiten von Klein und Dominikus, für die folgenden Urkunden und Acten des Coblenzer Staatsarchivs und des Archivs des Gymnasiums und die Programme seit 1815 benutzt. Dagegen sind die Acten des Provincial-Schulcollegs, die ich einsehen und verwerthen durfte, von W. nicht berücksichtigt; mit keiner Silbe hat er Schulzes und seiner Thätigkeit für die Anstalt gedacht.

eine Lehranstalt hier eröffnet, in der eine grosse Zahl von Schülern bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nach den Vorschriften der noch im 16. entworfenen Studienordnung unterrichtet wurde. Auch bei der Aufhebung des Ordens wurden zunächst einzelne seiner Mitglieder als Lehrer an dem kurfürstlichen Gymnasium beibehalten, das an die Stelle des im September 1773 geschlossenen Jesuitencollegiatrat; Kurfürst Clemens Wenzeslaus, der in seiner sächsischen Heimath unter Einwirkung eines durchgebildeten Unterrichtswesens aufgewachsen war, suchte dann allerdings bei allen Bildungsanstalten seines Erzstifts mannigfache Verbesserungen einzuführen: die Gedanken der Aufklärung fanden Eingang auch bei Lehrern und Schülern des Coblenzer Gymnasiums; der Radicalismus aber, dem Viele von ihnen sich zuwandten, bot ein neues Hinderniss für die Fortschritte ruhiger Bildungsarbeit. Es ist bekannt, wie stark durch die französische Revolution gerade Coblenz beeinflusst wurde, das Hauptquartier der französischen Emigranten und zugleich die Wirkungsstätte von Görres. Schwärmte er als Jüngling für die Vereinigung seiner Heimath mit Frankreich, so mussten wohl auch die Erfahrungen, die er als Lehrer an der neuen in französischer Weise organisirten Secundärschule seiner Vaterstadt machte, dazu beitragen, ihn zu andern Anschauungen über die Franzosen und ihren Einfluss auf Deutschland zu führen. In Schulzes Denkschrift wird nachdrücklich hervorgehoben, wie die Stürme des Kriegs und die Massregeln der französischen Behörden die Anstalt schädigten, wie oft das Schulgebäude zu fremdartigen Zwecken dienen musste, wie die Einnahmen sanken, die Lehrer, deren Besoldung zum grössten Theil auf den wechselnden Ertrag von Weingütern angewiesen war, in Bedrängniss geriethen, die Zahl der Schüler sich verminderte und ihnen nur ein durchaus ungenügender Unterricht ertheilt wurde. Als dessen „Hauptgegenstand wurde die französische Sprache behandelt, Griechisch wurde gar nicht, Lateinisch sehr dürftig und oberflächlich gelehrt; die Muttersprache wurde vernachlässigt und vor einem klaren, belebenden Unterricht in der Geschichte scheute sich die im Finstern waltende den Todesmächten dienende Tyrannei“. Scharf

beurtheilt Schulze besonders den ungünstigen Einfluss der Unterordnung der Anstalt unter die französische Universität, welche „die Hälfte der noch übrigen Lehrlinge vertrieb, von den Lehrern bedeutende Summen für ihre Diplome erpresste und alle eingeschlichenen Missbräuche sanctionirte“. Warm erkennt er dagegen den Eifer an, mit dem Görres, sobald er nach Vertreibung der Franzosen zum Director des öffentlichen Unterrichts im Rheinland ernannt war, sich der Schule angenommen habe; aber die provisorische Verwaltung, der er angehörte, vermochte die wichtigen Besserungsvorschläge, die er machte, nicht auszuführen. So fand Schulze alle Verhältnisse der Anstalt in arger Zerrüttung vor: es fehlte an genügenden finanziellen Mitteln und an geeigneten Lehrern, an einem Lehrplan und in Folge dessen an Zusammenhang des Unterrichts und nicht minder an ordentlicher Schulzucht. Nachdem Görres das bisher vorherrschende Französische als Hauptunterrichtsgegenstand verbannt hatte, beschränkte sich in allen 6 Classen, die noch nach der von den Jesuiten eingeführten Weise benannt wurden, der Unterricht fast einzig und allein auf die lateinische Sprache, aber auch diese wurde höchst ungenügend und unzweckmässig gelehrt. Auch die Schüler der beiden obersten Classen, der Poetica und Rhetorica, die weil die nöthigen Lehrer fehlten, meist zusammen unterrichtet werden mussten, waren daher noch durchaus unsicher in der lateinischen Grammatik. „Von den Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache, sagt Schulze ausdrücklich, haben sie eben so wenig Kenntniss, als sie im Stande sind, einen alten lateinischen Prosaiker oder Dichter mit seinen Schönheiten zu verstehen und aufzufassen. Uebungen in deutschen Aufsätzen und in einem schönen gefälligen mündlichen Vortrage, fehlen gänzlich; Griechisch wird zwar dem Namen nach gelehrt, aber die Mitglieder beider Classen können weder decliniren noch conjugiren; in der sogenannten Rhetorica werden den Schülern Stücke aus der Iliade dictirt, um sie in der griechischen Kalligraphie zu üben, aber einen Hexameter aus dem Homer kann auch nicht einer weder richtig lesen, noch im Sinne des Sängers verstehen“. Schulze war weit entfernt, die gerügten Fehler und Mängel der An-

stalt allein den damals an ihr wirkenden Lehrern zuzuschreiben, aber er hielt sich doch auch verpflichtet hervorzuheben, dass sie ihrer Aufgabe keineswegs gewachsen seien, dass keiner von ihnen den für ihren Beruf unentbehrlichen Grad höherer Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit besitze, ja dass gerade der Begabteste unter ihnen, Professor Türk, sein Amt nur lässig betreibe und mannigfachen Anstoss gebe. Unter diesen Verhältnissen erklärte Schulze die Berufung nicht nur eines neuen Directors an Stelle des 1815 gestorbenen Simon, auch die Anstellung mehrerer tüchtiger neuer Lehrer für ein dringendes Bedürfniss; die nöthigen Mittel für ihre Besoldung, förderte er schliesslich, müssten baldigst durch die Staatskasse und durch die Stadt Coblenz beschafft werden, da die Interessen von Staat und Stadt verlangten, dass die Reorganisation des Gymnasiums noch vor dem Beginn des neuen Schuljahrs im November 1816 erfolge.

Allerdings so schnell wurde diese nicht vollzogen. Das Ministerium war mit Schulze und seinen Collegen im Consistorium darin einverstanden, dass die innere Erneuerung des Gymnasiums für die Stadt und den Regierungsbezirk Coblenz von grösster Wichtigkeit sei und sich nicht durch Palliativmittel bewirken lasse, sondern es vielmehr auf dessen gänzliche Umgestaltung ankomme: die Anträge, welche das Consistorium in diesem Sinne nach Schulzes Vorschlägen hinsichtlich der Einrichtung der Schule und des Lehrpersonals stellte, fanden in Berlin eine wohlwollende Erwägung. Aber man glaubte hier längerer Zeit zur Erreichung des gemeinsam erstrebten Ziels und grösster Behutsamkeit zur Ueberwindung von Schwierigkeiten zu bedürfen, wie sie dem Ministerium u. A. auch die Frage der Confession der neu anzustellenden Lehrer zu bieten schien. Es verdient Beachtung, dass 1815 Görres, wie erwähnt, durchaus kein Bedenken darin sah, als Director des Coblenzer Gymnasiums den Protestanten Schulze in Vorschlag zu bringen; bei den Berathungen des Consistoriums sprach nun Lange den Wunsch aus, dass Schulze auch als Schulrath die Direction der Anstalt übernehmen möchte; wegen seiner wichtigen anderen Geschäfte, die auch häufigere Reisen von ihm mit sich

brächten, schien dies anderen Collegen Schulzes nicht ausführbar zu sein, aber ausdrücklich wiesen entschieden zwei derselben die Ansicht des katholischen Consistorialraths Milz zurück, dass nur ein katholischer Director dem neuen Gymnasium Zutrauen bei der Bevölkerung verschaffen könne. Auf eine dreizehnjährige Erfahrung als protestantischer Religionslehrer in Coblenz gestützt behauptete Cunz, der aufgeklärte Theil der Coblenzer, für den das Gymnasium bestimmt sei, werde keine Befürchtungen hegen, wenn einem Protestanten die Direction der Anstalt übertragen würde; selbst in seinem Religionsunterricht seien ihm schon öfters Kinder von katholischen Eltern anvertraut; mehrere Coblenzer Privatanstalten protestantischer Lehrer würden am meisten von katholischen Kindern besucht. Der gerade wegen seiner gründlichen Kenntnisse auch im kanonischen und französischen Recht von Schulze ausdrücklich gerühmte Regierungsrath Lebens erörterte, dass Vorschriften des Westfälischen Friedens über den Genuss des eigenthümlichen Kirchenguts und Schulfonds der einzelnen Confessionen, auf die man sich berufen, nicht zu berücksichtigen seien, die jüngeren Friedensschlüsse enthielten keine Stipulationen zu Gunsten der einen oder andern Religionspartei; die Fürsten „waren durch die Erfahrung belehrt von der Ueberzeugung durchdrungen, dass das Wohl des Staats von der Erhaltung des moralischen und physischen Wohls sämmtlicher Unterthanen ohne Unterschied der Religion abhängt“. Es sei wünschenswerth, dass in dem Lehrpersonal eine glückliche Mischung von Protestanten und Katholiken stattfinde; dürfe der Staat nie ohne Grund die Vorurtheile des Volks beleidigen, so sei es andernfalls ebenso nachtheilig denselben blindlings nachzugeben, da dies Schwäche verrathe. Schulze war mit Lebens keineswegs in allen die Reorganisation des Gymnasiums betreffenden Fragen einverstanden; ganz aber stimmte er dessen Ausführungen gegen Milz zu und fügte noch folgende Bemerkungen hinzu: „Ein Gymnasium ist ein wissenschaftliches Institut, bestimmt, das wissenschaftliche Leben bei der hierzu tauglichen Jugend einzuleiten und zu begründen. In der Wissenschaft als solcher ist aber nicht vom Katholicismus, noch Protestantismus die

Rede, also auch nicht bei einem wissenschaftlichen Institut, dem Gymnasium. Hierzu kommt, dass das hiesige Collegium ein Landes-Gymnasium ist und es muss als solches den höheren Zwecken des Staats, nicht den untergeordneten Absichten einer besondern Religionspartei dienen. Dem preussischen Staate muss daran liegen, in den Rheinprovinzen eine gründliche wissenschaftliche Bildung zu verbreiten, und er wird und muss diesen Zweck durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu erreichen suchen; er wird also tüchtige Schulmänner, gründliche Sprachgelehrte und wahrhaft wissenschaftliche Männer da aufsuchen, wo er sie finden kann, unbekümmert um die Religionspartei, zu welcher sie sich bekennen. Es wäre für den preussischen Staat sehr erwünscht, wenn er recht viele tüchtige Katholiken fände, die er in seinen Rheinprovinzen als Lehrer anstellen könnte. Aber wenn er sie, wie ich fast fürchte, nicht fände, so sehe ich nicht ein, wie es unsern katholischen Brüdern anstössig sein könnte, wenn der Staat an rein wissenschaftlichen Instituten in katholischen Ländern Protestanten anstellte. Der eigentliche Religionsunterricht kann und muss von den Geistlichen einer jeden Confession abgesondert ertheilt werden. Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Mathematik u. s. w. kann weder katholisch noch protestantisch gelehrt werden, sondern gründlich muss der Unterricht in diesen Hauptstücken des Gymnasialunterrichts sein und der Staat wird, wenn dieses der Fall ist, nicht weiter zu fragen sich bemühen, ob die Lehrer Katholiken oder Protestanten sind. Bemerken muss ich noch, dass in Düsseldorf der gegenwärtige Director des ehemaligen Jesuitencollegiums ein Protestant ist, dass in Jena schon oft Katholiken Prorectoren waren, dass in München der Director der Akademie ein Protestant und die meisten Mitglieder der Akademie Protestanten sind. Dasselbe ist auch mehr oder weniger in Landshut und in Würzburg der Fall.“

Nach den in diesen Ausführungen vertretenen Gesichtspunkten beantragte das Consistorium auf Schulzes Vorschlag gleichzeitig die Berufung mehrerer katholischer und protestantischer Lehrer: hinsichtlich des Directorats wurde anheimgegeben, ob das Gymnasium nicht so lange von dem

Consistorium unter Zuziehung einzelner Lehrer geleitet werden solle, bis „sich ein in jeder Hinsicht tüchtiger, in den philologischen Wissenschaften gründlicher Schulmann von katholischer Religion und von allgemein anerkannten Verdiensten zu dieser wichtigen Stelle gefunden“ habe. Die wichtigste Stelle am Gymnasium wollten also auch die protestantischen Coblenzer Consistorialräthe einem Katholiken vorbehalten sehen und auch im Lehrercolleg würden nach ihren Vorschlägen Katholiken die Mehrheit gebildet haben; das Berliner Ministerium des Innern aber wünschte diesen noch mehr einzuräumen. Allerdings wurde auch in seinem Rescript vom 8. September 1816, durch welches die Anträge des Consistoriums beantwortet wurden, ausdrücklich anerkannt, dass die Anstellung von Protestanten zulässig sei, da der Staat aus dem Schulfonds des Regierungsbezirks einen bedeutenden Zuschuss leiste, von welchem auch Protestanten zu besolden ihm unbedingt frei stehe; aber zugleich wurde erklärt, dass ausser dem Director und dem Religionslehrer auch ein Hauptlehrer der Geschichte jedenfalls Katholik sein und „ausserdem durch die Anstellung andrer Lehrer katholischer Confession aller Schein vermieden werden müsse, als wolle man diese von dem der Stiftung nach ursprünglich ihr gehörenden Gymnasio verdrängen“. Es sollten daher zuerst ein Director und zwei Oberlehrer katholischer Confession ernannt werden, ehe das Ministerium an zwei der ihm vorgeschlagenen und auch ihm tüchtig erscheinenden Protestanten eine Ober- und eine Unterlehrerstelle übertragen wollte. Daraus ergaben sich nun mannigfache Schwierigkeiten; denn die in Aussicht genommenen Katholiken zeigten sich theils nicht geneigt, theils nicht geeignet die fraglichen Aemter zu übernehmen. Dass Schulze auch durch diese Erfahrungen in der Ueberzeugung von der Richtigkeit seines principiellen Standpunktes bestärkt wurde, beweisen schon die oben mitgetheilten Sätze seiner Denkschrift vom 31. December 1816; durch ähnliche Ausführungen suchte er auch beim Ministerium des Innern durchzusetzen, dass nun wenigstens für den Frühling 1817 zwei der früher vorgeschlagenen drei protestantischen Lehrer berufen würden. Aber bei dem traurigen Zustand des Gym-

nasiums glaubte er nicht so lange mit dessen Hebung warten zu dürfen; auch ohne genügende Mittel, um durchgreifend zu helfen, beeiferte er sich doch schleunigst, alles was bei den gegebenen Verhältnissen möglich war, ins Werk zu setzen, um schon im Winter 1816 einen bessern Zustand der Anstalt herbeizuführen. Zwei neue Lehrer für dieselbe fand er zunächst in zwei Männern, die bisher an einer lateinischen Schule in Ehrenbreitstein unterrichtet hatten. Diese war aus rechtsrheinischen Gütern des Gymnasialfonds von der Nassauischen Regierung errichtet worden; ihr längeres Fortbestehen war schon deshalb unmöglich, weil das von ihr benutzte Gebäude der Militärverwaltung eingeräumt werden musste; indem das Consistorium dieser hierin entgegenkam, gelang es ihm, ähnliche Ansprüche, die Gneisenaus Nachfolger, General Hake, auf das Gymnasialgebäude in Coblenz selbst erhob, zu beseitigen*). Neben den beiden aus Ehrenbreitstein nach Coblenz versetzten Lehrern Assmann und Wolff zog Schulze zur Aushilfe für das Wintersemester mehrere nicht dem Lehrstand angehörige Männer heran, die mit Eifer und Geschick sich der Aufgabe widmeten in ihnen bekannten Disciplinen den Schülern Unterricht zu ertheilen, die Offiziere Michaelis und O'Etzel, die damals auf dem von Müffling geleiteten militärisch-topographischen Bureau arbeiteten, den Regierungs-Calculator Rollshagen und den Apotheker Moser; ausser ihnen übernahmen einige Privatlehrer einzelne Stunden und endlich entschlossen sich Schulze selbst und sein College Lange trotz der fortwährenden Vermehrung ihrer Arbeiten im Consistorium dazu, in den beiden oberen Classen des Gymnasiums im Griechischen und Lateinischen zu unter-

*) Charakteristisch für Clausewitz sind seine vertraulichen Aeusserungen über diese Frage in einem Brief an Gneisenau vom 17. August 1816 (im Leben Gneisenaus V, 141), in denen er hervorhebt, „von einem gewissen niedrigeren Standpunkt aus gesehen“ habe General H. bei seiner Forderung der Abtretung des betreffenden Gebäudes für eine Kaserne sehr viele Gründe für sich, aber es werde dabei nicht beachtet, „dass an einer Kaserne sich nicht das Auge eines edlen Geistes weidet, dass sie nicht der Stolz und die Freude einer Bürgerschaft werden kann wie eine in Ruf und Ehren stehende Lehranstalt“.

richten. Diese freiwillige Mehrarbeit, die Schulze zum Besten der Coblenzer Schuljugend übernahm, brachte ihn in ein näheres Verhältniss zu dieser selbst und den Eltern; noch im höchsten Alter hat er es als eine Fügung der Vorsehung dankbar gepriesen, dass er in diesen Lehrstunden zuerst auf die ausserordentliche Begabung des damals 16jährigen Johannes Müller aufmerksam wurde und dessen „ebenso sinnigen als bescheidenen“ Vater, der seinen Sohn zum Handwerker bestimmt hatte, ermunterte diesen vielmehr studiren zu lassen*).

In solcher Weise gelang es schon im Winter 1816 einen bessern Zustand des Gymnasialunterrichts in Coblenz als den bisherigen herzustellen und die nothwendige weitere Annäherung an die vom Ministerium und Consistorium gemeinsam erstrebten Ziele vorzubereiten. Bereits im Juli hatte Schulze einen vollständigen Lehrplan ausgearbeitet; er ging bei ihm von den gleichen Grundgedanken aus, die er 1812 der Hanauer Schulinspection in seinem Gutachten über Gymnasien und deren Einrichtung entwickelt hatte; mehrere Sätze aus diesem nahm er wörtlich in die übrigens viel knapper gefasste Einleitung auf, welche er als allgemeine Motivirung seinen speciellen Vorschlägen über die Einrichtung des Unterrichts in den einzelnen Classen voranschickte. Nach seiner Anschauung vom Zweck des Gymnasiums empfahl er auch jetzt als Hauptlehrgegenstände Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Mathematik; den classischen Sprachen wies er die weitest aus grösste Stundenzahl zu und einen bedeutenden Theil derselben dem Griechischen, wenn er auch nicht mehr die ja auch in Hanau nicht durchgesetzte Forderung aufstellte, dass mit ihm der Unterricht in den classischen Sprachen begonnen würde; wie er im Einzelnen diese Lehrgegenstände und daneben Religion, Geographie und Geschichte, Naturgeschichte und Physik und jetzt auch Zeichnen und Singen berücksichtigt sehen wollte, zeigt die folgende Tabelle, in der ich übersichtlich seine Vorschläge zusammengestellt habe.

*) Vgl. auch die Gedächtnissreden auf J. Müller von Du Bois-Reymond in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1859 S. 31 und von Virchow (Berlin 1858) S. 7.

	VI	V	IV	III	II	I
Deutsch	7	6	4	4	2	2
Lateinisch	6	6	8	9	13*)	12
Griechisch	—	2	5	6	8	9*)
Mathematik	4	4	4	4	4	4
Geographie u. Geschichte	5	4	4	3	2	2
Naturgeschichte (in II u. I Physik)	—	—	1	1	1	1
Kalligraphie	4	4	2	1	—	—
Zeichnen	2	2	2	2	2	2
Singen	2	2	2	2	2	—
Religion	2	2	2	2	2	2
	32	32	34	34	36	34

Bei einem Vergleich dieser Tabelle mit den früher mitgetheilten Stundenplänen für die Hanauer Schule tritt uns mancher bedeutsame Unterschied zwischen diesen und Schulzes jetzigen Vorschlägen entgegen; dagegen trafen letztere in den wichtigsten Punkten mit dem später noch genauer zu besprechenden Lehrplan überein, der kurz zuvor von Süvern ausgearbeitet war. Nach Beider Ansicht sollte das Gymnasium aus 6 Classen oder 3 Bildungsstufen von je 2 Classen bestehen; für die oberste Classe nahmen Beide einen dreijährigen, für die zweite einen zweijährigen, für die unteren einen einjährigen Cursus an; da Schulze auch für Tertia nur ein Jahr festgesetzt hatte, konnte nach seinen Vorschlägen ein Schüler den ganzen Unterrichtscursus in neun Jahren vollenden, während von Süvern hierfür in der Regel zehn Jahre, weil für Tertia zwei Jahre bestimmt waren. Eine grössere Stundenzahl als Schulze hatte dieser der Mathematik, eine geringere der Geographie und Geschichte zugewiesen; auch in der Vertheilung der sprachlichen Unterrichtsstunden

*) Schulze bestimmte in beiden obersten Classen je 12 Stunden für Latein und 8 für Griechisch, ausserdem in Secunda eine für eine gedrängte Uebersicht der römischen Literatur und Alterthümer und in Prima eine für eine gedrängte Uebersicht der griechischen Literatur und Alterthümer. Hebräisch sollte nur dann in I und II in 2 wöchentlichen ausserordentlichen Stunden gelehrt werden, wenn Mitglieder sich fänden, die sich der Theologie widmen wollten.

wichen sie mehrfach von einander ab; dagegen waren sie durchaus einverstanden in den principiell wichtigsten Fragen, namentlich in der Streichung des Französischen und in der Hochschätzung des Griechischen. Beide hatten in Hinsicht auf das Letztere in früheren Jahren noch weiter gehende Forderungen aufgestellt; aber auch was sie jetzt begehrten, ging weit hinaus über die bisherigen Leistungen deutscher Gymnasien, und ein vollständig neues Ziel wurde dadurch der Coblenzer Schule gesteckt, auf der unter jesuitischer wie unter französischer Herrschaft Griechisch und Deutsch grundsätzlich vernachlässigt waren. Bei dieser Sachlage konnte Schulze nur erfreut darüber sein, dass für die Zukunft auch in Coblenz eine Durchführung des in den wichtigsten Punkten seinen Anschauungen und Vorschlägen entsprechenden Süvernischen Lehrplans vom Ministerium in Aussicht genommen wurde, dessen baldige Veröffentlichung damals beabsichtigt war; ausdrücklich wurde von ihm dabei dem Consistorium anheimgegeben Modificationen vorzunehmen, wie sie die dortigen Verhältnisse erforderten. Solche waren zunächst unvermeidlich mit Rücksicht auf die vorhandenen Schüler und Lehrer; um so wichtiger war eben deshalb, dass 1817 das Ministerium drei von Schulze vorgeschlagene Männer nach Coblenz berief und zwar als Oberlehrer Steinmetz aus Wiesbaden und den bis dahin an Pestalozzis Institut in Yverdun thätigen Leutzingen und als Unterlehrer Thierbach aus Gotha. Besonders werthvoll war der Gewinn von Leutzingen für den mathematischen Unterricht, den er dann seit dem Frühjahr 1817 fast 40 Jahre lang geleitet hat; seinen günstigen Einfluss hat auch Johannes Müller in seiner Dissertation gerühmt. Anfang 1818 glaubte Schulze dann eine geeignete Kraft auch für den Posten des Directors gefunden zu haben; auf seinen Vorschlag wurde als solcher Christian Schlosser*), der jüngste Neffe von Goethes Schwager ernannt. Als dieser 1801 in Jena studirte,

*) Vgl. über ihn Rosenthal, Convertitenbilder I, 244 ff., Freses Einleitung zu seiner Ausgabe der Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass S. 5 ff. und Eilers' Wanderung durchs Leben I, 193 f. und II, 66.

hatte Goethe über ihn geurtheilt: „Er ist ein kleiner Enragé für die neueste Philosophie und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, dass ich und Schelling unser Wunder daran sehen.“ Goethe hatte gemerkt, dass Christian damals auch seinen ältern Bruder „nach Jena zu der seligmachenden Kirche gerufen hatte“; noch in anderem Sinne hatte seitdem Schlosser das Goethische Wort wahr gemacht, indem er 1812 in Rom zum Katholicismus übergetreten und wohl mit dadurch auch sein Bruder bald darauf zu dem gleichen Schritt bestimmt war. Mit gutem Grund führte Karl von Raumer Schlossers Entschluss mit auf seine Schwärmerei für mittelalterliche Kunst zurück; auch Schulze wies in seinem Bericht über Schlosser nachdrücklich auf dessen Beschäftigung mit italienischer Kunst und seine feine ästhetische Bildung hin; er glaubte, dass diese ihm jede intolerante Denk- und Handlungsweise unmöglich mache: bei Schlossers edler Persönlichkeit, seiner schnellen Fassungsgabe, seinem gefälligen Vortrag, meinte er, dürfe man sich eine erspriessliche Wirksamkeit von ihm versprechen, wenn ihm sein Wunsch erfüllt und ihm das Directorat übertragen würde. Schulze und noch bestimmter das Ministerium hoben wohl die Bedenken hervor, die gegen die Anstellung des katholischen Romantikers sprachen, der nie als praktischer Schulmann thätig gewesen war; bald aber stellte sich heraus, dass sie diese Bedenken unterschätzt und einen Fehlgriff begangen hatten, als sie trotz derselben zu dieser Wahl sich entschlossen. Der „geistvolle, aber etwas überspannte“ Mann, wie Schlossers Landsmann Böhmer, der seiner Familie und seinen Anschauungen mit ausgesprochenem Wohlwollen gegenüberstand, ihn charakterisirt*), zeigte sich der ihm übertragenen Aufgabe nicht gewachsen; es kam zu Differenzen zwischen ihm und Schulzes Nachfolger Lange, in Folge deren schon im Juni 1819 Schlosser zurücktrat. An seiner Stelle wurde Franz Nicolaus Klein zum Director des Gymnasiums ernannt, der dann über 30 Jahre an dessen Spitze gestanden hat.

Erst nach Schulzes Fortgang von Coblenz ist dadurch

*) S. Janssen, Böhmers Leben, Briefe und Kl. Schriften III, 479.

die Neugestaltung des Gymnasiums vollendet; der Grund zu dieser aber ist durch ihn gelegt. Es war seine erste Aufgabe hier in der alten Residenz der Trierer Erzbischöfe, jetzt dem Sitz der wichtigsten Behörden des neuen preussischen Grossherzogthums Niederrhein für die Hebung des Unterrichtswesens zu sorgen; wie er diese Aufgabe angriff und ihrer Lösung entgegenführte, lässt uns am klarsten die leitenden Motive, die Ziele und Mittel seiner Wirksamkeit im Rheinland erkennen. Keineswegs aber hat sich diese auf die Coblenzer Verhältnisse beschränkt. Eine bedeutsame ähnliche Thätigkeit entfaltete er vielmehr gleichzeitig auch an anderen wichtigen Punkten des seiner Fürsorge anvertrauten grossen Gebiets. Für den rechtsrheinischen Theil des Regierungsbezirks Coblenz war namentlich werthvoll die von ihm mit Eifer und Erfolg betriebene Neugestaltung des Gymnasiums in Wetzlar. Hier war unter Dalbergs Herrschaft an Stelle der alten lutherischen Oberschule ein für alle Religionen gemeinschaftliches Gymnasium eingerichtet; diese Anstalt aber war in der Kriegszeit in Verfall gerathen: die vier Classen, mit denen sie 1809 eröffnet war, hatten wegen Mangel an Lehrkräften bereits in zwei zusammengezogen werden müssen, als 1816 auch der Rector der Schule seine Stelle niederlegte und so dieser nur zwei Lehrer verblieben, ein Schreiblehrer und der nur provisorisch angestellte Conrector Ciechansky. Schulze bestimmte durch eine eingehende Darlegung der traurigen finanziellen Verhältnisse der Wetzlarer Schulkasse das Ministerium zur Bewilligung eines bedeutenden jährlichen Zuschusses; zum Director wurde auf seinen Vorschlag Philipp Ludwig Snell ernannt, ein Sohn des angesehenen Oberschulraths Snell in Weilburg, der selbst als Conrector und Prorector in Idstein sich als tüchtiger Schulmann bewährt hatte; neben ihm gewann Schulze als Lehrer den spätern Leiter des Ilfelder Pädagogiums Wiedasch, der als Privatlehrer in Coblenz dort von ihm auch zuerst zum Unterricht am Gymnasium herangezogen war. Die im November 1817 wieder mit vier Classen eröffnete Anstalt nahm namentlich durch die eifrige Thätigkeit des neuen Directors bald einen erfreulichen Aufschwung; leider wurde er

in die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt und dadurch seine Kraft dem Gymnasium zu früh entrissen; was er begonnen, führten aber zwei der begabtesten Weimarer Schüler Schulzes fort: nach einander haben in Wetzlar Wilhelm Weber und Johannes Herbst das Directorat verwaltet.

Unter Schulzes Mithülfe sind die ersten Schritte auch für die Reorganisation des Gymnasiums in Kreuznach geschehen; dessen Eröffnung erfolgte allerdings erst 1819 nach seinem Fortgang von Coblenz. Dagegen gelang es ihm, noch während er dort wirkte, auch in den Hauptorten der beiden anderen Ingersleben unterstellten rheinischen Regierungsbezirke Achen und Trier das höhere Unterrichtswesen neu zu gestalten. Wie in Coblenz waren auch in Trier, Achen und Düren von den Jesuiten Lehranstalten gegründet. In keiner Weise entsprachen die Schulen, die nach Aufhebung des Ordens mannigfache Veränderungen und Stürme erlebt hatten, den von der neuen preussischen Regierung zu stellenden Anforderungen; in Achen und Trier aber wurde bald durch geschickte Benutzung der aus allen Stürmen geretteten Güter der Schulen und neu bewilligter Mittel ein besserer Zustand hergestellt. Längere Zeit erforderte die Reorganisation des Unterrichtswesens in Düren, weil hier die französische Regierung das gesammte Schulvermögen zu Gunsten des Domänenfiscus veräussert hatte; erst nachdem Schulze Coblenz verlassen hatte, konnte auch die ebenfalls von ihm bereits betriebene Neugestaltung des Gymnasiums in Saarbrücken durchgeführt werden.

Ein Einblick in die Berichte, die Schulze über all diese Anstalten erstattete, lässt anschaulich die ausserordentlichen Schwierigkeiten erkennen, welche hier zu überwinden waren; sie schreckten ihn nicht ab, sondern trieben ihn vielmehr nur zu immer gesteigerter Thätigkeit im Dienst der wichtigen Bildungsaufgaben, deren grosse nationale Bedeutung gerade auf diesem Boden er und die Genossen seiner Arbeit warm empfanden und stark betonten. Es entsprach ganz seinen Anschauungen, als die Trierer Regierung unter Hinweis auf sie für die Gründung einer höheren Schule in Saarlouis ein-

trat. „Wenn es dem preussischen Volke, schrieb sie in einem Berichte vom 22. April 1817, Ehre bringt seine Fahnen bleibend auf den Wällen einer französischen Festung aufgestellt zu haben, so giebt es hier eine schöne Gelegenheit einen noch besseren Triumph zu erringen und durch Gründung einer vorzüglichen Schule sowie durch alles, was bis jetzt für das Volkswohl geschehen ist, den Beweis zu liefern, dass deutscher Sinn und deutsche Beharrlichkeit das Fortschreiten der Cultur sicherer bewirken, als was die letzten 25 Jahre her von den Reformatoren der Welt für die Erreichung dieses Zweckes war gethan worden.“ Schulze bewies bei diesen wie bei anderen Verhandlungen, dass er bei allem Eifer für den grossen Zweck, den er im Auge hatte, doch klar die Grenzen des unter den gegebenen Verhältnissen Möglichen erkannte; er war sich bewusst, dass nicht alles mit Einem Schlage sich erreichen lasse. Bei dem bisherigen Zustand der Gymnasien des Grossherzogthums Niederrhein, erklärte er in einem Bericht vom 28. November 1816, werde wohl in den ersten zwei Jahren Niemand oder doch nur eine sehr kleine Zahl von Schülern den Forderungen des Edicts, das 1812 über die Abiturientenprüfung in den alten Provinzen erlassen war, entsprechen können. Dennoch beantragte er in demselben Berichte, dass das genannte Edict für diese Provinz in Kraft gesetzt werde, in der Hoffnung, es werde auch in ihr „für die Zukunft der Einseitigkeit, Oberflächlichkeit und Halbheit des Wissens wie der gesammten Bildung einen starken Damm entgegensetzen, wenn es zur allgemeinen Kenntniss gebracht werde, dass die gegenwärtige Regierung an die studirenden Jünglinge des Grossherzogthums weit grössere Forderungen mache als sie bisher gewohnt waren.“ Das Ministerium hielt es bei der damaligen Beschaffenheit der fraglichen Gymnasien für unzweckmässig, die Einführung der Abiturientenprüfung bei ihnen zu verfügen; als Schulze nur 1½ Jahr später im Mai 1818 berichten konnte, dass die Gymnasien in Coblenz, Wetzlar, Achen und Trier sich seit zwei Jahren um ein sehr Bedeutendes verbessert hätten, und darauf gestützt seinen im November 1816 gestellten Antrag wiederholte, wurde dem-

selben entsprechend eine Prüfung der Abiturienten der vier genannten Gymnasien nach den Vorschriften des Edicts von 1812 noch für das Jahr 1818 angeordnet; sobald die neue Organisation der Gymnasien in Kreuznach, Düren und Saarbrücken vollendet sei, sollte auch dort ebenso verfahren werden. Und wenn auch noch nicht 1818, so wurden doch im folgenden Jahr 1819 wirklich an den vier ersterwähnten Gymnasien Abiturientenprüfungen gehalten, die nach dem Urtheil von Schulzes Nachfolger „im Ganzen den Erwartungen entsprachen“.

Schulze hatte auch in dem Bericht über diese Frage vom November 1816 darauf hingewiesen, wie zweckdienlich für die Bildung der katholischen Geistlichen es wäre, „wenn bis zu dem Zeitpunkt, wo die rheinische Universität errichtet und das Besuchen derselben den jungen katholischen Theologen zur Pflicht gemacht sein wird, die Aufnahme in die katholischen Priesterseminarien nur demjenigen vergönnt würde, welcher sich beim Abgang vom Gymnasium der zu verordnenden Prüfung unterworfen und sich wenigstens das Zeugniß der bedingten Tüchtigkeit erworben hätte“. Die Bildung der Geistlichen aller Confessionen auf jede Weise zu fördern hielt er für eine der wichtigsten Aufgaben. Auch bei der Besetzung der 150 protestantischen Pfarreien, die das Consistorium zu vergeben hatte, fand er, seien bisher nicht in genügender Weise die Vorbildung und Kenntnisse der Candidaten beachtet: er hielt vor allem strenge Prüfung derselben für nothwendig; bei dem Fehlen anderer geeigneter Examinatoren übernahm zuerst er und sein College Lange den wichtigsten und schwierigsten Theil des theologischen Examens pro licentia concionandi. Er sah sich dadurch genöthigt seine theologischen Studien wieder aufzunehmen; zu seiner Freude verfehlten der Ernst und die Strenge, mit der die Prüfungen vollzogen wurden, die bisher fast unerhörte Zurückweisung einzelner unwissender Candidaten nicht die beabsichtigte Wirkung; auch in katholischen Kreisen wurde man aufmerksam auf die höheren Forderungen, die das evangelische Consistorium an seine angehenden Geistlichen stellte. Schulzes Stellung im Consistorium liess es ihm räth-

lich erscheinen auch um seine Ordination als evangelischer Geistlicher nachzusuchen; sie wurde im September 1817 vollzogen. Freilich hat er nun nicht etwa in Folge dessen eine Thätigkeit als Prediger in Coblenz aufgenommen, wie er sie einst in Weimar geübt hatte; wohl aber hat er hier zwei Male bei besonders bedeutungsvollen kirchlichen Feiern geredet: auf den Wunsch Gneisenaus übernahm er die Predigt in der Militärgemeinde bei der Todtenfeier zum Andenken der im Kampf fürs Vaterland Gefallenen, und als am 31. October 1817, bei dem dreihundertjährigen Jubelfest der Reformation die Union der beiden bisher getrennten evangelischen Confessionen begangen wurde, reichte er zusammen mit seinem Collegen Cunz den zahlreich versammelten Lutheranern und Reformirten das Abendmahl und forderte sie dabei auf „treu wie Luther, Zwingli und Calvin dem Heile des Evangeliums zu folgen, unerschrocken wie sie die erkannte Wahrheit zu vertheidigen und zugleich einträchtiger als sie durch ein christliches Leben je länger je mehr zu verklären die durch sie gestiftete evangelische Kirche“.

In warmen Worten feierte er in dieser Ansprache den Muth und die Kraft Luthers, der „durch den Donner seiner gottbegeisterten Rede die auf Menschenwitz gegründete Kirche erschütterte, welche sich mit übermüthigem Dünkel die allein selig machende nannte“: solch offenes Bekenntniss zu solcher Anschauung hinderte keineswegs freundliche Beziehungen zwischen ihm und angesehenen Katholiken, ja auch den Behörden der katholischen Kirche im Rheinland. In wichtigen amtlichen Fragen hatte er mit ihnen zu verhandeln, da Ingersleben, dem als Oberpräsidenten die Wahrung der landesherrlichen *iura circa sacra* oblag, auch zur Bearbeitung der hierauf bezüglichen Fragen ihn heranzog; wie er selbst erzählt, nahm er dabei, „wenn eine leise Hinweisung auf die für jede Regierung der römischen Kirche und den bischöflichen Behörden gegenüber unschätzbaren *articles organiques* nicht ausreichte“, seine Zuflucht zu dem Rathe des im kanonischen wie im französischen Recht besonders bewanderten Regierungsrath Lebens; auch sein katholischer College Schwarz, der allerdings durch sein starres Festhalten am Buchstaben nach

Schulzes Ansicht leicht zu Missgriffen verleiten konnte, unterstützte bereitwillig durch seine genaue Kenntniss aller kanonischen Satzungen den lutherischen Dickkopf, wie er Schulze zu nennen pflegte. Diesem gereichte es zu besonderer Freude, dass es ihm mit solcher Hülfe gelang, ohne je „der katholischen Kirche eine für den Staat nachtheilige Concession zu machen, zwischen der Regierung und den bischöflichen Behörden ein friedfertiges und vertrauensvolles Verhältniss aufrecht zu erhalten“. Da im Grossherzogthum Niederrhein sämmtliche bischöfliche Stühle erledigt waren, so hatte das Oberpräsidium nur mit den Generalvicaren in Achen, Trier und Ehrenbreitstein zu verkehren; unter ihnen schätzte Schulze besonders den Generalvicar Fonck in Achen: er fällt über ihn ein offenbar weit günstigeres Urtheil als Solms-Laubach, nach dessen Ansicht Fonck „ganz im Sinne der römischen Curie handelte“*). Aus Schulzes Bemerkungen über den Letzteren ist besonders interessant, was er über ein vertrauliches Gespräch mit dem Generalvicar erzählt. Er rieth danach diesem zu einer milderen Praxis bei der Bestrafung seiner Diöcesan-Geistlichen; da antwortete ihm Fonck: „Herr, Sie ahnen nicht, welche Engel, aber auch welche Teufel in einem katholischen Priester sitzen.“

Bei der Fülle verschiedenartiger Arbeiten, die ihm oblagen, begrüßte Schulze es als eine Erleichterung, dass er von manchen zeitraubenden und minder wichtigen Geschäften in Folge der Ende October 1817 erlassenen speciellen Dienstinstruction für die Provinzialconsistorien befreit wurde. Da diese hiernach fortan nur die Interna des Schul- und Kirchenwesens zu leiten hatten, während die Externa, insbesondere die Aufsicht über die Verwaltung des Kirchen- und Schulvermögens, den Regierungen zugewiesen wurden, brauchte auch Schulze sich mit letzteren Fragen nicht mehr zu beschäftigen;

*) Mejer, Römisch-deutsche Frage II B, 293. Vgl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte III, 216. Hinsichtlich F.s Haltung bei dem von Treitschke S. 383 besprochenen Process seines Neffen berichtet Schulze, der Generalvicar habe bei der Nachricht von der königlichen seinem Neffen günstigen Entscheidung aus seinem Privatvermögen eine bedeutende Summe zu wohlthätigen Zwecken gewidmet.

er dachte dadurch, wie er seinem Schwager schrieb, „an Einfluss, Freiheit des Wirkens und zugleich an Musse zu seinen Studien“ zu gewinnen. Es war begreiflich, dass seine ausgedehnte und vielseitige amtliche Thätigkeit ihm nur wenig Zeit für literarische Arbeiten liess: nur mit Anstrengung wurde es ihm möglich die in Hanau begonnene Uebersetzung von Winckelmanns Trattato preliminare in Coblenz zum Abschluss zu bringen; sie füllte den siebenten, den letzten von ihm bearbeiteten Band der von ihm mit Meyer unternommenen Ausgabe von Winckelmanns Werken*). Andere kleinere literarische Publicationen, wie er sie in nicht geringer Zahl in Weimar und Hanau hatte erscheinen lassen, sind von ihm in Coblenz nicht veröffentlicht worden. Unge- druckt blieben auch die hier von ihm gehaltenen Reden. Zu solchen wurde er auch hier durch seine Theilnahme am Frei- mauer-Orden veranlasst; in der in Coblenz neu gegründeten Loge Friedrich zur Vaterlandsliebe zum Redner vom Stuhl erwählt, suchte er, durchaus dem schon im Namen angedeute- ten Geiste der neuen Vereinigung entsprechend, die patrio- tische Gesinnung ihrer Mitglieder zu stärken. Aber noch in Coblenz zog er sich von der Thätigkeit im Orden zurück; wie er selbst erzählt, bestimmte ihn dazu mit das Missfallen seiner Frau über seinen Zusammenhang mit einer geheimen ihr selbst unzugänglichen Gesellschaft. Die beste Erholung nach anstrengender Arbeit fand er bei ihr im Genuss ihres Familienglücks, welches sich noch erhöhte, da ihnen am 1. April 1818 ein Töchterchen geboren wurde; dass der einst am gleichen Tage geborene Ingersleben dieses Kindes Pathe wurde, bezeugte und vermehrte die Beziehungen, die zwischen Schulze und seinem Vorgesetzten bestanden. Wer sich vergegenwärtigt, wie sein Wirken und Leben in Coblenz sich gestaltet hatte, wird es begreiflich finden, dass er nur mit gemischten Gefühlen einen ehrenvollen Ruf empfing, der ihn zwang von hier zu scheiden, sehr bald nachdem er das

*) Vom 29. December 1816 ist die Vorrede zu diesem Band datirt, der VI und 500 Seiten stark 1817 in Dresden veröffentlicht wurde.

Haus am Clemensplatz verlassen und in der Löhrrstrasse eine neue grössere und bequemere Wohnung bezogen hatte.

Auf seine eifrige und erfolgreiche Thätigkeit in der neuen wichtigen Provinz war man auch in den leitenden Kreisen des Staates aufmerksam geworden. Schon früher hatte nicht nur Süvern, sondern auch Eichhorn ihn persönlich kennen gelernt; als dieser nun im Anfang des Jahres 1818 sich zusammen mit Hardenberg länger am Rhein aufhielt und dabei öfter mit Schulze verkehrte, vermittelte er auch dessen Bekanntschaft mit dem Staatskanzler. Schulze wurde mehrfach von Hardenberg nach Schloss Engers eingeladen und erhielt beim Essen einen Platz in der Nähe oder an der Seite des Fürsten, so dass er mit ihm eingehende Gespräche führen konnte. Wie sehr er dabei und bei Erledigung wichtiger und schwieriger Aufträge, mit denen der Staatskanzler ihn betraut hatte, dessen Achtung und Vertrauen gewonnen hatte, wurde am besten dadurch bewiesen, dass Hardenberg nach seiner Rückkehr nach Berlin ihn Altenstein empfahl, als dieser einen Rath für das im Jahr zuvor begründete und ihm unterstellte Cultus- und Unterrichtsministerium suchte. Anfang Juli 1818 wurde darauf Schulze zunächst als Hilfsarbeiter ins Ministerium berufen; in einem vertrauensvollen Privatschreiben sprach Altenstein ihm gleichzeitig aus, nach Schulzes ganzer bisheriger Geschäftsführung und seinen früheren Bestrebungen zweifele er nicht, dass seine interimistische Berufung ein dauerndes Verhältniss begründen und er in diesem volle Genugthuung finden werde. Solchem Rufe zu erhöhter Wirksamkeit für das ganze preussische Unterrichtswesen konnte er sich nicht entziehen. Mit Schmerz sah Ingersleben, wie er an Altenstein schrieb, in ihm den vorzüglichsten Geschäftsmann und zugleich einen persönlichen Freund scheiden; doch gönnte er dem Minister sowohl „die wahre Hülfe“, die er durch Schulze gewiss erhalten werde, als auch diesem die verdiente Auszeichnung und bat nur, ihn besonders für die Rheinprovinz zu beschäftigen, damit der hier „von ihm so rege geweckte gute Geist nicht wieder einschlummere“. Begleitet von den Wünschen seines bisherigen Vorgesetzten und seiner Coblenzer Freunde trat Schulze am 20. Juli die

Reise nach der Hauptstadt an; den grössten Theil derselben legte er zusammen mit Wilhelm von Scharnhorst zurück, der eben jetzt nach Schlesien fuhr, um dort im August seine Hochzeit mit Gneisenaus ältester Tochter zu feiern; erst in Zwickau trennte sich Schulze von ihm und langte dann am 28. Juli Morgens in Berlin an. Mehrere alte Bekannte traf er hier wieder, darunter seine lieben Universitätsfreunde Köpke und Bennewitz und die ausgezeichneten Schauspieler, mit denen er früher in Leipzig und Weimar verkehrt hatte, Ludwig Devrient und P. A. Wolff; mit ihnen ass er gewöhnlich bei Jagow zu Mittag; besondere Freude bereitete ihm, dass Gneisenau, der im September zum Gouverneur von Berlin ernannt wurde, ihn in seiner bescheidenen Wohnung, die er in der Französischen Strasse bezogen hatte, aufsuchte und volle zwei Stunden bei ihm blieb. Und zu den alten gesellten sich bald manche interessante neue Bekannte. Schon kurze Zeit nach seiner Ankunft lernte er bei Altenstein Schinkel und Rauch und in der gesetzlosen Gesellschaft, in welche Nicolovius ihn einführte und in welcher er auch Schleiermacher wieder sah, Buttmann und Stägemann, Pfuel und Georg Reimer kennen. Seine alten Beziehungen zur Schillerschen Familie boten ihm einen persönlichen Anknüpfungspunkt auch mit seinem nunmehrigen Collegen Körner; Schulze erzählt, freundlich sei ihm dieser entgegengekommen: nicht ohne Wehmuth habe er ihn und seine Frau anblicken können, denen unmittelbar vor ihrer Uebersiedelung nach Berlin 1½ Jahre nach dem Tod ihres Theodor auch ihre einzige Tochter durch den Tod entrissen war. Vor allem wichtig und erfreulich war aber für Schulze, wie sein Verhältniss zu Altenstein sich gestaltete. In seinem oben erwähnten Brief hatte dieser ihm schon seine Absicht ausgesprochen ihn dauernd an sein Ministerium zu fesseln; Süvern, dem Schulze auf seiner Reise begegnet war, hatte ihm erzählt, dass nur finanzielle Schwierigkeiten die sofortige Ausführung dieser Absicht gehindert hätten; in ihr wurde nun Altenstein durch den persönlichen Verkehr mit dem neu Berufenen bestärkt. Der Eifer und die Geschicklichkeit, die Schulze bei Erledigung der ihm übertragenen Aufträge be-

währte, nahmen den Minister so für ihn ein, dass er, nachdem sie kaum zwei Monate zusammen gearbeitet hatten, ihm erklärte, er werde noch im Jahr 1818 seine dauernde Anstellung in Berlin durchzusetzen suchen. Und wirklich gelang dies noch während des Achener Congresses, zu welchem im Herbst auch der Minister sich begab und Schulze mitnahm; dort wurde dieser am 18. November 1818 vom König zum Geheimen Ober-Regierungsrath und wirklichen vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten mit einem Gehalt von 2400 Thalern ernannt. „Für das Aeussere unseres Daseins, schrieb er am Tag darauf seiner Frau, ist hinlänglich gesorgt; wir wollen Gott dafür danken, unsere Kinder nach seinem Willen erziehen und uns bemühen der vielen Wohlthaten, welche er uns beweist, nicht unwürdig zu sein. Ein grosser Wirkungskreis ist mir eröffnet; um ihn ganz auszufüllen ist nicht nur eine vielseitige gründliche Kenntniss, sondern auch eine ungewöhnliche Kraft, ein frischer Muth und ein reiner Wille von Nöthen. Gott wird mein treugemeintes Gebet erhören und mich ausrüsten zu seinem Dienst mit den Waffen, deren ich bedarf, um zu seiner Ehre im harten unvermeidlichen Kampfe mit mir selbst und der Welt zu bestehen“.

Von der Bedeutung des ihm übertragenen Amtes, doch auch von den Schwierigkeiten, welche seine Verwaltung bot, hatten seine Arbeiten und Erfahrungen in den letzten Monaten und ganz besonders in Achen ihn überzeugen müssen. Aber gestärkt durch das Vertrauen, das eben dort Altenstein und Hardenberg ihm bewiesen hatten, übernahm er muthig die grosse „herzerhebende“ Aufgabe, die sie ihm stellten. Noch im November reiste er von Achen nach Köln und dann von da am 1. December nach Coblenz; so schnell als möglich ordneten er und seine Frau dort ihre Angelegenheiten und brachen dann noch vor Schluss des Jahres zusammen mit ihren drei Kindern nach der neuen Heimath auf. Ihre Reise ging trotz der zum Theil starken Kälte gut von Statten, da sie einen bequemen Wagen und einen tüchtigen Kutscher gefunden hatten, der sie täglich etwa zehn Meilen fuhr, und die Kinder nach dem Zeugniss ihrer Mutter sich musterhaft

betrogen; besonders erfreute es diese, als sie in Weimar Halt machten, zu sehen, wie viel Liebe und Anhänglichkeit hier ihr Mann sich gewonnen hatte. Sie lernte hier auch Lotte Schiller und Caroline von Wolzogen kennen; er besuchte auch Goethe, der ihn mit besten Wünschen für seinen neuen „ehrevollen“ Wirkungskreis entliess. Am Morgen des 1. Januar 1819 erreichten die Reisenden ihr Ziel. Berlin machte bei ihrer Einfahrt, wie Frau Schulze ihren Geschwistern nach Hanau schrieb, ihr keinen besonderen Eindruck; bald aber fand sie so viel Interessantes zu sehen und zu hören, dass sie nicht wusste, wo sie mit dem Beschreiben anfangen sollte: namentlich fesselte sie das Theater, in dem sie zuerst Calderons „Leben ein Traum“ und dabei Wolff in der Rolle des Sigmund sah. Im Sommer empfand sie dann freilich „sehr hart die Entbehrung der schönen Natur, an welche sie von Jugend auf gewöhnt“ war; aber bei Allem, was sie an der Grossstadt auszusetzen fand, tröstete sie sich mit dem Blick auf die Thätigkeit ihres Mannes, der „ungeheuer arbeite und dadurch einen grossen Einfluss für das Gute gewinne“. Um die Bedeutung dieser Arbeit Schulzes richtig würdigen zu können, ist es nöthig, die Voraussetzungen und Pläne des Ministeriums, in das er eingetreten war, und die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, in ihrem Zusammenhang mit den allgemeinen politischen Verhältnissen Preussens ins Auge zu fassen.
